This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

*Class*

BERLINER BEITRÄGE
ZUR
GERMANISCHEN UND ROMANISCHEN PHILOLOGIE

Ueber die

# volkstümlichen Elemente in den Gedichten Heine's.

Dr. August Walther Fischer.

BERLINER BEITRÄGE
ZUR
GERMANISCHEN UND ROMANISCHEN PHILOLOGIE
VERÖFFENTLICHT VON DR. EMIL EBERING.
XXVIII.

*GERMANISCHE ABTEILUNG No. 15.*

# Ueber die volkstümlichen Elemente in den Gedichten Heines.

Von

**Dr. August Walther Fischer.**

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

BERLIN.
**Verlag von E. Ebering.**
1905.

PD25
B39
no. 15-16

Meiner lieben Mutter zu eigen.

175038

PD25
B39
no. 15-16

Meiner lieben Mutter zu eigen.

175938

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

# Literatur.

## I. Textausgaben:

Heinrich Heines sämtliche Werke. Hrsgeg. v. Ernst Elster. 7 Bde. Leipzig und Wien.

Heinrich Heines Buch der Lieder nebst einer Nachlese nach den ersten Drucken oder Handschriften. Heilbronn 1887. In „Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh. in Neudrucken hrsgeg. von Bernh. Seuffert. Bd. 27. Citiert: Elster oder: „Buch der Lieder".

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesammelt von L. A. v. Arnim und Clemens Brentano. Neudruck der Heidelberger Original-Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen herausgeg. von Josef Ettlinger. Halle a. d. Saale. Druck und Verlag von Otto Hendel. Citiert: W.

Neben dieser Ausgabe wurde einigemale benutzt:

Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesammelt von L. A. v. Arnim u. Cl. Brentano. Neu bearbeitet von Anton Birlinger u. Wilhelm Crecelius. 2 Bde. Wiesbaden 1874 u. 1876.

Joh. Gottfried von Herders sämtliche Werke. Zur schönen Literatur und Kunst. Achter Teil. Stimmen der Völker in Liedern. Neu herausg. durch Johann von Müller. Tübingen 1807.

Sammlung Deutscher Volkslieder, mit einem Anhange Flammländischer und Französischer, nebst Melodien. Hrsgg. durch Büsching und von der Hagen. Berlin 1807.

Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen übersetzt von Wilhelm Carl Grimm. Heidelberg 1811.

Alte teutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens. Herausgegeben und erläutert von Joseph George Meinert. 1. Bd. Wien und Hamburg 1817.

Oesterreichische Volkslieder mit ihren Singeweisen. Hrsg. von Franz Ziska u. Jul. Max Schottky. Pesth, Hartleben, 1819.

Deutsche Sagen. Hrsg. von den Brüdern Grimm. Berlin 1816.

Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes. Gesammelt von Aloys Schreiber. 2. sehr vermehrte Auflage. Heidelberg 1829.

Ludwig Erk, Deutscher Liederhort. Neubearbeitet u. fortgesetzt von Franz M. Böhme. 3 Bde. Leipzig 1893—94.

## Almanache und Zeitschriften

(in alphabetischer Folge):

Cornelia. Taschenbuch für Deusche Frauen auf das Jahr 1820. Herausgegeben von Aloys Schreiber. 5. Jahrgang. Heidelberg, Verlag von Joseph Engelmann.

Eos, Musenalmanach für das Jahr 1818. Herausgegeben von Heinrich Burdach. Berlin bey August Rücker.

Mnemosyne ein poetisches Taschenbuch auf 1807 von Karl Giesebrecht. Bremen. In der Hanseatischen Buchhandlung.

Musenalmanach auf das Jahr 1806. Herausgegeben von L. A. von Chamisso u. K. A. Varnhagen. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Berlin 1889.

Der Sammler für Geschichte und Statistik von Tirol. 2. Bd. Innsbruck 1807. S. 69ff.

Wünschelruthe. Herausgegegben von H. Straube u. J. P. v. Hornthal. Jan. bis Jun. 1818. Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht.

Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. Herausgegeben von Friedrich Ast. Jahrgang I, II, III, 1. Landshut 1808 u. 1810, München 1810.

## Textausgaben, welche nur gelegentlich herangezogen wurden:

Ludwig Achims von Arnim sämtliche Werke. Weimar 1856. 22. Bd. Gedichte.

Arnim, Klemens und Bettina Brentano, J. Görres. Herausgegeben v. Max Koch. In „Deutsche Nationallitteratur" herausg. von Jos. Kürschner. 146. Bd.

Clemens Brentanos Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Christian Brentano. Frankfurt a. M.

Brentanos Werke. Herausgegeben v. J. Dohmke. Leipzig u. Wien. Bibliographisches Institut. 1. Bd.

Eichendorffs Werke. Herausgegeben von Richard Dietze. Leipzig u. Wien. Bibliographisches Institut. 2 Bde.

Liederbuch der Clara Hätzlerin. Herausgegeb. von Carl Haltaus. Quedlinburg u. Leipzig 1840. In Bibliothek der gesamten deutschen National-Litteratur. Bd. 8.

Novalis' Schriften. Kritische Neuausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses von Ernst Heilborn. 2 Bde. Berlin 1901.

---

Bei Citaten aus Bürger, Goethe, Kerner, Wilh. Müller, Tieck, Uhland, ist in der Regel auf keine bestimmte Ausgabe Bezug genommen.

---

## II. Einzelne Werke,

Abhandlungen, Artikel in Zeitschriften, Zeitungen u. s. w. (in alphabetischer Folge):

Andreas Aliskiewicz, Die Motive in „Des Knaben Wunderhorn". Brody 1898.

Emil Benezé, Das Traummotiv in der mittelhochdeutschen Dichtung bis 1250 und in alten Deutschen Volksliedern. Halle a. S. 1897. Sagen- und litterarhistorische Untersuchungen. Nr. 1.

Waldemar Frhr. v. Biedermann, Goetheforschungen. Neue Folge Leipzig 1886. S. 303 ff. „Goethe und das Volkslied".

Georg Brandes, Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrh. 6. Bd.: Das junge Deutschland. Uebers. v. A. v. d. Linden. 2. Aufl. Leipzig 1896.

Grasberger, Die Naturgeschichte des Schnaderhypfels. Leipzig 1896.

Grotthuss, H. Heine als deutscher Lyriker. Stuttgart 1894. In „Zeitfragen des christlichen Volkslebens". Bd. XIX, Heft 5.

Adolf Hauffen, Leben und Fühlen im deutschen Volkslied. In: Sammlung Gemeinnütziger Vorträge. Herausg. vom deutsch. Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. No. 143.

S. Heller, Eichendorffs Einfluss auf Heines Lyrik. A. Einleitung. B. Romantisches. In: „Jahresbericht des K. K. 2. Obergymnasiums in Lemberg“ für das Schuljahr 1897 und 1898.

Karl Hessel:

1. „Dichtungen v. H. Heine. Ausgewählt und erläutert“. Bonn 1887. S. 310—340 „Erläuterungen“.
2. „Die metrische Form in Heines Dichtungen“, Zeitschrift für den deutschen Unterricht Bd. 3, 1889, S. 47 ff.
3. „Heine und das deutsche Volkslied“, Kölnische Zeitung vom 22. Febr. 1887, No. 53, 2. Bl.
4. „Einfluss der volkstümlichen Dichter und der Romantiker auf Heines Dichtung, Kölnische Zeitung vom 27. Mai 1887, No. 146, 1. Bl.
5. „Zur Erklärung einiger Gedichte Heines“, Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte, Bd. 1, Weimar 1888, S. 511—521.

Die in den sub 3. und 4. zitierten Aufsätzen gegebenen Bemerkungen sind meist auch in den „Erläuterungen“ der sub 1 genannten Ausgabe verwertet.

Eduard Höber, Eichendorffs Jugenddichtungen, Berlin 1894.

Hermann Hüffer, Aus dem Leben H. Heines, Berlin 1878.

Heinrich Keiter, H. Heine. Sein Leben, sein Charakter und seine Werke. Köln 1891. (Görresgesellschaft. 3. Vereinsschrift für 1891).

Alfred Kerr, Godwi. Ein Kapitel deutscher Romantik. Berlin 1898.

Hermann Anders Krüger, Der junge Eichendorff. Oppeln 1898.

Heinrich Lohre, Von Percy zum Wunderhorn. Palaestra XXII, Berlin 1902.

Richard M. Meyer, Die Formen des Refrains, Euphorion Bd. 5, 1898. S. 1 ff.

Oskar Netoliczka, Zu Heines Balladen und Romanzen. Kronstadt 1891. Progr. No. 734 des evangelischen Gymnasiums A.B. zu Kronstadt.

Max Nietzki, H. Heine als Dichter und Mensch. Berlin 1895.

Hermann Petrich, Drei Kapitel vom Romantischen Stil. Leipzig 1878.

Robert Proelss, Heinrich Heine. Sein Lebensgang und seine Schriften. Stuttgart 1886.

Radlof, Trefflichkeiten der süddeutschen Mundarten zur Verschönerung und Bereicherung der Schriftsprache. München und Burghausen 1811.

Erich Schmidt, Charakteristiken Bd. 1. Berlin 1886.

Hermann Schults, Der Einfluss des Volksliedes und der älteren Dichtung auf die Uhlandsche Poesie. In: Herrigs Archiv Bd. 64, S. 11—24.

Max Seelig, Die dichteriche Sprache in Heines „Buch der Lieder". Halle. Diss. 1891.

Adolf Strodtmann, H. Heines Leben und Werke. 1. Bd. Berlin 1867. 2. Bd. Berlin 1869.

Wilhelm Südel, Heines Einfluss auf Scheffel's Dichtungen. Diss. Leipzig 1898.

J. E. Wackernell, Das deutsche Volkslied. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Hersg. von Virchow und Wattenbach. Neue Folge 5. Serie No. 106 (S. 329 ff.) Hamburg 1890.

Walzel, Recension von „Legras J, Henri Heine poète". Euphorion Bd. 5, 1898. S. 149—160.

Konrad Weichberger, Untersuchungen zu Eichendorffs Roman Ahnung und Gegenwart. Diss. Jena 1901.

Richard Maria Werner, Lyrik und Lyriker. Hamburg u. Leipzig 1890. In: Beiträge zur Aesthetik. Hrsgg. v. Lipps u. Werner Bd. I.

Gerhard Zillgenz, Rheinische Eigentümlichkeiten in H. Heines Schriften. 24. Jahresbericht über das städtische Gymnasium zu Waren. Waren 1893.

Otto Zur Linde, Heinrich Heine und die deutsche Romantik. Diss. Freiburg i. Br. 1899.

---

Einige bibliographische Nachweise finden sich bei:

J. Nassen, Heinrich Heines Familienleben nebst einer Heine-Literatur. Fulda 1895. „Anhang" S. 139—167.

Richard M. Meyer, Grundriss der neueren deutschen Literaturgeschichte. Berlin 1902, No. 1481—1531.

Einige Werke, aus denen nur einzelne Stellen entnommen sind, werden an den bezüglichen Stellen angegeben.

---

Die Datierungen von Heines Gedichten stützen sich in der Regel auf die „Uebersicht über die Entstehungszeit der Werke Heines", in der Ausgabe von Elster VII, S. 646 ff..

---

# Einleitung.

Auf den volksliedmässigen Charakter der Poesie Heines ist seit, ja schon vor dem Erscheinen seiner Erstlingsgedichte oft hingewiesen worden. In der ersten, 1821 veröffentlichten (SW I, „Einleitung" S. 1—2), vermutlich von H. selbst geschriebenen (Elster XCV), Buchhändleranzeige heisst es: „Fast alle Gedichte dieser Sammlung sind ganz im Geist und im schlichten Ton des deutschen Volksliedes geschrieben." Und als dann diese „Gedichte"[1] 1822 erschienen waren, schrieb Varnhagen in seiner Rezension (Strodtmann I, 171) u. a.: „So möchte hier allerdings Einiges an Uhland, Anderes an Rückert erninnern; aber dies gilt mehr von der Tonart, als von dem Gehalt, und muss vielleicht auf eine höhere, gemeinschaftliche Quelle, die allen Deutschen Dichtern gehört, nämlich die Quelle unseres deutschen Volksliedes überhaupt, zurückgeführt werden." In ähnlichem Sinne äusserte sich ein Kritiker im „Kunst und Wissenschaftsblatte" vom 7. Juni 1822, von dessen feinsinnigen Bemerkungen (Str. I, 174 ff.) nur folgende hervorgehoben werden sollen: „Der Verfasser hat bei seinen Gedichten die Bilder und Formen, kurz die Sprache des deutschen Volksliedes gebraucht zu den meisten seiner Gedichte. In allen herrscht jener populäre Ton, den unsere pretiösen Anhänger eines

1. Die „Gedichte von H. Heine", Berlin 1822, enthielten von den jetzt bei Elster vereinigten: sämtliche Tr; II, L; II Rm. Ferner: NL I, 2—6. NL II, 2. NL II, 14—20, NL III, 1—3, NL V Uebersetzg. aus Byron.

herkömmlichen Schwulstes als einfältig belächeln, und der in seiner wahren Einfalt nur von ganz grossen Dichtern erreicht werden kann. Seit Bürger kennen wir keinen deutschen Dichter, dem dieses so gut gelungen wäre als Herrn Heine." H. selbst erzählt in seinen „Memoiren" (SW VII, 503; cit. Elster XI) von Josepha, der Scharfrichterstochter: „Sie wusste viele alte Volkslieder und hat vielleicht bei mir den Sinn für diese Gattung geweckt" und in einem oft zitierten Brief an Wilhelm Müller (Str. I, 204 f.) schreibt er u. a.: „Ich habe sehr früh[2] schon das deutsche Volkslied auf mich einwirken lassen" und „In meinen Gedichten ist nur die Form einigermassen volksthümlich, der Inhalt gehört der konventionellen Gesellschaft". Aehnlich äusserte er sich (SW VII, 510 oben, cit. Elster XCVI) in der Vorrede zur 2. Auflage des 1. Bandes der Reisebilder, indem er sagt, dass seine Gedichte als eine Art Volkslieder der neueren Gesellschaft mannigfach nachgeklungen hätten. Und am 4. Mai 1823 sagt er in einem Brief an Maximilian Schottky (Hamburger Ausgabe 1861—66, Bd. XIX, S. 65) geradezu: „Ich hoffe, dass Sie mit meiner jetzigen Behandlungsweise des Volkslieds, wie ich sie im lyrischen Intermezzo zeige, zufrieden sein werden."

Was hier über Heines Beziehungen zum Volkslied mehr nur in allgemeinen Andeutungen gesagt ist, war im einzelnen genauer nachzuweisen. Zwei Abhandlungen, von Greinz[3]

---

2. Gewiss hat Heine auch schon sehr früh „des Knaben Wunderhorn" kennen gelernt; einen äusserlichen, aktenmässigen Beweis hierfür haben wir freilich erst aus dem Jahre 1824, in welchem Jahre er sich (vergl. Goedecke 1. Aufl. III, 1, S. 449; Zur Linde a. a. O. S. 42 citiert fälschlich „2. Aufl.") das Wunderhorn von der Göttinger Universitätsbibliothek entliehen hat.

3. Rudolf Heinrich Greinz: Heinrich Heine und das deutsche Volkslied. Eine kritische Untersuchung nach dem Stoffgebiete der

und Goetze,[4] haben sich neuerdings mit der Aufzeigung des volkstümlichen Elementes in Heines Poesie eingehend befasst. Beide sind, schon ihrer Absicht nach, nicht erschöpfend: Greinz hat das „sprachliche, stylistische und metrische Gebiet" (S. 13) in seine Untersuchung nicht mit einbezogen, Goetze sich auf das „Buch der Lieder" beschränkt. Zudem wird Heine, namentlich von Goetze, manchmal doch wohl zu wenig in den Zusammenhang der historischen Entwicklung gestellt, jener Entwicklung in der kunstmässigen Verwendung des Volkstümlichen, die denn doch schon vor Heine viel ursprünglich volkstümliches Gut — formales, wie stoffliches — zum allgemein verwendeten Besitz der neueren Kunstliteratur gemacht hatte. Infolgedessen erscheint hier Heine manchmal zu sehr als Neuerer und Wiedererwecker von Volksmässigem, das er doch, als er auftrat, auch schon bei den Kunstdichtern, an die er sich anschloss, vielfach vorfand.

---

Heinischen Lyrik (Kultur- und Litteraturbilder Heft 2) Neuwied u. Leipzig 1894.

4. Robert Götze: H. Heines ‚Buch der Lieder' und sein Verhältnis zum deutschen Volkslied. Diss. Halle 1895.

Beide Schriften sind recensiert v. Elster in IBL Bd. VI. 1889. IV. 11: 7—8.

# I. Hauptteil.

## Formale Elemente.

(Sprache und Stil; Metrik).

Als äusserlichste sprachliche Kennzeichen des Volksliedcharakters der Heine'schen Poesie sind zunächst zu erwähnen verschiedene bei Heine vorkommende, von Seelig (VII und 34—41) — aber ohne durchgängigen Hinweis auf deren Herkunft aus der Volksliedsprache — namhaft gemachte syntaktische Erscheinungen. Da wird z. B. die nötige Inversion des Subjektes unterlassen, oder es schiebt sich, abweichend von der gewöhnlichen Stellung, zwischen Subjekt und Verbum ein anderer Satzteil, oder es wird das Adjektiv oder das Pronomen Possessivum nachgestellt, das Subjekt oder Objekt wird durch „der, die, das" wieder aufgenommen, „er" volksmässig durch „der" ersetzt, eine Orts- oder Zeitbestimmung durch das Adverb „da", bezw. „dann" wieder aufgenommen, Artikel und Pron. Pers. volkstümlich fortgelassen. Alles dies, was sich im Buch der Lieder sehr häufig, seit dem N. F. nur mehr vereinzelt findet, trifft man natürlich in den Liedern des W. immer wieder, dann aber auch sonst schon bei all denen an, die vor Heine im volkstümlichen Tone gedichtet hatten, so besonders bei Wilhelm Müller, dem H. ja auch sonst, in Sprache und Versart, so nahe steht. Nur kurz bemerkt werden kann hier, dass wir auch in Heines frühen Briefen jener volkstümlichen Ausdrucksweise begegnen, z. B. in dem Brief an Chr. Sethe vom 6. Juli 1815 (Hüffer, S. 9), wenn es etwa heisst: „Bin mein eigner Herr und steh so ganz für mich allein, und steh

so stolz und fest und hoch, und schau die Menschen tief unter mir so klein, so zwergenklein; und hab meine Freude dran."[1] Beachtenswert wäre hier vielleicht noch, dass sich das doch auch volkstümlich anmutende[2] apodeiktische „das ist", das Heine so gern zu anschaulich vergegenwärtigenden Liedanfängen benützt, gerade im W. nicht findet; nur etwas ähnliches als Liedanfang des niederdeutschen „Springel- oder Lange-Tanz" (S. 460) „Dat geit hir gegen den Sommer".[3]

Hierher ist auch zu stellen der in Heines frühen Gedichten häufige Gebrauch der Diminutiva. Aber während diese im Volkslied und bei den den Volksliedton sonst anschlagenden Kunstdichtern vorzugsweise verwendet sind, um der Sprache eine Färbung der Zartheit, Innigkeit, Herzlichkeit zu geben, wie sie eben das naiv-kindliche Gemüt verlangt, hat sie H., von blosser Abhängigkeit sich frei machend, auch, worauf bei Seelig (a. a. O. S. 3—4) aufmerksam gemacht ist, so zu verwenden gewusst, dass der durch sie erzeugten Stimmung absichtlich der Charakter des Tändelnden, Humoristischen, oft auch nahe an Satire Streifenden beigemischt erscheint. Als Beispiele liessen sich hier anführen etwa L J 14 (I, 71) und L J 30 (I, 77), oder NS I, 5 (I, 169) „Fürchte dich nicht, Poetlein".

Aehnlich verhält es sich mit der ganzen Reihe der von H. gebrauchten altertümlichen Wörter. Soweit sie sich in

---

1. Volkstümlich ist hier auch, wovon später noch zu reden ist, die Neigung zu Wiederholungen „steh . . . steh", klein — zwergenklein". Vgl. ferner Max Ebert „Der Stil der Heineschen Jugendprosa." Diss. Berlin 1903.

2. siehe Seelig S. 41 „das volkstümliche ‚das'".

3. Wenn Goetze (a. a O. S. 27) Heines Bildungen „Ich gehe morgen zum Grafen, Und der ist verliebt und reich" oder „Da lag dahingestrecket Ihr Sohn und der war tot" syntaktisch in die gleiche Linie stellt mit Bildungen wie „Den ersten Schrei und den sie that" so ist das nicht angängig.

den früheren Gedichten finden (Seelig a. a. O. S. 27 f.), wird man sie mit Strodtmann (I, 270) z. T. zu betrachten haben als eine unfreie Abhängigkeit von jenen unbeholfenen Nachahmungen des Volksliedcharakters, wie sie schon von Loeben und dem ihm nahestehenden (vergl. Weichberger a. a. O. S. 7, Höber a. a. O. S. 66 f.) jungen Eichendorff,[4] von Tieck[5] und Fouqué, von Arnim und Brentano versucht worden waren, und von denen auch Uhland[6] und Wilhelm Müller nicht frei sind.[7] Wo wir jedoch solchen Wortformen in Heines späteren Gedichten begegnen (z. B. „umsunst" NRm 18 Str. 1, oder „bass" (Nl II, 42 Str. 2 [II, S. 77]), da sind sie, wie dann auch aus dem ganzen Zusammenhang der betreffenden Lieder hervorgeht, von ihm absichtlich wieder aufgenommen

4. Einige Bemerkungen über Eichendorffs in frühen Gedichten gebrauchte altertümliche Wortformen finden sich bei Höber (a. a. O. S. 18, 37, 46) und Krüger (a. a. O. S. 123).

5. Vergl. Brandes „Das junge Deutschland" 2. Aufl. S. 152. — Ueber Art und Absicht des romantischen Archaismus, unter besonderer Berücksichtigung Tiecks, handelt Petrich a. a. O. im 2. Kapitel (S. 42 ff.) „Der Archaismus des romantischen Stils"; daselbst auch (S. 57 ff.) ein „Wörterbuch der romantischen Archaismen".

6. siehe SW. (Heine) V. S. 351. Fussn. 1. Vergl. insbes. noch Herm. Schults a. a. O. 19—23; daneben J. Schulzen, Mittelhochdeutche Anklänge bei Uhland, Progr. des Realprogymnas. in Thann i. E. 1879 u. Fasold (Rich.), Altdeutsche und dialektliche Anklänge in der Poesie Uhlands, Herrigs Archiv Bd. 72 (1884) S. 405—414.

7. Doch darf hier nicht übersehen werden, dass manche dieser sonst verschwundenen Formen dem Düsseldorfer Heine, dessen Sprache ja auch sonst viel Mundartliches aufweisst, dialektlich, also lebend, vertraut waren. So ist nach Zillgenz (a. a. O. S. 5) das bei Heine häufige „u in der Abwandlung der starken Zeitwörter statt des hochdeutschen a" ausgeprägt niederrheinisch. Darum dichtet H., auch ohne Reimnot, „Da klung ein schweres Glockenläuten".

worden zur Erzielung eines burlesken, halb scherzhaften Tones.

Allerdings einige dieser Dinge mögen H. wohl unmittelbar aus dem Volkslied vertraut gewesen sein. Goetze (a. a. O. S. 19) belegt „Fähnderich", „Himmelszelt", „Kämmerlein" = Grab, „Marmelstein" mit Stellen aus dem W. Namentlich aber dürfte das gelten für die seltene Form „jetzunder" (W 250: „Jetzunder geht mein Trauern an"). Sie findet sich bei Heine Hk 27, Str. 4 (I, 108) und Hk 35 (I, 112), an letzterer Stelle schon mehr ironisch, und dann noch einmal Ro Hi Geoffroy Str. 12 (I, 363), hier, wie schon in der vorher zitierten Stelle, auf „Wunder" reimend. Auch das alte Wort „Leilich", das H. zweimal gebraucht („Kaufte Dir ein gutes Leilich", Ro Hi Pomare 4 [I, 348] und „der Nebel, der das Schlachtfeld bedeckt, als wie ein weisses Leilich", Ro Hi „Schlachtfeld bei Hastings" [I, S. 341], beide um 1850 entstanden), konnte ihm, der sich mit alten Texten wohl nicht allzu viel befasste, am ehesten aus dem W. bekannt geworden sein, aus der Stelle: „Man legt ihn dahin mit Fleisse, In zwei Leilachen waren weisse" (W S. 409 in dem Gedicht: „An einem Montag es geschah"). Denn aus der neueren Literatur war das Wort wohl ganz verschwunden; das Grimm'sche Wörterbuch gibt aus ihr nur 1 Stelle, in Jean Pauls „Siebenkäs" (1796) in der Form „der Lailach". Auch die Form „Elsbeth" (Nl I, 48 [II, 25]) konnte H., sofern sie ihm nicht schon mundartlich geläufig war, durch das W kennen gelernt haben, zumal da ihm das hier zu zitierende Gedicht des W (114) „Ihrer Hochzeit stilles Fest Gräfin Elsbeth still verlässt", wie noch zu zeigen sein wird, auch sonst vorgeschwebt haben dürfte. Gedruckt lag diese Form damals auch noch vor in Grimms „Altdän. Heldenliedern" (a. a. O. S. 218 „stolz Elsbeth" und S. 216 „stolz Elsebeth"); ferner bei Fouqué („Gedichte", Wien 1819, 3. Th. S. 90 „Eine Rheinische Sage" 2). Kerner hat die Form in den Gedichten

„Die Mühle steht stille“ und „Sankt Elsbeth“.[8] Heines Neubildung „Schiffsmann“ (JL, L 6 [I, 33]) war naheliegend, wenn er die alte deutsche Form „Schiffmann“ gekannt hat, der man im W (z. B. S. 385, 430, 674) häufig begegnet; sie ist dann nur eine leichte Modifikation, gebildet nach der Analogie von Reitersmann. Auch die zeitweilige altneuhochdeutsche Schreibweise „durchreuten“ (Nl II, 7; geschrieben 1820), „reuten“, „vorüberreuten“ (NF 32; geschr. 1830), „Ein Reuter reutet“ (NRm 13; geschr. 1839) ist Heine nahegelegt gewesen durch deren durchgängigen Gebrauch im W. Ebenso kann durch das W angeregt sein die Wendung „Du aller Frauen Huld und Zier“, in dem allerdings wohl erst 1851 geschriebenen, satirisch gehaltenen „Testament“ (NL IV, 39), insofern sich das altertümliche Wort „Zier“ in diesem Sinne häufig im W findet, z. B. S. 664 (Allhier in dieser wüsten

---

8. Mit der Form „Nannerl“ glaubt Heine vermutlich eine spezifisch bayrische Dialektform zu geben. Er nennt so die Münchner Kellnerin (III, 218 Reise von München nach Genua) u. später (in „Exnachwächter“ I 404), wieder von einer Münchnerin, dichtet er „Nannerl mit dem Riegelhäubchen“, aber auch Brentanos bekannte Erzählung citiert er (V, 309) als „Die Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Nannerl“. Als österreichische Dialektform hatte sie Heine kennen lernen können aus der ihm wohl vertrauten Sammlung von Ziska und Schottky (S. 101 als Liedanfang, ferner S. 117 u. S. 219); Aliskiewicz (a. a. O. S. 13) belegt sie mit einer Stelle aus dem W.; Wilhelm Müller gebraucht sie wiederholt in dem volksliedartigen Gedicht „Abschied“ (Reclam-Ausg. S. 153), ferner in dem Gedicht „Der Prager Musikant“ Strophe 6 (ebda S. 52) und E. T. A. Hoffmann plaudert in der Erzählung „Meister Johannes Wacht“: „In aller Eil kann hier bemerkt werden, dass nach der allgemeinen, in Bamberg herrschenden Meinung der Vorname Nanni der allerschönste und herrlichste ist, den ein Mädchen führen kann“.

Heid, Str. 2): „Du Wonn und Zier der Schäferinnen". S. 648 (Spazieren wollt' ich reiten, Str. 2): „Mein Schatz, mein höchste Zier", S. 625 (Morgen muss ich weg von hier, Str. 1): „O du allerhöchste Zier", S. 616 (Sobald Du hebst die klaren): „Du Liebeszier", mit welchen Wendungen auch hier allemal die Geliebte angeredet wird. Ferner dürfte für den volkstümlichen Gebrauch der Wörter „gar", „wohl", „viel" (Seelig a. a. O. S. 28 f.), „fein", der durch Heines ganze Dichtung durchgeht, zwar nicht ausschliesslich das W vorbildlich gewesen sein — hatte doch auch Goethe z. B. gedichtet „der Strauss, den ich gepflücket, grüsse dich viel tausendmal", ganz so, wie Heine (Hk 6 Str. 5) „dass man sie von mir recht herzlich, viel tausendmal [ironisch gebraucht] grüssen soll", ebenso Eichendorff 1815 in dem Gedicht „Studentenfahrt": „Grüss Dich mein Schatz viel tausendmal"[10] (Werke I, S. 190) —, aber doch scheinen auch hier gewisse Zusammenstellungen bei H. durch ähnliche im W veranlasst zu sein. So, wenn H. dichtet (LJ 3; geschr. 1822): „ich liebe alleine die Kleine, die Feine, die Reine, die Eine" und (N Friedrike 3 [I, 256]; geschr. 1823 od. 1824; Str. 2): „Womit ich Dich vergleiche, Schöne, Feine, Dich Unvergleichliche, Dich Gute, Reine," so geht das wohl unmittelbar zurück auf Wendungen des W wie S. 316 (1. Epistel) Str. 2: „Dies wünsch ich der Hübschen und Feinen, der Zarten und Reinen" oder S. 30 (das Lied vom Ringe), Str. 8: „Das nimm, Du Hübsche, Du Feine, Du allerliebste meine" oder S. 44: „Nimm hin, Du Hübsche, Du Feine" und die Wendung Heines: „Sie ist

---

10. Citiert auch von Hoeber (a. a. O. S. 26). Noch 2 mal, in späteren Gedichten, gebraucht Eichendorff die Wendung: 1826 in „Die weinende Braut": „Und grüsste Dich viel tausendmal" (Werke I, 316) und 1837 in dem Gedicht „Der junge Ehemann": „Sass ich viel tausendmal" (I, 227).

so fein von Hüften" (NL III, 15b) mag gebildet sein nach der Wendung im W (702 „Schnelle Entwicklung", Str. 1): „Holdselig und gar fein von Leib", zumal da sich diese hier gleich am Anfang des Gedichtes findet, der sich ja der Erinnerung besonders leicht einprägt.

„Schauen" statt „ausschauen" gebraucht Heine so, wie sonst, volkstümlich und in der Literatursprache, „sehen" an die Stelle von „aussehen" tritt. Ich zitiere NF 43, Str. 1 (I, 221); geschr. 1821:

„Sturm entblättert schon die Bäume
Und sie schaun gespenstisch kahl."

N,Rm 22, Str. 1 (I, 284); geschr. 1841:

„Da tanzen zwei, die niemand kennt,
Sie schaun so schlank und edel."

NL III, 11, Str. 1 (II, 124); geschr. 1855:

„Zwei arme Seelen gebettet sind,
Sie schauen so blass und mager."

Als Beispiele für volkstümliches „sehen" = „aussehen" mögen dienen: Herders Volkslieder, a. a. O. S. 274:

„Mich dünkt, sie sieht so bleich."

oder Wilhelm Müller in dem Gedichte „Erstarrung", Str. 3:

„Der Rasen sieht so blass",

oder Eichendorff „Der Reitersmann" (gedruckt 1815), Str. 12 (Werke I, S. 322):

„Ein Mädchen hütet die Blumen,
Die sieht so totenbleich",

ebenda, in dem Gedicht „Die Hochzeitsnacht" (gedr. 1815; Werke I, S. 350):

„Du siehst so still und wilde".[11]

Die bei H. sich so zahlreich findenden volkstümlichen Ausdrücke für die Geliebte (die im „Buch der Lieder" vor-

---

11. Auch „schauen" scheint Eichendorff im Sinne von „ausschauen" zu brauchen in dem Vers „Du schaust so freudenreich" Wahl Str. 5; I, 188, gedr. 1815).

kommenden sind bei Seelig a. a. O. S. 29—30 zusammengestellt), wurden schon damals nicht mehr, wie etwa noch teilweise zu Lessings Zeit, als altertümlich empfunden. Worte wie „Schatz", „Lieb", „feins Liebchen", „Herzliebste", „Herzallerliebste mein" waren schon ganz allgemein in die Sprache der Literatur wieder aufgenommen und lassen sich mit Zitaten aus Goethe, Schiller, Uhland, Rückert, Wilhelm Müller, z. T. auch schon aus Bürger belegen, sodass man also hier bei H. kein unmittelbares Schöpfen aus dem Volkslied anzunehmen genötigt ist. —

Wenden wir uns hiermit von altertümlichen zu volkstümlichen Wörtern, so haben wir vor allem an Heines bekannte Vorliebe für das Adjektiv „süss"[12] zu erinnern. Gewiss geht auch sie letzten Endes auf Beeinflussung durch die Gepflogenheit des Volksliedes zurück. Im W. findet sich das Beiwort „süss" unzähligemale — es seien nur willkürlich einige Beispiele herausgegriffen, die sich ganz beliebig vermehren liessen: S. 8 „süsser Schall", S. 267 „süsses Mündelein", S. 271 „der Perlen Thau fällt süss auf falbe Matten", S. 272 „süsse Harmonie", „süsses Lied", S. 522 „süsses Aug", S. 602 „der Welt Süssigkeit", S. 709 „mit Worten süsse" u. s. w., u. s. w. Aber auch die Kunstdichtung war, als H. auftrat, mit diesem Beiwort, zu Substantiv und Verbum gesetzt, förmlich überflutet und die Romantik[13] hatte mit diesem im übertragenen Sinn gebrauchten Wort

---

12. Beispiele für seine Verwendung im „Buch der Lieder" siehe bei Seelig a. a. O. S. 8—9 und bei Goetze a. a. O. S. 22.

13. Gewiss sind hier auch Einflüsse der neu auflebenden mittelhochdeutschen Poesie mit im Spiele, in der ja das Wort süss eine grosse Rolle spielt; Walther hat z. B: süezer sumer" „süezer man" „süezen regen" „die suezen ougenweide" „süezer got" (vergl. Heine I 359 „Süsser Jesus") „die süezen maget" „vil süeze waere minne" „. . . des süeze an allen orten dich hat gesüezet, süeze himelfrouwe" (Pauls Ausg. 2. Aufl. S. 154).

wahre Triumphe der Geschmacklosigkeit zu feiern begonnen; es wird in wahllosem Gebrauch überall gesetzt, sodass es schliesslich völlig entwertet erscheint. Z. B. in der von Heines Freund Straube 1818 herausgegebenen Zeitschrift „Wünschelruthe", die in ihren lyrischen Darbietungen neben Volksliedern Gedichte von Loeben, Hornthal, Schwab, Kerner und anderen zum Teil nicht mehr bekannten Verfassern bringt, findet sich kaum ein Gedicht, das nicht wenigstens einmal dies Beiwort aufwiese. Wir haben da, wenn wir blättern, „süsse Rede", süss verschwiegen", „süsse Scherze", „süsser Gatte", „süsse Blicke", „süsses Licht", „süsser Quell", „süsses Lied", „süsser Kuss", „süssre Stimme", „süssester der Träume". „süsse Augen", „süsser Schlaf", „süsser Name", „Kühlung süss und lind", „süsse Nacht", „gar süsse Wort", „süsse Gift", „Kindlein süss", „locke süss". „süss gewohnt", „süsses Weh", „süsse Rosen", „süsses Sehnen". Bürger, Wieland und der junge Goethe hatten es nicht selten, von Tieck[14] stammte das vielcitierte, von A. W. Schlegel und Uhland glossierte „Süsse Liebe denkt in Tönen", Novalis hat „süsse Inbrust", „süsse Schaam", „himmelsüsse Zeit", „süsse Harmonieen", „süsse Lieder", „süsse Quelle", „süssestes Entzücken", „süsses Leben", „die Quelle schleicht süss dahin", „süsse Wonne", „süsser Hunger", „süsse Ein-

14. Von Tieck, der ja auch bei den frühen, im archaistischen Stil gehaltenen Gedichten Heines als Vorbild mit in Betracht kommt, mag Heine auch das Wort „mondbeglänzt" (Ns. I, 2 geschr. 1825) übernommen haben, das ja eben durch Tiecks berühmte „Mondbeglänzte Zaubernacht" erst recht geläufig geworden war. In Giesebrechts „Mnemosyne (a. a. O. S. 1) weist es gleich die 1. Zeile des 1. Gedichtes auf. Heller (a. a. O. 2 S. 30) meint Heines „mondbeglänzt" auf Eichendorff zurückführen zu können. Doch ist das Gedicht Eichendorffs, in welchem es vorkommt („Der stille Grund" I 308) erst 1837 gedruckt. Das Grimmsche Wörterbuch belegt es mit Stellen aus Hölty und Matthisson.

falt", „Amors süsses Spielen", Brentano gebraucht es sehr häufig, ebenso Eichendorff, namentlich in den Gedichten des frühen Romans „Ahnung und Gegenwart", z. B. „süsse Weisen", „süsse Frau'n", „süsse Spiele", „süsser Schall", „süsse Nacht", „süss verträumte Brust", „süss verwirrt", Uhland dichtet „süsser goldner Frühlingstag", „süsse Frühlingslieder", „süsses Heil", Kerner hat es sehr häufig, z. B. „süsse Heimat", „süsses Leben", „süsser Schlaf", „süsser Lohn", „süsse Heimat", „süsses Kind", „süsse Träume", „süsser Ton", „süss betrübt".[15]

Besonders charakteristisch für die Romantik und so denn auch für Heine sind nun aber antithetische Zusammenstellungen mit „süss"; namentlich ist es das alte Thema von der Süssigkeit des Schmerzes — Goethes Wonne der Wehmut, die dolendi voluptas des Petrarca, des Euripides *χάρις γόων* —, das ja in der Romantik auch sonst wieder einmal besonders stark auflebt. — Auch für diesen antithetischen Gebrauch des Wortes „süss lassen sich Berührungen mit dem Volkslied anführen, allerdings wohl mehr mit dem späteren des 17. und 18. Jahrhunderts, dem ja gerade im W ein breiter Raum gegönnt ist; ich zitiere aus W, S. 112 „süsse Pein", S. 113 „süssen Giftpfeil", aus Herders Volksliedern (a. a. O. S. 195) „süsse Feindin", und aus dem, wie sich auch sonst nachweisen lässt, Heine besonders vertrauten 3. Buche „Aus Nordwest" (a. a. O. S. 257 ff.), S. 346 „süsser Tod", S. 402 „süsses Leiden", ferner S. 281:

---

15. Auf die überaus häufige Verwendung des Wortes „süss" bei Uhland hat Schults (a. a. O. S. 21) hingewiesen.

Der Musenalmanach auf das Jahr 1806 hrsg. v. Chamisso u. Varnhagen (Geigers Neudruck. Berl. 1889) bietet: „süsses Angedenken," „süsses Leben" „süssen Augen" „süssen Orte" „süssen Zeichens" „tönet süss" „süss erklingt" „süssen Klang" „mit kindlich süssem Staunen" „süssen Wahn" „diess süsse Ja".

„Da kannt' ich noch sein Truggesicht
Noch seine süsse Falschheit nicht",

S. 341:

„Voll so süssem falschem Schwur",

S. 366:

„Dass die Falsche hier so süss das Herz mir [brach",

womit man gleich hier aus Heine vergleiche:
LJ 21, 1 (I, 73):

„Dein Herzchen so süss und so falsch und so klein,
Es kann nirgends was süsseres und falscheres [sein",

und N „Katharina" 2, Str. 5 (I, 257):

„Mit falschem Kuss, mit süssem Hohn".

Aus der Kunstdichtung vor Heine mögen als Beispiele für diesen antithetischen Gebrauch erwähnt sein Goethes „Und Thränen fliessen gar so süss", aus Wilhelm Müller (Sage vom Frankenberger See 3, Str. 3) „süsses Herzeleid"; vor allem eben die Romantiker: Loeben[16] hatte gedichtet

„Wer niemals Sehnsucht, süsse Qual erfahren,
In dem wird sich nichts Grosses offenbaren",

(Asts Zeitschrift, a. a. O. I, Gedichte S. 18). Von ihm stammt ja wohl auch (vergl. Krüger a. a. O. S. 130) die „schaurig süsse" Sehnsucht, und ihm folgend bildet Eichendorff

---

16. Bezeichnend für die romantische Einschätzung des Schmerzes ist auch Loebens Gedicht „Wärs keine Götterwollust, Schmerz zu fühlen," welches dem oben citierten vorangeht (Asts Zeitschr. a. a. O. I, Gedichte S. 17). Heine dichtet, „Ach ich sehne mich nach Thränen" und sein Tannhäuser schmachtet nach Bitternissen. Heine hat ja auch das Wort „Schmerzjubel" (III, 521) und „Schmerzlust" (I, 442). Einige Stellen bietet auch Zur Linde a. a. O. S. 198—99. Aus der „Cornelia" (a. a. O. S. 63) citiere ich: „Könnt ich es so wonnig klagen, — Wie's in mir so selig glüht" (Helmine von Gezy).

(vergl. Krüger a. a. O. S. 122) „süss schauernd“ neben „schauersüss“, welch letzteres auch bei Heine („Welch ein schauersüsser Zauber“ [I, 204: NF 1, Str. 5]) wiederkehrt. Ein anderes Gedicht in der erwähnten Ast'schen Zeitschrift (a. a. O. I, Gedichte S. 13 „Der heilige Sebastian“) beginnt: „Wie sind die Qualenschmerzen doch so süsse;“ in der „Wünschelrute“ finden wir „süsses Sehnen“, „süsses Weh“, „süsses Gift“, bei Novalis „süsses Weh“, „süsser Tod“, bei Kerner das schon oben erwähnte „süss betrübt“, „süsse Pein“, „süsse Schmerzen“.

Bei Heine nun bildet sich dieser antithetische Gebrauch des Wortes „süss“ besonders seit den Gedichten des „Neuen Frühlings“ stark heraus, sodass er zu einem entschiedenen Charakteristikum seines Stiles wird. Ich zitiere

NF 12, Str. 2:

„Ach der Liebe süsses Elend
Und der Liebe bittre Lust
Schleicht sich wieder, himmlich quälend
In die kaum genes'ne Brust“,

NF 29, Str. 3:

„Es klingt so süss, es klingt so trüb“,

N „Katharina“ 2, Str. 5 (schon oben zitiert):

„Mit falschem Kuss, mit süssem Hohn“,

RoHi (in dem vorgedruckten Vers I, S. 328):

„Dein Gemüt wird süss verbluten“,

RoHi „Der Apollogott“ 1, letzte Strophe (I, 349):

„Nicht scheucht das Kreuz die süsse Qual,
Nicht bannt es die bittere Wonne“,

RoHi „Geoffry Rudèl“, Str. 9 (I, 363):

„Wehmutsüsse Heimlichkeiten“,

RoLa „Waldeinsamkeit“, Str. 6 (I, 391):

„Verheissend ein süsses, doch tödliches
[Glück“,

RoLa „An die Jungen“, Str. 3 (I, 410):

„O süsses Verderben! o blühendes Sterben!“,
Ro Hebr. Melod. „Jehuda ben Halevy“ (I, 438):

„An der Augen süsser Starrheit“,
ebenda I, 442:

„Ward ergriffen von der wilden,
Abenteuerlichen Süsse,
Von der wundersamen Schmerzlust“.

Hierher kann auch noch gestellt werden
Nl Nr. 28, Str. 1 (II, 15):

„Ach, wie süss ist das Betrügen,
Süsser das Betrogen sein“,

und Nl III, Bimini, Prolog (II, 131):

„Diese süss mokanten Stimmen“.[17]

Wenn ferner Heine im Jahre 1822 (LJ 30) „Die weissen Liljen der Händchen klein“ und nochmal (1844?) Nl I, 49, Str. 1 „Wie die Hände liljenweiss“ dichtet, so geht auch das schliesslich auf das Vorbild des Volksliedes zurück, wo wir z. B. im W der Form „Liljenhänd“ („Lobgesang auf Maria S. 113) begegnen, oder wo es (W S. 710) heisst: „Ihr Hälslein Lilienweisse“.

Solche, wie wir hieraus ersehen, durchaus volkstümlichen Zusammensetzungen mit „Lilie“ finden wir indes schon vor

---

17. Aehnliche psychologisch nicht uninteressante antithetische Zusammenstellungen sind: im W (S. 134 „Hüt du dich“) „falsch und freundlich“, bei Heine „die falschen frommen Blicke“ (LJ 16, Str. 4). Auch sonst liebt ja Heine die Antithese: „Die schöne falsche Kanaille“ (Nl III, 15a letzte Str.) „O Liebchen schön und bissig“ (LI 52, Str. 3). „Holde Bosheit“ (N „Verschiedene“ Clarisse 2, Str. 2. I, 239). Oder er stellt zusammen (I, 171) „Du kleines, junges Mädchen, Komm an mein grosses Herz“, ähnlich, wie Wilhelm Müller gedichtet hatte („Die Muscheln“, 2. Str.) „Ein kleines Fischermädchen, zum Küssen gross genug“. Einige Bemerkungen über Heines Verhältnis zu Wilh. Müller gibt Hessel in der Zeitschr. f. deutsch. Unterr. 3, S. 59).

Heine vielfach in die Kunstsprache aufgenommen. Die bei Heine stehenden „Lilienarme“ (Ns II, 6 [I, 188]) haben z. B. schon Wieland und Bürger, der λευκώλενος mit „lilienarmig“ übersetzt; Bürger hat ferner (Werke 2, 15) „Lilienhaut“; Wilhelm Müller (in dem Gedichte „Die Schärpe“) hat „lilienschlank“; dagegen dürften „Lilienfinger“ (Hk 31 und „Bergidylle“ 1) und „Lilienohren“ (in „auf dem Brocken“) von Heine gebildet sein. Jedenfalls also ging Heine auch mit derartigen Wortformen von ursprünglich volkstümlichen Bildungen aus. Freilich geschmackvoller sind sie darum noch nicht. Aehnlich, wie in Heines Liedanfang (Nl I, 22) „Du Lilie meiner Liebe, Du stehst so träumend am Bach,“ war von der Geliebten geredet in einem Gedicht von Loeben (Asts Zeitschr. I, 4. Heft, S. 45), welches beginnt:

„Droben in dem höchsten Garten,
Höher noch als diese Berge,
Wohnt mein Leben, wohnt mein Lieben,
Blüht die Lilje Deiner Sehnsucht“.

In der Situation (die Liebenden am Bache) erinnert das Heine'sche Gedicht auch noch an Wilhelm Müllers Gedicht „Der Neugierige“, in welchem zudem auch zweimal die ähnliche Zusammensetzung „O Bächlein meiner Liebe“ vorkommt.[18] Auch Heines Zusammenstellung „Die Rose, die Lilje“ (LJ 3, 1) — ausserdem noch: NF 17 (I, 210), LJ 30 (I, 77) — entspricht der volkstümlichen Phraseologie. Als Beispiele seien nur angeführt: aus Herder (a. a. O. S. 330):

---

18. Zillgenz (a. a. O. S. 2) glaubt, Heines Vorliebe für Vergleiche mit Lilien darauf zurückführen zu sollen, dass die Lilie zu Heines Zeit die Lieblingsblume in den Gärten des Niederrheins war. — Das Wort wird übrigens von Heine — ganz in Uebereinstimmung mit der alten Orthographie des Volksliedes, das statt i das j setzt — meist zweisilbig gebraucht und das j wie ein weiches g gesprochen; daher ein Reim wie „vertilgen — Liljen (Zillgenz a. a. O. S. 3).

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Das Blut in ihren Wangen zart
Trieb solch ein Roth und Weiss,
Als ob da Ros' und Lilie
Stritt um den Wettepreis".

Oder aus einem Lied von Hornthal (Wünschelruthe S. 51) Str. 2:

„Ros' und Lilie soll gewähren
Ihren keuschen Farbenglanz".

Oder aus Kerner (Episteln, 6 Anna, Str. 2):

„Seht! ihre Haare zieren
So Ros' als Lilienkranz",

ebenda (Totenopfer für Karl Gangloff, Str. 3):

„Die Männer, die aus Schlachten
Uns Ros' und Lilie brachten".

Vergl. ferner Kerner „Die heilige Regiswind von Laufen" Vers 19, „Der Geiger zu Gemünd" Str. 2, „Die Stiftung des Frauenklosters Lichtenstern" Str. 8. Oder Giesebrechts „Mnemosyne" auf Seite 77, 91, 93, 159, wo überall Rosen und Lilien einander gegenübergestellt sind. Auch Herders Paramythie „Die Lilie und die Rose" hat die beiden und ihre symbolische Bedeutung zum Gegenstand.[19]

Oder, wenn bei Heine „Rosen" und „Nelken" zusammengenant sind in den Zeilen (N „Katharina 8 [I, 261] geschr. 1831):

---

19. Ihre Zusammenbenennung ist altbeliebt. So heisst es z. B. im „Tanhuser" (Pfeiffer-Bartsch Liederdichter, 4. Aufl. S. 145 Vers 13) ostergloien vant ich dâ, die liljen und die rôsen; oder im Herzoge Heinrich von Presselâ (Pfeiffer-Bartsch a. a. O. S. 323 Vers 24) den rôsen rôt, den liljen wîz.

Auch Goethes „Blümlein Wunderschön" hat die Aufeinanderfolge Rose, Lilie, Nelke, Veilchen. Auch Varnhagen z. B. hatte gedichtet (Musenalmach auf d. J. 1806 S. 95) „Ein lieblich Leben war erblüht aus Rosen Und aus der Lilien blendendweissem Scheine".

„Ich breche Rosen, ich breche Nelken,
Zerstreuten Sinnes und kummervoll;
Ich weiss nicht, wem ich sie geben soll",

und noch einmal Nl I, Nr. 20 (II, S. 11), Str. 2:

„Du Rose mit rotem Gesicht,
Du Nelke mit buntem Fleckchen",

so ist auch das noch eine Reminiszenz an eine in den Volksliedern sehr beliebte Zusammenstellung, für die als Beispiele angeführt sein mögen etwa aus dem W:
S. 318 (2. Epistel):

„Keine Rose, keine Nelke kann blühen so schön",

S. 246:

„Mit Nägeln und mit Röselein",

S. 814:

„Mit Röslein bedacht,
Mit Näglein besteckt",

aus Herders Volksliedern (a. a. O. S. 210):

„Lindaraya hat aus zarter
Neigung einen Kranz geflochten,
Schön von Rosen und von Nelken
Und von auserwählten Würzen",

aus der Wünschelruthe, in einem neugrichischen Volkslied (S. 136):

„Blüten auf Blüten — Rosen und Nelken",

oder in einem Volkslied von der Insel Rügen (ebenda S. 198, Str. 3):

„Die erste, die ward mit Rosen geschmückt,
Die andre, die ward mit Nelken bestickt".

Sonst erinnert Heines an 1. Stelle zitierte Strophe auch noch an die Verse:

„Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll;
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll",

in Goethes ja auch im Volksliedton (Biedermann, Goethe-

Forsch., NF S. 340, in „Goethe und das Volkslied") 1801 geschriebenen „Schäfers Klagelied".

„Rosen und Veilchen" stehen gleichfalls im Volkslied (vergl. Greinz a. a. O. S. 53) nicht selten beisammen. Heine hat sie in dem schon oben erwähnten Gedicht, NF 17 (I, 210):

„Die Veilchen, sie sind erschrocken!
Die Rosen, sie sind vor Scham so rot,
Die Lilien, sie sind so blass wie der Tod",

und Nl I, Nr. 52 (II, S. 27) Str. 2:

„Er bringt Jasmin und Röselein
Und Veilchen und duftige Kräutchen"

zusammengenannt.[20] In vergleichartigen Wendungen stellt Heine „Rosen" und „Veilchen" dann noch zusammen in den Stellen: „Die blauen Veilchen der Aeugelein, Die roten Rosen der Wängelein" (I, 77) und „Die Veilchenaugen und Rosenwänglein"; einmal begegnet uns auch „Lilienfinger, Veilchenaugen".

---

20. Eine „feuergelbe Viole" bringt Heine Nl II No. 58, IV Str. 3 (II S. 93) und einmal verwendet er, auch hier in Verbindung mit „Rose", das Wort „Nachtviol" in dem Vers (Nl I, S. 49 unten).

„Frag, was sie duften, Nachtviol und Rosen".

Hierzu bemerkt Zillgenz (a. a. O. S. 9), der irrtümlich Nachtviol mit Goldlack identifiziert, dass auch das einfache „Viole" im Hochdeutscheu nicht vorkomme und auch im Grimmschen Wörterbuche nur mit Stellen aus norddeutschen Dichtern, Herder, Voss, Matthisson belegt sei. Dagegen ist zu sagen dass es jedenfalls Heine auch aus dem Volkslied geläufig sein konnte; Greinz (a. a. O. S. 53) gibt 2 Stellen aus dem W.: In „Werd ein Kind" (S. 194) denn die „Rose und Viol" . . . und „Mailied" (S. 694) „Als Lilien und Rosen, Violen, Zeitlosen, Cypressen und auch Nägelein". „Rosen" und „Cypressen", diese merkwürdige Zusammenstellung, der wir hier im Volkslied begegnen, hat H. in IL, L9 (I, 34) „Mit Rosen, Cypressen und Flittergold". Greinz a a. O. S. 53) macht für diese Zusammenstellung in Verbindung mit „Sarg" 3 Stellen aus Brentano als Vorbild namhaft.

Man sieht also, dass auch diese Zusammenstellung der Blumen, die dann in der Romantik vielfach eine fast formelhafte Verwendung findet, auf die Phraseologie des Volksliedes zurückgeht; dies hat Zur Linde (a. a. O. S. 58) ausser Acht gelassen.

Volkstümlich scheinen auch die Beziehungen zu sein, in die „Blumen" und „Sterne" gebracht werden. So beginnt z. B. ein volksliedartiges Gedicht von Wilhelm Müller („Der Neugierige"):

„Ich frage keine Blume,
Ich frage keinen Stern".

Kerner nennt sie zusammen in den Versen:

„Blumen, o Blumen
Der stillen Flur!
Ihr ach nur heilet,
Ihr ach verstehet
Dies Herze nur.
Sterne! o lasset
Mich nicht allein!
Blumen und Sterne,
Ach! ihr nur kennet
Der Liebe Pein."

Bei Uhland („Auf das Kind eines Dichters", Str. 3) heisst es:

„Du aber schlummre selig hin
In angestammten Dichterträumen,
Von Himmelsglanz und Waldesgrün,
Von Sternen, Blumen, Blütenbäumen![21]

Heine endlich dichtet (Ratkliff II, S. 326): „und verständlich

---

21. Ein Beispiel romantischer Ideenassoziation zwischen Blumen und Sternen liegt auch vor in Uhlands „Entschluss": hier schliesst die 2. Strophe: „Und zu dem allerschönsten Sterne erheb' ich nie mein Angesicht' und die 3. beginnt; „Die Blumen, die nach ihr sich beugen . . .".

War mir der Sang der Vögel, und die Sprache
Der Blumen, und der Liebesgruss der Sterne",

und (vergl. Zur Linde a. a. O. S. 79):

„Güldne Sternlein schauen nieder
Mit der Liebe Sehnsuchtswehe,
Bunte Blümlein nicken wieder,
Schauen schmachtend in die Höhe".

Blumen, Nachtigallen und Sterne hat Heine ja auch in dem berühmten „Und wüssten's die Blumen, die kleinen", welches durch ein Gedicht von Carove (vergl. Hessel „Dichtungen", S. 313, Nr. 41) angeregt sein dürfte.

Diamanten und Perlen und Edelgesteine gehören gleichfalls je und je zum Schmucke des Volksliedes (vergl. Greinz a. a. O. S. 78 f.). Von der Geliebten heisst es: „sie hat zwei hübsche Aeuglein klar, lieblich als ein Demante", und Gold und Perlen sind ihr Schmuck: „Zart Aeuglein zu winken die Mädchen jetzund han, Ihr Haupt thun sie beladen mit Gold und Perlen schön". Der dem Volkslied ja schon so nahestehende[22] Bürger, in der für Heine auch sonst noch vorbildlichen Ballade „Lenarde und Blandine" dichtet:

„Mit Perlen, Gold, Ringen und Edelgestein,
Die schönste der schönen Prinzessin zu freien",

ferner (in „Mollys Werth"):

„Ach könnt' ich Molly kaufen

---

22. Man erinnere sich nur seines Briefes an Boie (abgedruckt bei Er. Schmidt a. a. O. S. 204) „Mein Enthusiasmus für Volkspoesie steigt immer höher u. s. w., u. seines „Herzensausgusses über Volkspoesie", wo er (vergl. E. Schmidt a. a. O. S. 204) sein enthusiastisches Lob der Popularpoesie mit dem Wunsche beschloss, dass doch ein deutscher Percy aufstehen, die Ueberbleibsel unsrer alten Volkslieder sammeln und herausgegeben möge als eine Fundgrube echter Kunst zur Belebung der heutigen Poesie.

Für Gold und Edelstein",
bei Uhland heisst es („Des Goldschmiedts Töchterlein", letzte Strophe): „Bei Gold und Perl' und Edelstein", und Heine dichtet, indem auch er Pracht und Reichtum nach Art des Volksliedes mit konkreten Beispielen ausdrückt: „Du hast Diamanten und Perlen" und JL, Tr 8 (I, 27): „Es prunkte und prahlte der Graf beim Wein Mit dem Töchterchen sein und dem Edelgestein".[23] Mit einem Edelstein oder einem Diamanten wird im Volkslied sehr häufig (vergl. Greinz a. a. O. S. 79) das Herz verglichen, von Heine [in frühen Gedichten] an den Stellen:
Nl IV, 1 (II, 161, letzte Strophe), geschr. 1819:

„Unsre Mütter einst erkannten,
Sinnig, wie die Einfalt pflegt,
Dass den schönsten der Demanten
Nur der Mensch im Busen trägt",

ferner: „Minnegruss", Str. 3 (II, 3), gedr. 1822:

„Doch den schönsten Edelstein
Hegt Dein stiller Busenschrein",

und Hk 56, Str. 2 (I, 121), geschr. 1823:

„Dein Herz es ist ein Diamant,
Der edle Lichter sprühet".[24]

---

23. Als Beispiele für derartige formelhafte Zusammenstellungen seien nur noch zitiert: Aus einem Volkslied in der Wünschelruthe (S. 151): „Für Silber und roth Golden, Für Perlen, Edelstein, Bin ich dem Röslin holden, Nicht liebers mag mir sein;" aus einem volkstümlichen Lied von Loe (in Asts Zeitschrift, 2. Bd., 3 Hft. S. 20): „Das Fräulein eine Perle, Wie eine Lilie glänzt, Wie Edelstein im Golde Von Strahlenblüt umkränzt".

24. Heller (a. a. O. II, 20) meint, die „Vorstellung des diamantnen Herzens" bei Heine auf Eichendorffs Vers „Mein Herz ist recht von Diamant" („Der Musikant" 2, Nr. 4. Werke I, 15) zurückführen zu können. Das geht schon deswegen nicht, weil das Eichendorff'sche

Wenn Heine dichtet (Hk 56): „Rubinen sind die Lippen dein", so ist auch das ein im Volkslied beliebter Vergleich, nur dass hier immer auch die äussere Form eines Vergleiches (mit „wie") noch beibehalten wird, z. B. W S. 709 („Ein hohes Lied", Str. 5): „Ihr Mund geschwungen fein Brennt recht als ein Rubein" oder S. 682 („Wollte Gott", Str. 1): „Er brennt recht wie der roth Rubin", oder S. 76 („Der vortreffl. Stallbruder", Str. 4): „Hast ein Paar Wängelein Wie ein Rubin", oder aus dem schon in der Anmerkung zitierten Lied von Loe (Str. 10): „Ihr Mund, gleich dem Rubine, In dunkler Nacht erglüht".[25]

So ist es auch durchaus volksliedmässig, wenn Heine seiner „Lore-Ley" einen goldenen Kamm gibt, wie dies etwa vorgebildet ist in einer Romanze aus dem Spanischen in Asts Zeitschrift (I, 4. Heft, Abteilg. II, S. 56) in der Stelle:

„. . . Also gieng das Kind und sang,
Goldnen Kamm in ihren Händen,
Damit kämmend sich ihr Haar:
Sage Du mir doch ‚o Schiffer!
Dass Dich Gott vor Leid bewahr'!
Ob Du sahest meine Liebe,
Ob Du ziehen sie hier sahst?"[26]

---

Gedicht erst im „Gesellschafter" für 1826 im Druck erschien. — Es greifen eben beide, unabhängig von einander, auf die volkstümliche Phraseologie zurück.

25. Auch schon Wieland hat die Form des Vergleichs, so, wie dann Heine, aufgegeben „Die Augen himmelblau, Rubin der kleine Mund" („Die Wasserkufe" Vers 139 Kürschners Nationalliteratur Bd. 52, 2, S. 399).

26. Greinz (a. a. O. S. 35) weist auf eine Stelle in Brentanos „Geschichte von Bogs dem Uhrmacher" hin, wo sich eine Holde mit brillanten Kämmen kämmt. Ein Hinweis auf Milton bei Kerr (a. a. O. S. 111).

Das goldblonde Haar der Lorelei findet sich schon bei Heines nächstem Vorbild, dem Grafen Loeben; Greinz (a. a. O. S. 35) glaubt, auch die Stelle „Ein' Nixe auf dem Steine Flocht dort ihr goldnes Haar" in Eichendorffs „Der stille Grund" mit als Vorbild anführen zu können, doch ist dieses Gedicht erst 1837 gedruckt.[27] Dagegen kann hier noch an eine Stelle aus Herders Volksliedern (wieder im 3. Buch, S. 274: „Wilhelm und Margreth") erinnert werden:

„Schön Gretchen sass am Fenster daheim
Und kämmt ihr goldnes Haar,
Als sie lieb-Will'm und seine Braut
Anreitend ward gewahr",

wegen des Gleichklangs mit Heines 3. Strophe:

„Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr goldnes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr goldenes Haar".

Von anderen Lieblingswörtern des Volksliedes, die Heine sich zu eigen gemacht hat, sei nur kurz erinnert an das Beiwort „schneeweiss". Es begegnet uns im W (vergl. Greinz a. a. O. S. 80) natürlich sehr oft, formelhaft besonders in der Verbindung mit Hand, auch in der Verbindung „Mit Deinem schneeweissen Leibchen" (W S. 655); Heine gebraucht es auch von Wange und Schulter. Ebensowenig hat er sich das in der Volkslieddichtung so unendlich häufige „schwarzbraun" entgehen lassen. Wir finden es Hk 13 (I, 102): „Mit Deinen schwarzbraunen Augen", und er bespricht selbst (Romantische Schule, 3. Buch. V, 315), gelegent-

27. Ebensowenig kann, wie das von Heller (a. a. O. II, 31) zu geschehen scheint, Eichendorffs Gedicht „Verloren" (I, 314): „Still bei der Nacht fährt manches Schiff, Meerfei kämmt ihr Haar am Riff . . . " für die Situation von Heines Lorelei als Vorbild geltend gemacht werden. Das Gedicht ist 1841 gedruckt u. wohl erst durch Heines Lorelei angeregt.

lich der Behandlung des W, ein Volkslied, das da von einem Handwerksburschen erzählt, der in der Fremde „immer an Feinsliebchens schwarzbraune Augen" zurückdenken müsse. — Auch das „rote Mündchen" (LJ 12, Hk 50) ist durchaus volksliedmässig,[28] wie es ja auch schon bei Goethe sich findet, etwa in der Stelle „Roth ist sein Mund, der mich verwundt" (des Gedichtes „Flieh, Täubchen, flieh!). So sind überhaupt bei Heine gleichwie im Volkslied sinnlich anschauliche, besonders die Farbe bezeichnende, einfache Adjektiva selten vergessen; eben weil nichts abstrakt gefasst, alles „angeschaut" ist, wird es immer mit seinem Farbwert gesetzt, also z. B. nicht einfach „Klee", sondern „grüner" Klee, „weisse" Lämmer (NF 5), „gelben" Stern (Nl I, 57).[29]

Zu den formelhaften Wendungen des Volksliedes, die Heine übernimmt, gehört ferner die einer alten Anschauung entsprechende Ausdrucksweise „Das Herz im Leibe" (Tr 8 [I, 27]):

„Wenn das Herz im Leibe zersprungen",

oder JL, S. III (I, 59), Str. 4:

„Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen",

oder Hk 24 (I, 107), Str. 1: „und brechen

Will mir das Herz im Leibe",

womit man vergleiche aus dem W S. 58 („Frau Nachtigall") die von Hessel (Köln. Ztg. 1887, Nr. 53) — wegen der

---

28. Es ist auch altbeliebt; man denke an Stellen, wie „ir munt ist rôt, ir kel ist blanc" im Tanhuser (Bartsch-Golther a. a. O. S. 245. Vers 37).

29. Auch hierin hatte Heine natürlich Vorgänger in der durch's Volkslied angeregten Kunstdichtung. So sagt Krüger (a. a. O. S. 121) vom jungen Eichendorff: Er liebt es, möglichst viel malende Eigenschaftswörter anzuwenden und bevorzugt dabei, nach romantischer Manier (?), direkt farbige Beiwörter, besonders blau und grün. Grotthuss in seinem tendenziösen Schriftchen (a. a. O. S. 13) glaubt, auch gegen diese Farbenzeichnung polemisieren zu müssen.

Aehnlichkeit mit der an 1. Stelle von mir zitierten Heine'schen Zeile — angeführten Verse:

„Das Herz möcht mir im Leib zerspringen",

oder W. 426 („Ich habe einen Schatz"):

„Das Herz in dem Leibe möchte mir vergehn",

oder W. 428 („Ich ging wohl bey der Nacht"), Str. 6:

„Er fiel das Herz im Leib entzwei".

„In Vaters Garten" ist gleichfalls eine formelhafte Volksliedwendung. Heine hat sie als Anfang des frühen Gedichtes „Die weisse Blume" (Nl I, 6). Volksliedartig ist auch die Ausdrucksweise „Schönstes Mädchen unter der Sonne" (Hk 52, Str. 2), nur dass das Volkslied diese Wendung nicht als Anrede gebraucht. So heisst es etwa im W S. 618 („Dem Tode zum Trutz", Str. 5):

„Mein allerfeinst Liebchen
War die schönst in der Sonne",

und W S. 420 („Tritt zu", Str. 4):

„Ein solches Mädel findt man nicht
Wohl unter dem Sonnenschein".

Ebenso geht auf formelhafte Ausdrucksweisen des Volksliedes zurück Heines Liedanfang (LJ 53): „Ich steh auf des Berges Spitze", womit man die ähnlichen Anfänge vergleiche: „Ich steh auf einem hohen Berg" (aus Herders Volksliedern S. 469) oder (W 166): „Stand ich auf einem hohen Berg", oder (W 44): „Stund ich auf hohen Bergen". — Volkstümlich sind auch die — im W unendlich häufigen[30] — von Heine (ebenso wie von Goethe) gebrauchten Anfänge „Es war" in Heines: „Es war ein alter König" (NF 29) oder „Es war 'mal ein Ritter" (Prolog zum LJ), ähnlich wie etwa in Goethes „Es war einmal ein König"; ebenso die Anfänge mit „Und als ich" (LJ 29 und Hk 34), sowie die Anfänge mit „und", die sich bei Heine, abgesehen von den

30. Vergl. Aliskiewicz a. a. O. S. 6, Abschnitt 2.

mit „Und als ich“ beginnenden Liedern noch 5 mal finden; bei Wilhelm Müller begegnet uns z. B. der Anfang: „Und steigst Du auf die Berge“, im W (563): „Und wollt ihr hören singen“; besonders häufig ist der „Und“-Anfang bei den einzelnen Strophen innerhalb eines Gedichtes, zuweilen auch dient er zur Einleitung von Fragen. Heines Anfang: „Und wüsstens die Blumen, die kleinen“ (LJ 22), erinnert an den Anfang bei Wilhelm Müller: „Und wüsst' ich, wo es besser wär“ („Freiheit im Wein“ überschrieben), und an den Schluss des Gedichtes im W. (S. 634 „Das wackre Maidlein“), „Und wüssten das all die Freunde mein, Sie sängen mir ein Liedelein“. Gewiss hat diese Stelle, was hier gleich bemerkt sein mag, in Verbindung mit dem im W. hier unmittelbar folgenden Gedicht (W 435): „Wie bin ich krank“ Heine überhaupt den Gedanken zu dem eben zitierten Gedicht eingegeben; die Zeile „wie bin ich krank“ kehrt wieder in Heines „Wie ich verwundet und krank“, die andere „Die können meinen Schmerz nicht stillen“ in Heines „Die alle könnens nicht wissen, Nur eine kennt meinen Schmerz“; hier wie dort spricht der Liebeskranke von dem Leid, um das nur die Liebste wisse, das nur sie heilen könne. — Durchaus volkstümlich, dem Wortlaut nach, ist auch der Anfang der „Lore-Ley“: „Ich weiss nicht, was soll es bedeuten, dass ich so traurig bin“; allein im W. beginnen 3 Lieder mit „ich weiss nicht“; in einem Lied des W (S. 322) fängt jede der 6 Strophen an mit „Ich weiss nicht, wie mirs ist“; ausserdem klingt Heines Vers noch an an die 1. Strophe des schönen, innigen Volksliedes „Heimlicher Liebe Pein“ (W S. 615):

„Mein Schatz der ist auf die Wanderschaft hin,
Ich weiss aber nicht, was ich so traurig bin“.[31]

---

31. Auch dieses „Ich weiss nicht“ glaubt Heller (a. a. O. II. S.

Der Liedanfang „Ich weiss" in Heines (JL, Rm 13): „Ich weiss eine alte Kunde" findet sich im W 4 mal; bei Ziska (a. a. O. S. 65) beginnt ein Lied: „I woass a scheni Glok'n, de had an'n schen'n Klang; und i woass a schen's Diarnd'l, de had an'n schen'n Gang. I woass a scheni Alm ah . . ."; erinnert sei schliesslich auch an des Johann von Habsburg „Ich weiss ein blaues Blümelein". Nur mit einem Wort sei noch der volkstümlichen „Ich"-Anfänge gedacht, mit denen sich die Person des Gedichtes gleich in der Eingangszeile gewissermassen vorstellt. Die „Klagred des Gott Bacchus" (W 307) beginnt z. B.: „Ich bin der Gott Bacchus genannt"; Heine fängt die „Ilse" („Aus der

---

23 f.) ausschliesslich auf Eichendorff zurückführen zu können. Als Liedanfang hat es aber Eichendorff überhaupt nur einmal: „Ich weiss nicht, was das sagen will"; und zwar ist dieses Gedicht erst 1840 gedruckt; eine andere der von Heller herangezogenen Stellen „Ich weiss nicht, was ich so thöricht bin" (Anfang der 2. Strophe des 3. Gedichtes der „Nachklänge" I, 230) ist ebenfalls auszuscheiden, weil erst um 1833 entstanden. Richtig ist der Hinweis, dass bei Heine, wie bei Eichendorff, nicht selten unbestimmte Gefühle zum Ausdruck kommen; namentlich sind es solche unbestimmter Sehnsucht und Wehmut. — Ich stelle noch zusammen: Aus Wilhelm Müller (aus dem im Volksliedton gehaltenen Gedichte „Wohin", als Anfang der 2. Strophe) „Ich weiss nicht wie mir wurde"; aus Arnim: „Lieg' ich in der Freund in Armen, Weine und nicht weiss warum, Sie ist traurig, ich bin stumm (SW. Bd. 22, S. 254); aus Heine „Ihr war, sie wusste nicht wie" („Die Wallfahrt nach Kewlaar I, 148). Der Phraseologie der Romantiker ist entnommen Heines nicht seltene Wendung „Mir ist als", z. B. „Mir ist als hört ich fern erklingen" (I, 272), „Mir ist, als jagt ich zu Rosse" (II, 10) „Mir ist, als müsst' ich weinen (II, 31), so, wie schon Eichendorff 1815 gedichtet hatte („Liebeslust" Str. 4, Anfang, Werke I, 221) „Mir ist, als müsst ich singen"; ähnlich Uhland; „Es ist mir so, als dürft ich steigen . . ."

Harzreise" I, 159) an: „Ich bin die Princessin Ilse", und im burlesken Volkston (RoHi „Der Apollogott" 2, I, 349) dichtet er: „Ich bin der Gott der Musika". Ueberhaupt erzählt ja der Dichter, wie das Volkslied, im Eingange gerne von sich; man denke nur an die unzähligen Anfänge, wie: „Ich hatte", „Ich kam", „Ich stand", „Ich lag", die sich hier wie dort unendlich oft finden, um uns sofort in die Situation des Gedichtes einzuführen.

Auch hat Heine in der Eingangszeile, wie das Volkslied, oft gleich den Stimmungscharakter des ganzen Liedes angedeutet. So beginnt z. B. die Liebesklage in JL, Rm 4, II (I, 38): „In meiner Brust, da sitzt ein Weh", oder in Hk 3: „Mein Herz, mein Herz ist traurig"; der Grundaccord der „Lore-Ley" wird angeschlagen mit dem Eingang: „Ich weiss nicht, was soll es bedeuten, dass ich so traurig bin". Man vergleiche damit aus dem W. etwa (S. 262): „Aus hartem Weh, klagt sich ein Held", oder (S. 250): „Jetzunder geht mein Trauern an", oder „Ach in Trauern muss ich leben" S. 655). Besonders beliebt zu Anfange der Gedichte sind dann auch — was hier nur gestreift zu werden braucht — kurze Angaben über das Lokal und namentlich über die Natur; letztere weisen, wie Elster („Buch der Lieder", a. a. O. S. LXXVI) sagt: „auf den Gemütsinhalt des betreffenden Liedes, wie vorbereitend, hin und tragen zur Verstärkung des Eindruckes bei". Da beginnt etwa ein Lied des W (S. 252) mit dem Jubelruf: „Wie schön blüht uns der Mayen, Der Sommer fährt dahin", und Heines LJ 5 fängt an: „Gekommen ist der Maie, Die Blumen und Bäume blühn". Dieser „Natureingang" war ja eine alte Gepflogenheit schon unserer mittelhochdeutschen Kunstdichter,[32] oft finden wir ihn zu

---

32. Vergl. z. B. Bartsch-Golther a. a. O. Einleitung S. XI oben. Goetze (a. a. O. S. 3) weist auf Burdachs „Reimar der Alte und Walther von der Vogelweide", Lpz. 1880, hin.

Ende dieser ersten Blütezeit unserer Poesie besonders bei Neidhart von Reuenthal (während ihn z. B. Walther von der Vogelweide nicht häufig verwendet hatte), und in der Volksdichtung hat er sich dann weiter erhalten bis auf die Zeit, da auch die Kunstdichtung den verlorenen Zusammenhang mit der Natur und Wahrheit wiederfand. — Von Heines sonstiger Naturbehandlung wird weiter unten noch zu reden sein.

Volkstümlich formelhaft ist auch die Verwendung der Dreizahl (z. B. Hk 28: „Drei Jäger zechen im Stern"). Indes spielt die Dreizahl bei Heine auch (Netoliczka, a. a. O. S. 29 ff.) in der Gliederung der Cyklen und Einzelgedichte eine Rolle, während im Volkslied eine solche streng symmetrische Komposition selten ist.

Halb ironisierend den Volksliedton anschlagend, hat H. in seinen späteren Gedichten satirischen Inhalts noch einigemale formelhafte Wendungen des Volksliedes gebraucht. So in dem wohl dem Jahre 1830 zuzuweisenden scherzhaften Gedicht: „Ich mache die kleinen Lieder" (Nl I, 21) die Wendung: „Und der dies Lied gesungen". Aus „Deutschland. Ein Wintermärchen" gehört hierher die Stelle (Kap. V, II, 440): „Und als ich an die Rheinbrück kam, Wohl an die Hafenschanze" etwa wie (Herder, a. a. O. S. 470): „Und als sie vor jen's Kloster kamen Wohl vor das hohe Thor", endlich aus N „Zur Ollea" 2 (I, 291, geschr. 1851?) der Anfang: „Wir heben nun zu singen an" etwa gebildet wie der Anfang des „Tannhäuser" (W 54): „Nun will ich aber heben an, Von Tannhäuser wollen wir singen", oder wie (W 198): „Wir wollen ein Liedel heben an".

In formaler Hinsicht zeigt sich die Uebernahme und Weiterentwicklung eines ursprünglich volkstümlichen Elementes auch in einer Reihe jener „Figuren der Wiederholung und Steigerung",[33] die für die Struktur des Strophen-

33. Seelig a. a. O. S. VIII—X und S. 49—71. Goetze S. 33—45.

baues bei Heine charakteristisch sind. Und zwar ist hier vor allem auf das Vorbild des Schnaderhüpfels[34] hinzuweisen; gerade diesem haben je und je die verschiedenartigsten Wiederholungsformen zur Hervorhebung eines Gedankens, zur Erzielung von Klangwirkungen und zur Erhöhung der Singbarkeit gedient; nahezu alle die von Heine verwendeten Wiederholungsformen lassen sich mit zahlreichen Beispielen von Schnaderhüpfeln belegen, wie sie in der Sammlung von Ziska und Schottky vorlagen. Besonders häufig tritt uns hier namentlich der von Heine vielfach (vergl. Goetze, a. a. O. S. 40 unten, 41) gebrauchte „Kettenreim" entgegen, z. B. auf S. 63, 75, 76, 97, 108, 112, 123, 139 (3. und vorletzte Strophe), 207, 235 (3. und 4. Strophe); nicht selten auch jene Form, bei welcher die 3. Zeile einer Strophe als 1. Zeile der nächsten wiederkehrt; z. B. auf S. 111 (Str. 1 und 2), 117 (Str. 2, 3, 4), 130 (Str. 7 und 8).[35]

Als Vorbild für den „Cyklos" (Seelig, a. a. O. S. 55), der, wie überhaupt die verschiedenen Arten der Wiederholung eine besondere Rolle in N „Verschiedene" und N, Rm spielt, dürften namentlich die Uebersetzungen spanischer Romanzen in Herders Volksliedern in Betracht kommen; man denke an Stellen wie (a. a. O. S. 192):

---

34. Einige Bemerkungen über diese Eigentümlichkeit des Schnaderhüpfels finden sich bei Grasberger „Die Naturgeschichte des Schnaderhüpfels" Lpz. 1896 S. 37—40; hier auch einige Beispiele.

35. Herders Volkslieder bieten diese Form z. B. in einem dänischen Lied (a. a. O. S. 446, Str. 4 u. 5): „Die Eine begann zu singen ein Lied, Die Schönste aller Schönen; Der brausende Strom, er floss nicht mehr, Und horcht den Zaubertönen. Der brausende Strom, er floss nicht mehr, Stand still . . ." Aehnlich a. a. O. auf S. 191. Tiefgebeugt der Mohr erwiedert, Hingedrückt von tausend Kummer: Nicht versteh ichs, schöne Zaida, Wie du mit mir also handelst? Nicht versteh ichs, wie du also Wechselst meine treue Liebe?"

„Sprich nicht mehr mit meinen Weibern,
Noch mit meinen Sklaven sprich mehr",

oder (auf S. 188):

„Und da sieht er sie! Am Fenster
Tritt hervor sie, wie die Sonne
Aufgeht in dem Ungewitter,
Wie der Mond im Dunkel aufgeht",

womit man vergleiche bei Heine etwa N „Verschiedene" Clarisse 5, Str. 1 (I, 240):

„Es kommt zu spät, was Du mir lächelst,
Was Du mir seufzest, kommt zu spät",

oder N, Rm 16 „Die Unbekannte", Str. 4:

„Eingeschüchtert von dem Schnurrbart
Ihrer zwei Begleiterinnen,
Und von meinem eignen Herzen
Noch viel strenger eingeschüchtert",

oder auf S. 365 Ro Hi „Der Dichter Firdusi", Str. 5:

„Siebzehnmal die Rose blühte,
Siebzehnmal ist sie verwelket,
Und die Nachtigal besang sie
Und verstummte siebzehnmal",

oder Nl 2, „Zum Lazarus" XIV (II, S. 100):

„Geleert hab' ich nach Herzenswunsch
Der Liebe Kelch, ganz ausgeleert".

Verschiedene dieser Wiederholungen sind auch in der kunstmässigen Dichtung vor Heine, namentlich in der an das Volkslied sich anschliessenden, schon vertreten. An erster Stelle wird hier wohl Brentano anzuführen sein.[36] Ferner begegnet uns z. B. der (ganze oder teilweise) Anfangsrefrain schon in volkstümlichen Liedern Wilhelm Müllers; ich zi-

36. Vergl. R. M. Meyer „Die Formen des Refrains" (Euphorion Bd. 5, 1898 S. 1 ff.). Er entnimmt alle seine Beispiele aus Brentano, „bei dem die verschiedenen Formen des Refrains in besonders grosser Reichhaltigkeit, nahezu vollständig sogar auftreten." (a. a. O. S. 3.)

tiere: „Abschied", Str. 2, 3, 4, 5, mit dem immer wiederkehrenden Vers „Unsre Liebschaft ist zerrissen", oder sein bekanntes Gedicht „Frühlingseinzug" („Die Fenster auf, Die Herzen auf"), ferner: „Die schlanke Kellnerin und die schlanken Flaschen", ferner: „Der Jäger", „Erste Liebe" u. a. — Beispiele für „Anadiplosis innerhalb derselben Strophe" (Seelig, a. a. O. S. 55) bieten: Sigm. von Birken („Klaglied über Ferdinands III. Todeshintritt 1657"):

Es bleibt doch Nacht im Herzen,
Im Herzen voller Treu".

Bürger (in „Lenardo und Blandine", Werke II, 37):

„Lass Bette, lass Kammer und suche den Baum,
Den Baum, der den Apfel der Liebe Dir trug!"

Ders. (in „Graf Walter" Werke II, 75) 2mal:

„O nun, o nun, süss süsse Maid,
Süss süsse Maid, halt ein!"

Ders. (in „Liebeszauber" Werke II, 96):

„Bist ja doch nicht Kaiserin,
Nicht Kaiserin der Schönen."

Goethe (in dem burlesk gehaltenen „Musen und Grazien in der Mark", Str. 2):

„Liebes Mädchen, lass uns waten,
Waten noch durch diesen Quark."

Wilhelm Müller (in „Der Liebe Morgenröte"):

„Scheint es mir wie Morgenröte,
Morgenröte Deiner Liebe."

Ders. (in „Doppelte Gefahr", Str. 6):

„Du liebliche Sirene,
Sirene an dem Strand."

Ders. (in „Der stürmische Morgen", Str. 3):

„Es ist nichts als der Winter,
Der Winter kalt und wild."

Aus Giesebrechts „Mnemosyne" (a. a. O. S. 96 „Der arme Robert", Str. 3), 1807:

„Armer Robert, ach es hilft,
Hilft Dir nimmermehr",

ebenda (S. 152 Romanze „Maria"):

„Doch noch einmal lasst mich hin,
Hin zu meinem Erker gehen."

Rückert („Deutsche Gedichte von Freimund Raimar" 1814, S. 200):

1. Str. „Zerrissen ist der Rautenkranz,
Der Rautenkranz der Sachsen."
2. Str. „Schad um den schönen Rautenkranz,
Den Rautenkranz der Sachsen."

Uhland (z. B. in „der Ring", letzte Strophe):

„Mein Ringlein, ist das die Kunde,
Die Kunde von Liebchens Treu?"

Eichendorff (in „Der Reitersmann" 1815; Werke I, 323):

„Ich möchte hinausgehn und beten
Und beten aus Herzensgrund."

Fouqué (in „Tröstung", Gedichte 3. Th. 1819, S. 147):

„Und klagte so herzensbitter,
So herzensbitter und leise."

Tieck („Phantasus" 1828, II, 126):

„Dann in ihren Armen sterben,
Sterben ohne Wunsch und Neid."

Beispiele der — ganzen oder teilweisen — Wiederaufnahme der letzten Zeile einer Strophe durch die 1. Zeile der folgenden Strophe bieten:

Wilhelm Müller („Abschied", Str. 1 und 2):

„Unsre Liebschaft ist aus!
Unsre Liebschaft ist zerrissen."

Fouqué („Wintergruss", Str. 1 und 2; Ausgabe in Kürschners Nat. Lit. 146, 2, I, S. 261):

„Er klimmt als ein Frischgesinnter
Den eisigen Berg hinan.
Den eisigen Berg des Lebens."

Arnim in dem Gedicht „Lieg ich in der Freundin Armen"

(Werke Bd. 22, S. 254), durch alle 6 Strophen durchgehend. Brentano (in dem Gedicht „Tiroler Wetter . . .", Gesam. Schriften II, S. 25):

„Ich schau's an der Fahn,
Ich schau's an der Alpen."

Eichendorff („Nachtgruss" in Kürschners Nat.-Lit. 146, 2, II, S. 228; wohingegen Werke I, 43 eine andere Fassung gibt):

„Ich höre meine Lieb!
Ich höre meine Lieb."
„Ja, hüt Dich bei Nacht
Kind [Ja] hüt Dich bei Nacht."[37]

Kerner („Der Wanderer in der Sägemühle", Str. 1 und 2):

„Und sah den Wassern zu.
Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.
Die Tanne war wie lebend . . ."

Für Wiederaufnahme der vorletzten Zeile: Goethes „Nachtgesang" („O gieb vom weichen Pfühle").

Bürger (in „Untreue über alles", Str. 1 und 2):

„Ich lauschte mit Molly tief zwischen dem Korn,
Umduftet von blühendem Hagebutt-Dorn,
Wir hattens so heimlich, so still und bequem,
Und koseten traulich von diesem und dem.
Wir hattens so heimlich, so still und bequem."

In der Wünschelruthe (a. a. O. S. 189 in „Des Knaben Meerfahrt", 2):

---

37. Vergl. die Angabe über die Lesarten in Kürsch. Nat. Lit. 146,2, II S. 228 Fussnote.

„Und willst Du mich denn verlassen,
Und nimmer mich wiedersehn? —
Und wenn Du den Anker im Herzen hast,
So will ich Dich pflegen schön.
Und wenn Du den Anker im Herzen hast."

Eichendorff („Heimweh", Str. 3 und 4; gedr. erst 1837; Werke I, 90):

„So fremde sind die andern,
Mir graut im fremden Land,
Wir wollen zusammen wandern,
Reich treulich mir die Hand!
Wir wollen zusammen ziehen."

Kerner („Das Muttergottesbild aus der Herbergskapelle", Str. 6 und 7):

„Zur Herberg' heisst das Gotteshaus,
In dem Du einst gestanden,
Bei mir auch gehen ein und aus
Pilger aus allen Landen.
Bei mir auch gehen ein und aus."

Für Wiederaufnahme der drittletzten Zeile: Chamisso in allen 3 Gedichten des Cyklus „In malayischer Form" (1821).

Mit der „Umstellung der wiederholten Wörter"[38] (Seelig, a. a. O. S. 65, Goetze a. a. O. S. 43—44) spielt Bürger in „Schön Suschen" an Stellen wie „Ich kam und ging, ich ging und kam", in „Lenardo und Blandine", Str. 12: „Das däuchte dem Diener so wol und so bang. So bang und so wohl", ähnlich in Str. 38 und 40:

---

38. In der volkstüml. Poesie ist sie namentlich den Schnaderhüpfeln eigen, wofür jedoch bei Goetze (a. a. O. S. 44) die Beispiele fehlen. Ich zitiere aus Ziska a. a. O. S. 83, Str. 2: „Da gibt's ja vülli Fraid'n — da gibt's da Fraidn vül" S. 93: Und flecht an'n grian'n Kranz. Da Kranz, dear muss g'flochtn sain . . ." S. 98, Str. 2 „Dear, zizi, raid hearzua." singt. Singt allwal: „zizi, raid herzua" S. 228, Str. 3 „I schtek in koan'm Sak, In koan'm Sak schtek i nid".

„Wie Wind und wie Wasser ist weiblicher [Sinn

. . . . . .

. . . . . .

Wie Wasser und Wind ist mein liebender [Sinn."

Wilhelm Müller bringt sie in dem schon zitierten Gedicht „Abschied", wo er die Schlusszeile der 1. Strophe „Unsre Liebschaft ist aus" und die Anfangszeile der 2. Strophe „Unsre Liebschaft ist zerrissen" zu Anfang der 3. Strophe in Umstellung vereinigt: „Unsre Liebschaft ist zerrissen, Unsre Liebschaft ist aus"; auch Goethe hatte da, wo der Volksliedton von ihm angeschlagen wurde, z. B. in „Schäfers Klagelied" (Strophe 5 und 6) diese Umstellung angewandt:

„Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus.
Hinaus in das Land und weiter . . ."[39]

Für die Wiederholung eines Wortes, das dann einen Zusatz erhält (Seelig a. a. O. S. 67 und 68, Goetze a. a. O. S. 45) finden sich Beispiele bei Bürger:

„Alles, Kind, was Dir behagte,
Hätt' ichs, alles gäb ich Dir,
Schande, wenn ich was versagte,
Hohe Schande wär es mir."

Ders.

„Dass sie mein eigen wäre,
mein eigen ganz und gar,"

bei Wilhelm Müller in der 1. Strophe des Gedichtes „Das Frühlingsmahl":

---

39. Von Uhland kann hierher gestellt werden aus „Der junge König und die Schäferin" 2, der Anfang der 1. u. 2. Strophe: „Nun soll ich sagen und singen" — „Nun soll ich singen und sagen".

„Wer hat die weissen Tücher
Gebreitet über das Land,
Die weissen, duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?“

bei Novalis („Die Erlen“, Str. 2; Schriften I, 365):

„Um welche mein Mädchen es liebt,
Das Mädchen so rosicht und froh,“

bei Uhland („Lerchenkönig“, Str. 1):

„Lerchen sind wir, freie Lerchen.“

Von diesen verschiedenen Wiederholungsformen macht nun Heine, wie wir sehen, in freier Ausgestaltung eines zunächst volkstümlichen Stilmittels, namentlich seit den „Neuen Gedichten“ einen so ausgedehnten Gebrauch, dass man in ihnen ein Hauptcharakteristikum der stilistischen Formgebung Heines zu erblicken hat. Nur für einige dieser Wiederholungsarten soll die Häufigkeit ihrer Verwendung hier noch aufgezeigt werden: Anadiplosis innerhalb derselben Strophe, und zwar nur in der — im Buch der Lieder noch seltenen — Form, dass der Schluss der einen Zeile zu Anfang der nächsten Zeile wiederholt wird, findet sich seit den „Neuen Gedichten“ an folgenden Stellen:

N „Verschiedene“, Seraphine 7, Str. 1, Zeile 2—3 (I, 228)
Angelique 6, Str. 1, Zeile 1—2 (I, 233)
und Str. 3, Zeile 3—4
Katharina 7, Str. 6, Zeile 2—3 (I, 260)
N „Zeitgedichte“, Nachtgedanken, Str. 3, Zeile 3—4 (I, 319)
RoHi „Pomare“ 1, Str. 1, Zeile 3—4 (I, 345)
Str. 5, Zeile 3—4 (I, 346)
„Der Apollogott“ 2, Str. 8, Zeile 3—4 (I, 350)
„Zwei Ritter“, Str. 4, Zeile 3—4 (I, 354)
„Vitzliputzli“ (I, 382, letzte Strophe)
RoLa 9 „Der Abgekühlte“, Str. 1, Zeile 2—3 (I, 420)
Ro „Hebr. Melod.“, I, 456, Str. 5, Zeile 1—2
I, 471 (vorletzte Strophe, Zeile 1—2)

Nl I, 44, Str. 4, Zeile 1—2 (II, 23)
II, 33, Str. 2, Zeile 3—4 (II, 72)
II, 46, Str. 1, Zeile 1—2 (II, 79)
II, 54, Str. 1, Zeile 2—3 (II, 87/88)
V, „An Inez", letzte Strophe, Zeile 1—2 (II, 235)

Ganze oder teilweise Wiederaufnahme der letzten Zeile der einen Strophe durch die erste Zeile der folgenden Strophe findet sich an den Stellen:

N „Seraphine" 8, Str. 3—4 (I, 228)
„Romanzen" 20, Str. 1—2 (I, 282)
„Zeitgedichte" 2, Str. 2—3 (I, 302)
RoHi „Schlachtfeld bei Hastings" I, 340, Strophe 2—3
„Pomare" 4, Str. 6—7, Zeile 4, 1 (I, 348)
„Der Apollogott" 2, Str. 1—2 (I, 349)
„Der Dichter Firdusi" 1, Str. 7—8 (I, 365)
„Vitzliputzli" I, 381, die letzten 3 Strophen
RoLa „Waldeinsamkeit", Str. 3—4 (I, 391)
„Spanische Atriden" I, 398, Str. 3—4
„Hebr. Melod." I, 434—435, letzte Strophe unten und erste oben
I, 438, Str. 4—5
I, 440, Str. 3—4
I, 443, 2, Str. 1—2
I, 445, Str. 2—3
I, 461, Str. 5—6
I, 462—463, letzte Strophe unten und erste oben
Nl I, 60 „Das hohe Lied", vorletzte und letzte Strophe (II, 35)
IV, „Zeitgedichte", Kobes I, Str. 8—9 (II, 211)

Wiederaufnahme der vorletzten Zeile an den Stellen:

NF 1, Str. 1—2 (I, 203) und Str. 3—4 (I, 204)
11, Str. 1—2 (I, 208)
N „Seraphine" 6, Str. 3—4 (I, 227)
„Der Tannhäuser" 2 (I, 248, Str. 1—2)

„Katharina“ 3, Str. 1—2 (I, 257)
„Zeitgedichte“, Nachgedanken, Str. 8—9 (I, 320)
RoHi I, 340, Str. 5—6
I, 353, „Zwei Ritter“, Str. 1—2
I, 379, „Vitzliputzli“ 2, Str. 1—2
RoLa I, 394, Str. 7—8
I, 403, Str. 2—3
I, 420, Str. 7—8
Nl I, 33, III, Str. 3—4 (II, 18—19)
I, 50, Str. 3—4 (II, 26)

Wiederholung eines Wortes, das dann einen Zusatz erhält, an den Stellen:

NF 12, Str. 1 (I, 208)
N „Seraphine“ 1, Str. 1 (I, 225)
„Yolante und Marie“ 1, Str. 1 (I, 241)
„Friedrike“ 3, Str. 1 (I, 256)
„Katharina“ 3, Str. 2—3 (I, 257—258)
„In der Fremde“ 2, Str. 7 (I, 263)
„Romanzen“, Ali Bei, Str. 6 (I, 278)
„Zeitgedichte“ 11, Str. 8 (I, 309)
RoHi „Der Dichter Firdusi“, I, 365, vorletzte Str. der Seite
I, 366, Str. 2
„Präludium“, vorletzte und letzte Strophe, I, 373
RoLa I, 397, Str. 5
I, 401, Str. 1
I, 409, „Mythologie“, Str. 2
I, 438, Str. 2
Nl I, 14, Str. 2 (II, 10)
I, 80, Str. 3 (II, 52)
II, 46, Str. 1 (II, 79)
II, 58, VI, Str. 1—2 (II, 94)
II, 65, Str. 1 (II, 105)

Umstellung der wiederholten Wörter an den Stellen:

NF 4, Str. 3, Zeile 3—4 (I, 205)
N „Seraphine“ (14), 4. Zeile von Str. 1 und 2 (I, 230)

„Angelique“ 9, Str. 4 (I, 235)
„Emma“ 4, Str. 2, Zeile 2—3 (I, 244)
„Emma“ 6, Str. 3, Zeile 2—3 (I, 244)
„Der Tannhäuser“ 2 (I, 248, Str. 2 und 3)
N, Rm 10, I, Str. 4 und 5 (I, 274)
12, Str. 1 und 3, letzte Zeile (I, 277)
„Unterwelt“, V, Str. 1 und 2, letzte Zeile (I, 289)
N, Zg 10, Str. 1, Zeile 1 mit Str. 4, Zeile 1; und Str. 3, Zeile 4 mit Str. 4, Zeile 4 (I, 308)
24, Str. 2 und 3 (I, 319)
RoHi „Karl I.“, Str. 2, Zeile 3 und Str. 3, Zeile 2 (I, 343)
„Der Apollogott“ 2, Str. 1 und 2 (I, 349)
Ro „Hebräische Melodien“ (I, 454, Str. 5 und 6, 1. Zeile)
Nl I, 62, Str. 1, Zeile 1 und 2 (II, 37)
I, 63, Str. 2, Zeile 1 und 2 (II, 37)
II, 28, Zeile 1 (II, 68)
II, 65, drittletzte und vorletzte Strophe (II, 107)
III, 7, Str. 2 (II, 115)
III, „Bimini“, Prolog (II, 130, Str. 6 von oben)
III, „Bimini“, I (II, 135, vorletzte und letzte Strophe)
V, „Lebewohl“, Str. 1 (II, 232)
„Atta Troll“, Kaput XI, Str. 4 und 5 (II, 376).

Wiederholung eines Wortes, das sich zuerst in der Mitte einer Zeile und dann zu Anfang der nächsten Zeile findet, an den Stellen:

N „Angelique“ 3, Str. 2, Zeile 3 und 4 (I, 232)
„Emma“ 2, Str. 1, Zeile 3 und 4 (I, 243)
„Friedrike“ 3, Str. 3, Zeile 1 und 2 (I, 256)
„Zur Ollea“ 2, Str. 5, Zeile 1 und 2 (I, 291)
Zg 18, Str. 3, Zeile 1 und 2 (I, 314)
Nl I, 3. Str. 2, Zeile 1 und 2 (II, 4; gedr. 1822)
I, 18, Str. 1, Zeile 2 und 3 (II, 10; gedr. 1824)
I, 70, Str. 1 und 2, Zeile 4 und 1 (II, 41)
II, 58, XIII, Str. 1 und 2, Zeile 4 und 1 (II, 100).

Endlich ist, bei Erörterung der formalen Beeinflussungen

Heines durch das Volkslied, noch mit einigen Worten auf jene einfachen Metren einzugehen, die Heine fast ausschliesslich verwendet.

Das Metrum der zu den frühesten Gedichten Heines zählenden Traumbilder 2, 5, 6, 7 und 8 — es ist eine vierzeilige (vergl. Hessel, metr. Form, a. a. O. S. 52) Strophe in jambischer Gangart, mit gepaarten, ausschliesslich männlichen Reimen und vier Betonungen in jeder Zeile — ist im W sehr häufig, z. B. W 205: „Eine frómme Mágd von gútem Stánd"; W 612 („Vision"): „Ein Seel stand traurig an eim Grab". Nur hat Heine nach dem Vorgang Bürgers und Goethes[40] (z. B. im „Erlkönig") an Stelle der einen Senkung häufig zwei treten lassen, sodass durch diesen anapästischen Rhythmus eine grössere Lebendigkeit erzielt wird; innere Erregung und Bewegtheit kommen durch ihn zum Ausdruck, während ruhig erzählende Partieen mehr in jambischem Gange gehalten sind.

Auch das Metrum des (1820 geschriebenen) „Belsazar", die altdeutschen kurzen Reimpaare, mit jambisch-anapästischer Tonart, durch deren Zusammenstellung die eben besprochene Strophe entstand, konnte Heine aus dem Volkslied früh geläufig geworden sein. Man denke an Gedichte wie „Ritter St. Georg" (W 96):

„In einem See sehr gross und tief
Ein böser Drach sich sehen liess",

oder „Schnelle Entwickelung" (W 702):

„Ein junger Mann nahm sich ein Weib,
Holdselig und gar fein von Leib",

hier mit regelmässigem Wechsel von Hebung und Senkung, wohingegen mehrere Senkungen sich finden etwa im Ur-

---

40. Gelegentlich hat auch Eichendorff 2 Senkungen statt der einen, beziehungsweise den wechselnden Tonfall, in dem 1811 entstandenen Gedicht „Die deutsche Jungfrau" (I, 334; gedr. 1815), vorletzte Strophe Vers 4, letzte Strophe Vers 3 u. 4.

bild zu Goethes „Erlkönig“ im W und bei Herder (a. a. O. S. 452):

„Her Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitsleut“,

und den beiden hier unmittelbar vorangehenden erzählenden Gedichten (Herder a. a. O. S. 448—451) aus dem Dänischen (N 13 „Der Wassermann“, N 12 „Nordlands Künste“, letzteres mit Ausschluss der 1. Strophe). Auch finden wir die Reimpaare bei Heine, so, wie im Volkslied, zu einer mehrzeiligen Strophe vereinigt, z. B. in Heines RoLa 15, womit man etwa das, die Reimpaare allerdings durchgängig festhaltende Gedicht des W (272): „Ritter Peter von Staufenberg“ vergleiche.

Das Versmass, in dem Heine 1819 „Die Grenadiere“, 1820 das Gedicht „Der arme Peter (I)“ abfasste, und welches von da an noch öfter bei ihm wiederkehrt, bezeichnet Hessel (a. a. O. S. 54) als auf Bürger und Goethe zurückführend. Aber gerade der für eine Strophe wie

„Der Hans und die Grete tanzen herum,
Und jauchzen vor lauter Freude.
Der Peter steht so still und stumm,
Und ist so blass wie Kreide“

charakteristische Wechsel von anapästischem mit jambischem Rhythmus findet sich nicht bei Bürger, und bei Goethe nur ganz vereinzelt und auch dann nicht so wie bei Heine in einer 4zeiligen, sondern meist zu Anfang einer mehrzeiligen Strophe[41] und mit ganz spärlicher Verwendung der doppelten Senkung, z. B. als Anfang von „Das Blümlein Wunderschön“:

„Ich kenn' ein Blümlein Wunderschön
Und trage darnach Verlangen;

41. In einer 4-zeiligen Strophe hat diesen Rhythmus Goethes Gedicht „Vor Gericht“. Aber auch diese Strophenform kann nicht als Vorbild der Heine'schen geltend gemacht werden, weil sie in der ersten und dritten Zeile keinen, in der zweiten und vierten Zeile stumpfen Reim hat.

Ich möcht es gerne suchen gehn,
Allein ich bin gefangen."[42]

Sonst haben Bürger und Goethe entweder, so, wie häufig das Volkslied, einen rein jambischen Gang, z. B. Bürger in „Lieb' und Lob der Schönen" oder „Robert", Goethe in der „Wandelnden Glocke", oder einen fast rein anapästischen Rhythmus, so, wie etwa Bürger in „Die Kuh"[43] oder Goethe zu Anfang von „Der Totentanz". Wilhelm Müller in Strophen wie:

„Ich ziehe so lustig zum Thore hinaus,
Als ob's ein Spass nur wär';
Das macht, es wallt Feinliebchens Bild
Gar helle vor mir her."

(„Wanderlieder eines rheinischen Handwerksburschen")
oder Rückert in Strophen wie:

„Und als der Kosak ans Frankenland ging,
Was liess er dem Bauer zurück?
Er liess von seinem Kosakenvieh
Dem Bauer zurück zwei Stück."

(„Deutsche Gedichte" von Freimund Reimar, S. 214.)
hatten zwar eine ähnliche Rhythmisierung wie die dann von

---

42. Dass diese Strophe, wie Hessel (a. a. O. S. 55) vermutet, das metrische Vorbild für „die Grenadiere" gebildet haben könnte, wird ausserdem wahrscheinlich durch den Gleichklang an gleicher Versstelle: „Und trage darnach Verlangen — gefangen" (Goethe Str. 1) und „Ich trage weit bessres Verlangen — gefangen" (Heine Str. 5).

43. Ich sage „fast rein anapästisch", denn eben in dem Gedicht „die Kuh" hat Bürger manchmal, z. B. Str. 5, Vers 2, Str. 6, Vers 2, Str. 7, Vers 1, Str. 9, Vers 1 und 2, statt der zweisilbigen nur die einfache Senkung, aber dann nie durch den ganzen Vers durchgehend, so, wie Heine etwa in dem Vers „Der Peter steht so still und stumm". (Eine Rhythmisierung wie die Bürger'sche bietet auch z. B. der Anfang von „An Iduna" in Giesebrechts „Mnemosyne" (a a. O. S. 124).)

Heine beliebte, aber Reim nur in den geraden Versen. Das Gleiche begegnet uns, wenn wir die Lieder des W durchgehen. Auch hier finden wir, allerdings nur in ganz vereinzelten Strophen, schon annähernd die Heinesche Rhythmisierung, z. B.

„Da Ludewig unter die Linde kam,
Ja unter die Linde so grün,
Da kam der Herr von der Weissenburg
Mit seinen Winden so kühn."
(„Die Frau von Weissenburg", Str. 6, W 157)

oder:

„Du sagst mir viel von der Höllengluth,
Du hast es doch nicht befunden,
Gedenk an meinen roten Mund,
Der lacht zu allen Stunden"
(„Der Tannhäuser", Str. 7, W 54),

aber auch hier ist nur der 2. mit dem 4. Vers durch Reim gebunden, indes — in der zuletzt zitierten Strophe — schon so, wie dann meist bei Heine, durch klingenden Reim. Nahezu vollständig die Heine'sche Strophe mit all ihren Merkmalen (überschlagender Reim, in den ungeraden Zeilen vier Betonungen und männlicher Ausgang, in den geraden Zeilen drei Betonungen und weiblicher Schluss; dabei wechselnder Rhythmus) bietet im W das wohl ziemlich vereinzelte Beispiel:

„Der Strom ist stark, sein Arm zu schwach,
Sie will den Schleyer nicht lassen:
So zieht verlorne Liebe nach,
Er wollte sie nicht verlassen"
(„Das fahrende Fräulein", Schlussstrophe, W 73).

Freilich, da das Gedicht den Vermerk „mündlich" trägt, bleibt dahingestellt, wie viel hier, auch in der Form, ur-

sprünglich volkstümlich, wie viel von den Herausgebern hinzugetan ist.[44]

Häufiger als im W findet sich die oben beschriebene der Heine'schen ähnelnde Strophe mit dem Reim — und zwar stumpfen Reim — nur in den geraden Versen (wobei an Stelle des Reims manchmal auch blosse Assonanz tritt) in Herders Volksliedern und zwar in dem, wie sich auch sonst nachweisen lässt, Heine besonders vertrauten 3. Buch, hier manchmal durch mehrere Strophen eines Gedichtes festgehalten, z. B. in „Wilhelm und Margreth" (a. a. O. S. 274), oder in „Die Judentochter" (a. a. O. S. 297), oder in „Die Chevy-Jagd", Zweiter Teil (a. a. O. S. 309), sämtlich aus Percy; aber es waltet hier — im Gegensatz zu der dann von Heine so ausgebildeten Manier — noch das sichtliche Bestreben ob, die Zahl der mehrzeiligen Senkungen (z. B. durch Apostrophe) möglichst zu beschränken. Ganz dicht an Heine heran führen endlich Strophen wie:

„Ich legte mein Haupt auf Elvers Höh,
Mein' Augen begannen zu sinken,
Da kamen gegangen zwei Jungfrau'n schön,
Die thäten mir lieblichen winken".

(Aus Herders 4. Buch, a. a. O. S. 446 „Elvershöh"; Heine hat das Gedicht, das er IV, 389 erwähnt, wie noch zu zeigen sein wird, später selbst umgearbeitet): Hier haben wir den Heine'schen Rhythmus und den klingenden Reim in der 2. und 4. Zeile, freilich in der 1. und 3. Zeile blosse Assonanz; in den folgenden, sonst — mit Ausnahme der 3. — gleich gebauten Strophen dieses Gedichts kommt in der 1. und 3. Zeile dann auch die Assonanz in Wegfall; manch-

44. In der Ausgabe von Birlinger u. Crecelius (a. a. O. I, 529) wird zu dem Liede im W bemerkt: „Ist von Achim v. Arnim oder von Brentano geändert;" die von Birlinger u. Crecelius (I, 109 ff.) aufgenommene Fassung ist nach Inhalt und Form wesentlich verschieden von der im W vorliegenden; das obige Metrum wird also wohl von den Herausgebern des W herrühren.

mal auch (Str. 9, 11, 12) der klingende Reim in der 2. und 4. Zeile. Dagegen bietet die 3. Strophe mit dem Reim „Ohr mir — Tanz hier" schon einen Vorläufer jener Art von Reimen, denen Heine dann seine effektvollsten Reimwirkungen verdankte.[45] — Alles in allem erkennen wir also, dass vor Heine zwar verschiedentlich die einzelnen Elemente unserer Strophe begegnen, diese selbst aber nur selten[46] auftaucht.

Zur Ergänzung der Bemerkung Hessels,[47] der die Einführung mehrsilbiger Senkungen im Metrum des sogenannten „Hildebrandstones" (es ist die von Südel a. a. O. S. 40 unter 1 a beschriebene Strophe) nur auf Müller und Eichendorff zurückzuführen zu sollen glaubt, ist daran zu erinnern, dass diese Strophe auch sonst schon vielfach so behandelt worden war. Von Goethe[48] gehören hierher „Schä-

---

45. Aehnliche Reime brachte dann z. B. der junge Eichendorff, z. B. „laur' ich — schaurig" (I, 212) „bedaur' ich — schaurig" (I, 213) „beneid' ich — freudig" (1, 213), jedoch nicht in Zle 2 u. 4, wo sie dann Heine zu seinen wirkungsvollen Verschlüssen verwendete. Sonst ist (vergl. Melchior a. a. O. S. 124) als Vorbild für den komischen Reim namentlich Byron namhaft zu machen.

46. Vereinzelte Beispiele in der Kunstdichtung vor Heine bietet auch Fouqué, etwa in dem Gedicht „Königslohn" („Gedichte" Wien 1819, 3. Th., S. 11) in Strophen wie „Und lang und vielfarb war die Mähr', — Und kam nicht früher zum Rande. — Als bis schon Nacht lag über'm Meer, — Da warf man Anker am Strande;" doch auch hier sind die mehrsilbigen Senkungen nur spärlich vertreten. Ferner gehört hierher Jung Stilling mit den meisten Strophen der Romanze: „Zu Kindelsberg auf dem hohen Schloss — Steht eine alte Linde — Von vielen Aesten kraus und gross — Sie saust am kühligen Winde" (S. W. Stuttg. 1842, S. 674, No. 21).

47. „Metr. Form" (a. a. O. S. 61): „Die Freiheit, Jamben beliebig mit Anapästen zu vertauschen, übernahm Heine von Müller und Eichendorff".

48. Vergl. Koberstein, Gesch. d. deutsch. Nat.-Lit. 5. Aufl. (Lpz. 1872), 3. Bd., S. 239, Anm. 32.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA



fers Klagelied“ („Da droben auf jenem Berge“) und „Bergschloss“, von Uhland „Des Hirten Winterlied“ („O Winter, schlimmer Winter“ und „Der junge König und die Schäferin“ („In dieser Maienwonne“), von Arnim etwa „Götterahnen“ („Der Erde Könige waren“), von Brentano Strophen wie „Die Seufzer des Abendwinds wehen — So jammernd und bittend im Thurm“ („Godwi“, Bremen 1801, Bd. 1, S. 126) [oder „Als Du mir einst gegeben — Zur Nacht den kühlen Trank, — Vergiftetest Du mein Leben, — Da war meine Seele so krank, so krank (Kürschners Nat.lit. Bd. 146, I, S. 149, Str. 4 von oben; doch ist hier nur der Wechsel des Rhythmus, nicht der Strophenbau vorbildlich)], von Novalis etwa sein Jugendgedicht „Die Erlen“ („Wo hier aus den felsichten Grüften“), von Fouqué „Der kranke Ritter“ („Da draussen hallen die Schilde“, „Gedichte“, 3. Theil, Wien 1819, S. 56), von Chamisso „Zur Unzeit“ („Ich wollte wie gerne Dich herzen“, geschr. 1820), oder „Morgentau“ („Wir wollten mit Kosen und Lieben“, geschr. 1822), aus der Berliner „Eos“ vom Jahre 1818 das Gedicht „Mein Wunsch“ („Dort drüben auf grünenden Triften“, a. a. O. S. 7), in welchem jedoch die doppelte Senkung fast ausschliesslich herrscht; oder das Gedicht „Frühlingsdissonanz“ (ebenda S. 204: „Ich wollte des Maien geniessen — Und kosen Lenzgespräch, — Da trat mit hinkenden Füssen, — ein Weib mir in den Weg“), aus der Wünschelruthe der Anfang der Elegie „Ich komme zur Laube voll Rosen“ (a. a. O. S. 110).

Immerhin ist die Strophe bei all diesen noch nicht sonderlich häufig vertreten; die gemeinsame Quelle aber, aus der ihre Kenntnis jenen Dichtern zufloss, war auch hier schon das Volkslied, wo sie allerdings nicht gerade zu den gebräuchlichsten Strophen zählt. Beispiele sind mehrere Strophen aus „Die Frauen von Weissenburg“ („Was wolln wir aber singen“, W S. 156) und aus „Schwimm hin, schwimm her, Du Ringelein“ („Nichts Schöneres kann mich erfreuen, W. S. 290) und das Gedicht „Amor“ („Des Nachts, da bin

ich gekommen", W S. 117); die beiden letzgenannten mit dem Vermerk „mündlich".[49]

Volksliedmässig ist endlich auch Heines in trochäischem Gang verlaufende vierzeilige, durchaus gereimte Strophe mit männlichem Reim in der 2. und 4. Zeile, die ja auch bei Goethe und Uhland (vergl. Hessel metr. F S. 50), sowie bei Kerner („Poesie ist tiefes Schweigen", „Hörest Du die Glocke schallen") nicht selten begegnet. Nur sind im Volkslied oft 2 mal 4 Zeilen zu einer Strophe zusammengefasst, z. B. W 206 „Kartenspiel":

„O verfluchte Unglücks k a r t e n
Aendert sich das Spiel noch n i c h t,
Soll ich denn noch immer p a s s e n,
Nie bekommen einen S t i c h?
Noch ein Trumph ich thät erheben.
Wie ich lustig kam zum Spiel,
War die Karte, ach, vergeben,
Und ich hatt die Kart' zu viel"

und die Reime zuweilen mehr nur Anklänge. Als weiteres Beispiel aus dem W sei nur noch genannt „Cedrons Klage" (S. 107).

Alle diese volkstümlichen Metren hat Heine aufgenommen, weil eben sie eine natürliche Betonung sowie Einfachheit in Wortstellung und Satzbau möglich machten. Der Hexameter hingegen widerstrebte Heines Natur geradezu.

---

49. Weitere Beispiele bieten mehrere Strophen der „Edelkönigs-Kinder" (W S. 462) oder die erste Strophe des Gedichts „Ikarus" („Mir träumt, ich flög gar bange — Wohl in die Welt hinaus, — Zu Strassburg durch alle Gassen — Bis vor Feinsliebchens Haus" W 392, mit dem Vermerk „Mitgetheilt, wahrscheinlich nicht sehr alt" — es ist von Kerner). Nur ganz selten ist diese Rhythmisierung so, wie oben („Amor" W 117) durch ein ganzes Gedicht hindurch festgehalten, wie denn überhaupt in den Volksliedern des W das Metrum in den verschiedenen Strophen meist nicht das gleiche bleibt.

So erzählt Maximilian Heine,[50] dass sein Bruder nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, einen Hexameter zu machen, dieses für immer verschworen habe. Und Heine selbst schreibt:[51] „Aber ich gestehe auch, dass ich in meinem ganzen Leben nicht sechs Zeilen in dieser antiken Versart zustande bringen konnte, teils weil das Nachahmen des Antiken meiner inneren Natur widerstrebt, teils weil ich zu strenge Forderungen an den deutschen Hexameter und Pentameter stelle und teils weil ich zur Verfertigung derselben zu unbeholfen bin".

Im Anschluss an die Behandlung des Versbaues ist noch kurz zu erinnern an Heines unreine Reime.[52] Auch hier ist, neben dialektischem,[53] allgemein volkstümlicher Einflüss mit im Spiele, wie er sich ja auch schon bei Brentano (Reime wie „Kreuz — Reiz", Schriften a. a. O. Bd. 2, S. 521), dem jungen Eichendorff,[54] Kerner (z. B. „grüssen — schliessen",

---

50. Citiert bei Robert Proelss „F. Heine. Sein Lebensgang und seine Schriften", Stuttg. 1886, S. 25.

51. Citiert bei Robert Proelss a. a. O. S. 25 u. Anm. 30, auf S. 371, Brief an Immermann vom 10. April 1823.

52. Hingewiesen auf sie hat Südel, a. a. O. S. 41, Absch. 2.

53. Vergl. Zillgenz a. a. O. S. 3, Absch. 2. — Es war das ja auch sonst die Zeit des erwachenden Interesses am Dialekt. Man erinnere sich nur, wie die Herausgeber des W. (S. 692) von den Tyroler Tanzreimen in dem „schätzbaren Tyroler Sammler" gerühmt hatten, dass ihr grösster Reiz gerade in dieser Sprache liege; und wie hatte sich in diesem Sammler (1807) Strolz, vor ihm schon Hazzi bei dem Abdruck „Baierischer Alpenlieder in ländlicher Aussprache" (in den „Statistischen Aufschlüssen über das Herzogthum Baiern, aus ächten Quellen geschöpft" 1. Bd., Nürnberg 1801), nach diesen Meinert (1817) und Ziska (1819) in ihren Sammlungn um eine treue Wiedergabe des Dialekts bemüht! Und Radlof hatte (1811) seine „Trefflichkeiten der südteutschen Mundtarten zur Verschönerung und Bereicherung der Schriftsprache" gesammelt.

54. Z. B. „gehn-morgenschön" (I,273) oder „beneid ich-freudig"

An die Königin Katharina, letzte Str.), Wilhelm Müller (z. B. „treu — Klerisei", Jägers Lust, Str. 4) und andern geltend gemacht hatte.

Auch vor der Anwendung des Hiatus hat sich Heine ebenso wie das Volkslied nie gescheut (Elster, Einleitung zu seiner Ausgabe des Buches der Lieder, S. CI).

Endlich dürfte Heine vom Volkslied in formaler Hinsicht auch noch darin beeinflusst sein, dass er (in JL, L, Tr; LJ, Hk, NF) die Ueberschriften aufgegeben hat.[55]

---

(I, 273). Häufig sind bei ihm unreine und rührende Reime auch in seinen frühen Sonetten. (Vgl. Krüger a. a. O. S. 19, Abschn. 3.)

55. Rich. M. Meyer, Die deutsche Litteratur des 19. Jahrh. Berl. 1900, S. 131.

## 2. Hauptteil.

### Inhaltliche oder stoffliche Elemente.

Uebergang.

In gewissem Zusammenhang mit den formalen Beziehungen zum Volkslied steht die Erscheinung, dass wir in einer Reihe von Fällen bestimmte Wendungen einzelner Volkslieder bei Heine bald mehr bald weniger wörtlich reproduziert finden. Hier liegt dann teils bewusste Anlehnung vor, teils stellt sich ihr Gebrauch dar als das Ergebnis unbewusst wirksam gewordener Reminiszenzen, teils aber wird man einen derartigen Gleichlaut auch darauf zurückführen müssen, dass eben Heine sich in die schlichte Denk- und Sprechweise des Volksliedes in dem Umfange eingelebt hatte, dass er aus sich heraus Wendungen schuf, wie sie auch das Volkslied nicht anders hätte bringen können, und wie es sie denn auch tatsächlich einigemale ganz ähnlich gebracht hat; man würde dann nicht davon reden, dass Heine an solchen Stellen die gleich- oder ähnlich lautenden des Volksliedes vorgeschwebt haben müssen, man würde ein solches ganzes oder teilweises Sich-Decken der Ausdrücke aber auch kein „zufälliges" nennen, man dürfte vielmehr sagen, dass Heine, infolge seiner Vertrautheit mit der Natur des Volksliedes, mit jenen Wendungen die, nur die Formen erzeugt hat, welche innerhalb dieses Naturlebens möglich waren und welche sonst organisch aus demselben hervorgegangen sind; sie sind Resultat, nicht Ausgangspunkt.[1]

---

1. Vergl. hier auch die prinzipiellen Bemerkungen über den inneren Grund und Wert einer volkstümlichen Ausdrucksweise in

So hat Böcklin diese oder jene Blume gemalt ganz so, wie sie auch in der Natur aussieht — ohne sie doch in Wirklichkeit vorher je vor Augen gehabt zu haben.

Von den Anlehnungen ist zunächst zu erwähnen Heines „Da droben auf jenem Berge" (Hk 15), das, wie Elster (Fussn. auf S. 103 des Bd. I und Ausgabe des Buchs der Lieder, XCVI) bemerkt, in seinen ersten acht Versen auf ein Volkslied zurückgeht, das auch Goethe bei des „Schäfers Klagelied" (vergl. v. Biedermann a. a. O. S. 340) vorgeschwebt hat und welches, woran Hessel (in dem von Goetze a. a. O. S. 15 nicht erwähnten Zeitungsaufsatz) erinnert, von Eichendorff zu dem Gedicht „In einem kühlen Grunde" umgedichtet worden ist. Inhaltlich hat das Gedicht Heines mit dem Volkslied (W 64 „Müllers Abschied") ausserdem nichts gemein; nur die Schilderung des Lokales — das Schloss der drei Fräulein — ist aus demselben übernommen.

Die Schilderung der „Stückfässer" im Bremer Ratskeller (Ns II, 9; I, 192):

„Unscheinbar von aussen, in hölzernen Röcklein"

entlehnt diese letztere Wendung dem bekannten Volkslied (W 586):

„Die liebste Buhle, die ich han,
Die liegt beim Wirt im Keller,
Sie hat ein hölzern Röcklein an,
Und heisst der Muskateller."

Die Zeilen („Deutschland", Kaput XVIII, II, 468):

„Minden ist ein feste Burg,
Hat gute Wehr und Waffen"

sind eine Umbildung der Anfangszeilen des in das W (S. 71) aufgenommenen Liedes Luthers:

---

dem Aufsatz von Allen: „Wilhelm Müller and the German Volkslied in The Journal of Germanic Philology Vol. 2, 1899, S. 294—295 oben.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA



„Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen."

Ein allbekanntes Lied des W (S. 150) beginnt:

„Wenn Du zu meinem Schätzel kommst,
Sag, ich liess sie grüssen."

Heine sagt am Schluss von NF 6 (geschr. 1830):

„Wenn Du eine Rose schaust,
Sag ich lass' sie grüssen"

und erreicht damit, wie Hessel (in dem Zeitungsaufsatz) bemerkt, „die schöne Wirkung, dass wir, unbewusst ans Volkslied denkend, die Rose sofort als ein Schätzel deuten".

Dem in der 1. Strophe von LJ 53 zitierten Volksliede „Wenn ich ein Vöglein wäre"[2] (ins W S. 149 übergegangen aus Herders Volksliedern „Wenn ich ein Vöglein wär") hat H. dann die Anfänge der weiteren Strophen seines Gedichtes nachgebildet „Wenn ich eine Schwalbe wäre", „Wenn ich eine Nachtigall wäre", „Wenn ich ein Gimpel wäre". Hier mag gleich noch bemerkt sein, dass diese Strophen:

„Wenn ich eine Schwalbe wäre,
So flög ich zu Dir, mein Kind,
Und baute mir mein Nestchen,
Wo Deine Fenster sind.
Wenn ich eine Nachtigall wäre,
So flög ich zu Dir, mein Kind,
Und sänge Dir nachts meine Lieder
Herab von der grünen Lind"

erinnern an eine Strophe des von Herder (a. a. O. S. 390, wieder in dem Heine offenbar besonders vertrauten 3. Buch)

---

2. Greinz (a. a. O. S. 66) bemerkt: „Den innerlichen Ursprung dieser Vogel — ursprünglich Nachtigallen — Sendungen [warum: „Sendungen"?] erklärt ein altenglisches Gedicht, dem der Frühling die Zeit ist ‚wann Liebende schlafen mit offenem Auge, wie Nachtigallen auf grünem Baum, und sehnlich verlangen, fliegen zu können um bei ihrem Lieb zu sein' (Sir Ferumbras, Ellis II, 371. Uhlands Schrft. z. G. d. D. u. S. III, 109 u. 171)."

aus dem Englischen übersetzten „Lied eines wahnsinnigen Mädchens", dessen 3. Strophe beginnt:

„O wär ich eine Schwalbe,
Wie schlüpft ich zu ihm heim,
Oder wär ich eine Nachtigall,
Ich säng in Schlaf ihn ein."

Von dem hier zutage tretenden Wunschmotiv, ebenso von Heines scherzhafter, kontrastierender Schlusswendung wird später noch die Rede sein. — „Ich wünscht', ich wär ein Vöglein" hatte 1815 schon Eichendorff gedichtet („Die Stille", 4. Str., I, 188, vergl. Heller a. a. O. II, 27). Dass übrigens das auch von Heine so hoch geschätzte (s. „Romantische Schule", V, 314) Volkslied „Wenn ich ein Vöglein wär" schon im 18. Jahrhundert allerwärts gesungen wurde, kann man, woran v. Biedermann (a. a. O. S. 345) erinnert, aus Goethes „Vögeln" und der Szene „Wald und Höhle" im „Faust" ersehen.

Heines Anfang „Es kommt ein Vogel geflogen aus Westen" (I, 190) erinnert an den Eingangsvers des bekannten Volksliedes „Kimmt a Vogerl geflogen".[3]

---

3. Jeitteles, in seiner Besprechung (Euphorion, Bd. 7, S. 334 f.) von Jacobowski's Volksliedersammlung „Aus deutscher Seele", stellt das Lied „Kimmt a Vogerl geflogen" zu denjenigen, die nicht „auf echtes Volkseigentum Anspruch machen können", und bemerkt, es stamme aus der Zauberoper „Aline" von Adolf Bäuerle. Tatsächlich war es in diese Oper, wie manche andere volkstümliche Verse, nur „eingelegt" (vergl. Erk-Böhme a. a. O. II, S. 790), und ist deshalb auch in den Text von Bäuerle's „Komischem Theater" (6. Bd. Pesth, 1826, Hartlebens Verlag) gar nicht aufgenommen. Doch dürfte es durch diese Oper, die zuerst am 9. Oktob. 1822 und dann unendlich häufig in Wien aufgeführt wurde, erst recht populär geworden sein. Uebrigens ist die gewöhnliche, auch bei Erk-Böhme vorliegende Textierung schlecht, d. h. in einem „Dialekt," wie er wohl nirgends gesprochen wird. Eine inhaltlich etwas verschiedene, dialektlich genauere Fassung hatte schon Strolz im Tyroler Sammler (2. Bd. Innsbruck 1807, S. 78) geboten.

Wenn ferner Heine (LJ 36; geschr. 1822) von seinen Liedern sagt (Str. 2):

„Sie fanden den Weg zur Trauten,
Doch kommen sie wieder und klagen,
Und klagen und wollen nicht sagen,
Was sie im Herzen schauten",

und ein andermal dichtet (NS II, 5; I, 185):

„Lüftesegler zieh'n seine Seufzer,
Und kehren zurück trübselig,
Und hatten verschlossen gefunden das Herz,
Worin sie ankern wollten",

so dürfte wohl hier die Stelle aus einem Lied des W (S. 665 „Unseliger Kreislauf", Str. 7):

„So auch die Seufzer mein
Ziehn aus betrübtem Herzen
Und kehren wieder heim",

vielleicht auch noch die weitern (W 315 „Luftelement", letzte Strophe):

„O Luft schlag an ihr kaltes Herz,
Dann kehrst Du zurück mit Schmerz"

vorgeschwebt haben.

Die Verse Heines (NF 3, Str. 2):

„Auf grüner Linde sitzt und singt
Die süsse Philomele"

sind gebildet wie die des Volksliedes (W 457 „Wächter", hüt Dich bas", Str. 6):

„Auf grüner Linde drüber
Frau Nachtigall sass und sang".

Heines Anfangszeile (JL, Rm 15) „Herr Ulrich reitet im grünen Wald" ist ähnlich wie des Volksliedes (W 184) „Es ritt einst Ulrich spazieren aus". Von dem (worauf schon Hessel bei Zitierung des Gedichtes hindeutet) hier verwendeten Motiv, dass der Liebende reitend dargestellt wird, ist weiter unten noch zu reden.

Die Stelle (Tr 2; I, 14) „Und als sie dies gesprochen kaum,

Zerfloss das ganze Bild wie Schaum" zeigt ähnliche Bildung wie die des Volksliedes (W 274) „Als er die Worte kaum noch sprach, Die Schöne er mit Augen sah" (in der 2. Romanze des von Heine in den Elementargeistern erwähnten Zyklus „Ritter Peter von Staufenberg und die Meerfeye").

Heines Wendung „Da schrie sie Mord und Wehe" führt Goetze (a. a. O. S. 8) auf die in einem Volkslied sich findende „Das Fräulein, das schreit Morde" zurück; eine andere „Ich wollte mich erheben Und zu der Liebsten gehn" glaubt er (a. a. O. S. 14) in Beziehung setzen zu müssen zu den Versen „Ich kann nicht sitzen und kann nicht stehen, Ich muss zu meinem Schätzgen gehn",[4] die sich im W und ähnlich bei Schotthy und Meinert finden, in Gedichten, die jedenfalls sonst nichts mit dem Heine'schen zu tun haben; Hessel endlich stellt zusammen die Zeilen „Daran ich meine Freude hab" aus einem Volkslied und „Da hatt ich meine Freude dran" aus Heine — hier könnte die Nötigung zur Annahme einer bewussten Anlehnung doch nur für den bestehen, dem diese Theorie zur Zwangsvorstellung geworden ist.

Inhaltliche Umarbeitungen einzelner bestimmter Volkslieder finden sich bei Heine nur ganz wenige. Zu den hauptsächlichsten gehört zunächst die 1830 geschriebene Romanze „Frau Mette" (N, Rm 21; I, 282), die, wie Heine selbst bei ihrer erstmaligen Veröffentlichung (in der „Zeitung für die elegante Welt") angab, „nach einem dänischen Volksliede" bearbeitet ist. Dieses Volkslied ist, wie Hessel (in seiner Ausgabe von Dichtungen Heines a. a. O. S. 328) zeigt, „Das goldene Hörnlein" in Grimms „Altdänischen Heldenliedern"[5] (a. a. O. S. 173 ff.), aus welcher Sammlung Heine auch zu

4. Schon Elster in seiner Rezension (a. a. O.) hat diese Beziehung mit Recht als zu äusserlich abgelehnt.

5. Auch Goethe mass denselben einen hohen Wert bei: „Sie sind wunderbar; wir haben dergleichen nicht gemacht" (v. Biedermann a. a. O. S. 315).

den, ebenfalls schon 1830 geplanten, 1836 vollendeten „Elementargeistern" vielfach geschöpft hat. Der Ausgang ist bei Heine wie bei seinem Vorbild im Dunkel gelassen. Im „goldenen Hörnlein" hat man ihn vielleicht so aufzufassen, dass stolz Mettelille — ihr Stolz ist besonders betont — in „Reue und Busse" freiwillig in den Tod geht, weil sie im Gefühl der mit der Betörung gegebenen Schuld und des zudem durch den Schimpf der Zurückweisung gekränkten Stolzes nicht weiter zu leben vermag. In den Andeutungen, die bei Heine den Schluss bilden, hat man dagegen vielleicht die Einführung eines zauberhaften Elementes zu sehen, nämlich dass Frau Mette wie durch Wundergewalt sterben müsse, nachdem sie dem verführerischen Gesang gefolgt. — Jedenfalls aber hat Heine den Gesichtspunkt der Schande und Schuld in den Hintergrund gedrängt, von Reue und gekränktem Stolz ist bei seiner „Frau Mette" nicht die Rede. Bei ihm ist vielmehr alles nur gestellt auf Veranschaulichung der Macht des Gesanges, von der er einen anderen Begriff hat — wer wollte da lange von Schuld reden, wo wir nicht anders können, als einem geheimnisvollen, unwiderstehlichen Zwange uns fügen? Es fällt dem Dichter nicht ein, zu erwarten, dass dieser Wundermacht des Gesanges gegenüber des Menschen moralische Qualitäten etwas sollten ausrichten und bedeuten können. In der Seele von Frau Mette ist zuletzt nicht mehr Raum für ein Gefühl der Beschämung, sie ist ganz und nur erfüllt von dem Eindruck des Liedes, das da stark ist, als wie der Tod, nur die tönende Glut brennt ihr im Herzen.[6] — Auf das Motiv des todbringenden Gesanges hatte H. ja auch schon in seiner Bearbeitung des Lore-Ley-Stoffes (vergl. Netoliczka a. a. O. S. 20) den Hauptaccent gelegt, aber der Gedanke war hier doch noch nicht so gefasst: wer solch einem Liede gelauscht, vermag nicht

6. Vergl. auch noch Zur Linde (a. a. O. S. 132—133) „Sehr gern besingen die Romantiker die zauberische Macht der Töne" u. s. w.

weiter zu leben, sondern es lag hier nur jener allgemeinere vor, dass die wundersame Melodei den, der sie hört, alles andere vergessen lasse.

Heine hätte also — bei einer so, wie oben interpretierten Schlusswendung — in seiner „Frau Mette" das romantische Element gegenüber der Lore-Ley und dem dänischen Lied von der stolzen Mettelille gewissermassen gesteigert; in diesen beiden war noch nicht dem Liede als solchem die unweigerlich den Tod bringende Kraft zugesprochen. In Heines „Frau Mette" wäre der letzte Gedanke dann ein ähnlicher geworden, wie er etwa in den Zeilen Platens sich ausspricht:

„Wer die Schönheit angeschaut mit Augen,
Ist dem Tode schon anheim gegeben,
Wird für keinen Dienst auf Erden taugen".

Ein oft übersteigertes Gefühl für die zwischen Kunst und Leben je und je sich ergebenden Konflikte war der Romantik ja auch sonst eigen. Wackenroder etwa hatte geäussert: „Die Kunst ist eine verführerische, verbotene Frucht; wer einmal ihren innersten, süssesten Saft geschmeckt hat, der ist unwiderbringlich verloren für die thätige, lebendige Welt". — Die nebensächlichen Aenderungen Heines in der „Frau Mette", so die der Namen, und dass er statt der mehr äusserlichen Wunderwirkung des „güldnen Hörnleins" den Gesang gewählt hat, mögen unerwähnt bleiben. Die ganze Darstellung ist bei Heine gedrängter und knapper.

In das Jahr 1836 fällt dann Heines Bearbeitung[7] des „Tannhäusers". Vertraut mit dem Stoffe war Heine jedenfalls spätestens im Jahre 1834, was hervorgeht aus einer Stelle des 1834 geschriebenen 2. Bandes seines „Salons"

---

7. Vergl. Rich. M. Meyer in der Allg. Deutsch. Biogr. Bd. 37 S. 388. Ferner L. Nodnagel „Die Tanhäusersage und ihre Bearbeitungen". Herrigs Archiv Bd. VI, 1849, S. 119—139. Erich Schmidt, Charakteristiken.

(IV, S. 174): „Der düstere Wahn der Mönche traf am härtesten die arme Venus, absonderlich diese galt für eine Tochter Beelzebubs, und der gute Tanhüser sagt ihr sogar ins Gesicht:

„O, Venus, schöne Fraue mein,
Ihr seid eine Teufeline."

Im Jahre 1853 hat Heine dann noch jenes, wie er es (in der „Harzreise" III, S. 24) selbst nennt „wunderbare" Volkslied „Ein Käfer auf dem Zaune sass" inhaltlich und formell sozusagen modernisiert, wobei er die menschlichen Charakterzüge, die in dem Gebaren der Fliege gegeisselt werden, noch deutlicher hervortreten lässt. Bekannt wird Heine das Lied gewesen sein aus Büschings Sammlung (a. a. O. S. 156); Heine selbst deutet jene von Elster („Einleitung" zu Bd. III, S. 9—10) erwähnte Beziehung auf das Volkslied an in dem Vermerk „wahre Geschichte, nach älteren Dokumenten wieder erzählt und aufs neue in schöne deutsche Reime gebracht", den er unter seine, die Ueberschrift „Launen der Verliebten" tragende Bearbeitung (Nl III, 16) setzt.[8]

Ausser diesen Umdichtungen begegnen uns bei Heine

---

8. Hier mag auch noch Heines Behandlung der Rolandsage in dem Gedicht „An eine Sängerin" (JL, Rm 16; I, 51; geschr. 1819) erwähnt werden. Der damals ja eben erst bekannt gewordene Stoff war vielfach aufgegriffen worden. So finden wir z. B. in Giesebrechts „Mnemosyne" (1807) (a. a. O. S. 180) eine Romanze „Der sterbende Roland", Fouqué brachte (1808) ebenfalls eine Bearbeitung; aus der Wünschelruthe gehört hierher die von Carove „aus dem Altspanischen" übernommene „Romanze von Frau Alda" (a. a. O. S. 22f.); Heine selbst scheint durch Fr. Schlegels „Roland. Ein Heldengedicht in Romanzen nach Turpins Chronik" (zuerst im poet. Taschenbuch für 1805/6) angeregt zu sein: wenigstens spricht hierfür die ungewöhnlichere Schreibung „Roncisval(l)" bei Heine wie bei Schlegel. (Später (im Atta Troll Kap. IV; II, 360) hat Heine die Schreibung „Ronceval" angenommen).

in einigen Gedichten inhaltliche Anklänge an einzelne Volkslieder, ohne dass man hier von einer förmlichen Bearbeitung derselben reden könnte.

Deutlich zutage tritt eine derartige Benützung eines Volksliedstoffes vor allem in Heines Gedicht „Pfalzgräfin Jutta“ (I, 359), das, wie Hessel („Dichtungen“ a. a. O. S. 327 zu Nr. 228) und nach ihm Greinz (a. a. O. S. 29) zeigen, auf die Ballade von „Albertus Magnus“ (W. 451) zurückgeht; Greinz verweist ausserdem noch auf Brentano.[9] Die Siebenzahl bei Heine — im Volkslied sind es 9 Jünglinge — soll nach Hessel daher rühren, dass der Dichter den Stoff verquickt hat mit der Sage, die sich an die Felsklippen bei Oberwesel, genannt „Die sieben Jungfraun“, anknüpft, dass nämlich sieben spröde Fräulein hier den Tod gefunden hätten. Indes spielt die Siebenzahl auch in der stoffverwandten, Heine gleichfalls bekannten (V, S. 434 Fussn.) „Geschichte von dem alten Ritter Blaubart, der nach einander seine 6 Frauen tötet, und als er an die 7. Hand anlegen will, von deren Brüdern selbst umgebracht wird“, eine Rolle. — Der Ausgang der Ballade des W kommt für das Heine'sche Gedicht nicht in Betracht. Heine hat das aufgegriffene stoffliche Moment völlig selbständig behandelt und ein Situationsbild von einer eigenartigen Stimmung geschaffen, wie sie in dem Volkslied auch nicht entfernt vorgedeutet ist.

Weniger offensichtliche Berührungen mit einzelnen Volksliedern kommen in Frage noch bei folgenden Gedichten Heines, die wir nach der Zeit seines Entstehens geordnet aufführen.

---

9. Die Situation bei Heine, wie die Leichen hinter dem Kahne herschwimmen, erinnert an die ähnliche in dem Gedicht „Die Brautfahrt“ von Moritz Hartmann (Ges. Werke, Stuttg. 1874, Bd. 1. S. 85f.): „Und fährt er hinab nach Köln am Rhein, — Schwimmt langsam die Leiche hinterdrein“ (letzte Str.). Hartmanns Gedicht erschien zuerst 1815 in „Kelch und Schwert“, Heines Pfalzgräfin Jutta entstand im drauffolgenden Jahre 1846.

Zunächst bei Heines dem Jahre 1816 entstammender Romanze „Die Weihe“ (Nl III, 1; II, 111). Hessel hatte in dem schon erwähnten Aufsatz der Kölnischen Zeitung davon geredet, dass hier der Dichter das Lied des W (S. 114) „Abschied von Maria“ „verarbeitet“ habe, auch in seiner im gleichen Jahre 1887 erschienenen Ausgabe von Dichtungen Heines (a. a. O. S. 323 zu Nr. 207) bezeichnet er dasselbe als Heines „Vorbild“; dann in seinem Aufsatz „Zur Erklärung einiger Gedichte Heines“ (Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte, 1. Bd., 1888, S. 512) modifizierte er selbst diese Auffassung in dem Satz „Der Form nach lehnt sich die Romanze an ein Gedicht aus dem Wunderhorn an“. In der Tat ist das stofflich Gemeinsame nur, dass wir hier wie dort eine Anbetung der Maria haben, beidemale in einer „Waldkapelle“.[10] Sonst ist, bei verschiedenem Inhalt, nur noch die äussere Form des Heine'schen Gedichtes der des Liedes im W einigermassen analog, insofern bei Heine eine Reihe von Strophen mit „O Madonna“, und in dem Gedichte des W mit „O Maria“ anfängt.

Zur Linde (a. a. O. S. 204) hält den Gedankengang von Heines „Weihe“ zusammen mit einer Stelle aus Brentanos Ponce: „Du baust einen Tempel auf, . . . und betest, denn auf dem Altare steht ihr Bild, und bist Du dann recht fromm, so recht ergeben, so steigt sie vom Altare nieder, und hat Dir alles hingegeben — in ihren Armen liegst Du, der Tempel . . . erscheint Dir wie die Welt.“ Ausserdem konnte Heine inhaltliche Anregungen zu dem Gedicht bekommen haben durch Novalis' Märchen von Hyacinth und Rosenblütchen („Die Lehrlinge von Sais“, W I, 224 ff.). Hyacinth wird — in ihm selbst unerklärlicher innerer Unruhe — von

10. Die „Waldkapelle“, die Heine zum Schauplatz der Handlung macht, ist ja auch sonst im Volkslied nicht selten. So begegnet sie auch bei Wilhelm Müller („Oeffnet mir die Waldkapelle“ letzte Str. von „Sehnsucht nach Italien“) und Uhland hatte das bekannte „Droben stehet die Kapelle“ gedichtet.

zu Hause fortgetrieben, um dahin zu ziehen, „wo die Mutter der Dinge wohnt, die verschleierte Jungfrau“ (a. a. O. I, 227). Endlich kommt er in immer wachsender „süsser Sehnsucht“ dann „zu jener längst gesuchten Wohnung, die unter Palmen und anderen köstlichen Gewächsen versteckt lag“ (I, 228); er entschlummert und im Traum steht dann die „himmlische Jungfrau“ vor ihm. Plötzlich aber, da er den Schleyer hebt, sinkt Rosenblütchen in seine Arme. Und bei Heine heisst es, nach dem Wald und Kapelle verschwunden und der Knabe sich plötzlich in dem schmucken Saale findet, von der Madonna: „Sie hat sich verwandelt in liebliche Maid“. Auch sonst ist die Ausmalung der Nebenumstände ähnlich: bei Novalis die „reitzenden Klänge“ und „abwechselnden Accorde“ und dann „eine ferne Musik“, die die Geheimnisse des liebenden Wiedersehens umgibt, bei Heine der Englein „wundersame Lieder“ und „süsser Harmonien Klingen“. Auch für die, durch den Gedankengang des Gedichtes nicht recht vorgedeutete Gestaltung der letzten Strophe bei Heine:

„Knabe hat es wohl verstanden,
Was mit Sehnsuchtsglut ihn ziehet
Fort und fort nach jenen Landen,
Wo die Myrthe ewig blühet“,

waren vielleicht noch Einflüsse des Märchens bei Novalis massgebend, Hyacinth sagt (a. a. O. I, S. 227) „ich muss fort in fremde Lande“ und „ich weiss nicht, wie mir ist, es drängt mich fort“, und nun wandert er fort und fort, erst „durch rauhes, wildes Land, bis er endlich in jene Gegenden kommt, wo „die Luft lau und blau“ ist und „grüne Büsche ihn mit anmuthigem Schatten locken“ . . . und „immer höher wuchs jene süsse Sehnsucht in ihm“ u. s. w.

Das in diesem Gedicht hervortretende Streben, „in mystischer Weise Religion und Sinnlichkeit, oder doch Religion und Liebe zu vermengen“, gehört ja (vergl. Höber a. a. O. S. 69) zu den charakteristischen Eigenschaften der ganzen

romantischen Poesie.[11] Wie sehr Heine selbst damals, dem Geschmacke und der Richtung der Zeit folgend, sich zum Marienkultus hingezogen fühlte, zeigt z. B. folgende Briefstelle aus dem gleichen Jahre 1816 (bei Hüffer a. a. O. S. 29): „Aber ich muss ja eine Madonna haben. Wird mir die Himmlische die Irdische ersetzen? Ich will die Sinne berauschen. Nur in den unendlichen Tiefen der Mystik kann ich meinen unendlichen Schmerz hinabwälzen.“[12] Letzten Endes sind wohl auch hier Anregungen vom Wunderhorn ausgegangen; jedenfalls konnten solche Gesinnungen recht wohl Nahrung finden in den innigen Marienliedern des W, etwa in dem Lied „Maria, Gnadenmutter von Freyberg“ (W 410), oder in einem, dem oben zitierten „Abschied von Maria“ unmittelbar vorangehenden (W 112) „Lobgesang auf Maria“, in dem sich eben auch jener geistlich sinnliche Charakter des Kultus so deutlich ausspricht, wie er uns bei

---

11. Zu dieser Mischung von Sinnlichkeit und Religion bei Novalis, Fr. Schlegel, Tieck, Brentano („Religion ist nichts als unbestimmte Sinnlichkeit“) vergl. ferner Zur Linde (a. a. O. S. 200—204); bei ihm z. B. auch ein Zitat aus Haym, der von Novalis sagt „Bewusst und unbewusst fliesst ihm die Geliebte zusammen mit der Mutter Gottes. Novalis' und Eichendorffs Marienkultus vergleicht Krüger (a. a. O. S. 125). Ein Beispiel dieses Ineinanderübergehens von geistlicher und sinnlicher Liebe bietet auch die Romanze „Laura“ Str. 8 ff. in Giesebrechts „Mnemosyne“ (a. a. O. S. 11 ff.). Vergl. auch noch Kerr „Godwi“ S. 9, 14, 39, wo ebenfalls die besondere Rolle betont wird, welche „die Verquickung des Religiösen mit dem Geschlechtlichen“ bei Tieck, Brentano, Fr. Schlegel u. in ihrem Gefolge dann auch beim jungen Deutschland spielte.

12. Aehnliche Stimmungen bei Heine sprechen auch aus den in den Jahren 1820—22 entstandenen Tragödien „Almansor“ und „Ratkliff“ (vergl. Zur Linde a. a. O. S. 203) und Heine referiert selbst darüber in seinen „Geständnissen“ (VI, 66; abgedruckt auch bei Zur Linde a. a. O. S. 217): „auch ich schwärmte manchmal für die hochgebenedeiete Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime . . .“

Heine entgegentritt. Gerade so, wie in diesem Gedicht, wird in Heines „Weihe“ z. B. die Schönheit der äusseren Erscheinung Marias gepriesen, die Lippen etwa werden mit Rosen verglichen; so heisst es etwa im Lied des W, in der 5. Strophe:

„Die Liljenhänd L e f z e n vermengt
Mit Honig und mit R o s e n,
D i e s ü s s e R e d', die von ihr geht,
Ist über all Liebkosen“,

und in Heines „Weihe“ in der 3. Strophe:

„S ü s s e s Lächeln mild umspielet
Deines M u n d e s heil'ge R o s e n“.[13] [14]

---

13. Volkstümlich hatte auch Eichendorff 1815 gedichtet „Zwei Röslein auf dem Mund („Erwartung“ I, 183), was Heller (a. a. O. II, 10 heranzieht. Natürlich muss Heine, bei der gemeinsamen Quelle des Volksliedes, diese Stelle nicht gekannt haben. Wenn Heller ferner a. a O. II, 12) den Gedanken von Heines 4. Strophe, dass die Augen der Madonna die Sterne sind, die sein Lebensschifflein sicher leiten, zurückführt u. a. auf Eichendorffs Gedicht „Die heilige Mutter“ (I, 288), so geht das schon deswegen nicht an, weil dieses Gedicht erst aus dem Jahre 1839 stammt; auch den naheliegenden Vergleich des Lebens mit einer Fahrt kann sich Heller nur als eine Entlehnung aus Eichendorff denken; die von ihm (II, 11) zitierten Gedichte „Glückliche Fahrt“ und „Umkehr“ vollends haben gar nichts mit der Stelle zu tun, für die sie etwas beweisen sollen, „Umkehr“ ist zudem später entstanden. Auch sämtliche Gedichte, die (a. a. O. II, 8—9) Heines „Welt so kalt und sündig“ als von Eichendorff übernommen erweisen sollen, sind bis auf das eine „Jugendsehnen“ späteren Datums; ebenso die für Verwendung des Regenbogens und der Engel (a. a. O. II, 13—16) zitierten mit Ausnahme von „Jugendsehnen“ und „Das Gebet“. Allein schon dadurch wird hinfällig, was Heller (a. a. O. II. 16) sagt: es „wird hoffentlich niemand mehr zweifeln, dass die Romanze „die Weihe“ fast ausschliesslich Eichendorffischen Einflüssen ihre Entstehung verdankt“.

14. Auch der heiligen Katharina wird im Volkslied eine ähn-

Von Dauer waren diese Gesinnungen bei Heine ja nun grade nicht; immerhin aber befähigten sie ihn, wie Elster (Ausgabe des Buchs der Lieder, LIV) sagt, „noch zu Ende des Jahres 1821 oder zu Anfang 1822 in der Wallfahrt nach Kevlaar Töne anzuschlagen, die frommen Katholiken als durchaus angemessen erscheinen."

Heines Verse:

„Es bleiben fast, wenn sie ihn sehn,
Die Leute auf der Strasse stehn",

(JL, Rm 4, VI) und (der Anfang der Romanze „Der Traurige" JL, Rm 1; beide 1820 geschr.):

„Allen thut es weh im Herzen,
Die den bleichen Knaben sehn,
Dem die Leiden, dem die Schmerzen
Aufs Gesicht geschrieben stehn",

so sehr sie natürlich als aus eigenstem Fühlen und Erleben herausgeboren denkbar sind, können gleichwohl in ihrer Konzeption mit beeinflusst sein durch ein Gedicht des W (S. 53 „Geht Dirs wohl, so denk an mich"), das mit der ähnlichen Klage des Liebenden beginnt:

„Wenn ich geh vor mir auf Weg und Strassen,
Sehen mich schon alle Leute an,
Meine Augen giessen helles Wasser,
Weil ich gar nichts anders sprechen kann."

Hessel (in seiner Ausgabe der Dichtungen a. a. O. S. 324 zu Nr. 212) zieht hier Bürgers Gedicht „Der Liebeskranke" (Werke Göttingen, 1844, Bd. I, S. 164) an, welches beginnt: „Mir thut's so weh im Herzen;" wohl mit einigem Recht; freilich die Verwandtschaft der weiteren von Hessel noch als „ähnlich" zitierten Verse Bürgers „Seh alles sich entfärben Was schön war rund umher", mit dem bei Heine in dem 2. Gedicht dann ausgeführten Gedanken der

---

liche leiblich-geistige Liebe gewidmet (W 510 „Tragödie"; Aliscie-wicz a. a. O. S. 24).

Anteilnahme der Natur am Schmerz des Liebeskranken („Traurig rauschet Baum und Blatt") ist doch recht gering. — Jedenfalls handelt es sich, wie man sieht, bei solchen Stellen nie um ein Abschreiben. Immer gilt vielmehr, was Varnhagen (bei Strodtmann a. a. O. I, 171) gerade schon von diesen frühesten Gedichten Heines gesagt hatte: „Das Eigentümliche arbeitet sich aus diesem Ueberlieferten hier überall mit Kraft empor, und bloss Nachgemachtes ist uns nirgends vorgekommen". — In den den oben (aus JL, Rm 4, III) zitierten Versen vorangehenden Eingangszeilen „Der arme Peter wankt vorbei, Gar langsam, leichenblass und scheu" sieht Goetze (a. a. O. 8) eine „direkte Anlehnung" an ein Gedicht des W (S. 608) mit dem Eingang: „Recht wie ein Leichnahm wandle ich einher;" das ist zuviel gesagt; immerhin hatte der junge Heine gerade in diesem, den 3. Bd. des W eröffnenden (aus 9 Gedichten bestehenden) Zyklus mit seinen starken und innigen Aeusserungen des Liebesschmerzes viel seinen eigenen Stimmungen Verwandtes finden können.

In einem anderen Gedicht des W („Ist irgend zu erfragen", S. 77) stellt der Dichter mit stolzem Selbstgefühl seinem Liebeskummer seinen Dichterruhm[15] gegenüber in den Worten:

„Sie aber hat die Sinnen
Weit von mir abgekehrt,
Ist gar nicht zu gewinnen,
Hat mich noch nie erhört,
Da doch, was ich gesungen,
Weit in das Land erschallt,
Und auch mein Ton gedrungen
Bis durch den Böhmerwald."

---

15. Ueber die Aeusserungen des „Dichterstolzes" bei Heine und Byron vergl. Melchior a. a. O. S. 144 f.

Heine tut dies in den Strophen (Hk 13, Str. 3 und 4), geschr. 1823:

„Ich bin ein Deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.
Und was mir fehlt, Du Kleine,
Fehlt manchem im deutschen Land;
Nennt man die schlimmsten Schmerzen,
So wird auch der meine genannt."

Der Gedanke im gleichen Lied des W (Str. 7), dass dem unglücklich Liebenden die Teilnahme der Natur und der Menschen („Es sammelt sich die Menge, Es winken mir die Fraun") doch die Liebste nicht ersetzen könne, hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem des Verses (JL, Rm 1, Str. 2, I, 35) bei Heine:

„Mitleidvolle Lüfte fächeln
Kühlung seiner heissen Stirn;
Labung möcht' ins Herz ihm lächeln
Manche sonst so spröde Dirn."

Auch jene in scherzhafter Form sich äussernde Aufrichtigkeit, der wir bei Heine begegnen, z. B. in dem Vers (Nl I, 17; geschr. 1822):

„Blamier mich nicht, mein schönes Kind,
Und grüss mich nicht unter den Linden;
Wenn wir nachher zu Hause sind,
Wird sich schon alles finden",

ist, freilich um einen Grad harmloser, dem Volkslied, das die Dinge ja immer beim wahren Namen nennt, nie fremd gewesen. Als Beispiel aus dem W liesse sich anführen etwa das „Geh Du nur hin, ich hab mein Theil" überschriebene Gedicht (W 248), das ganz in jenem Tone gehalten ist. Es schliesst drastisch:

„Ich muss mich Deiner schämen,
Wenn ich in Gesellschaft bin."

Möglich ist ferner, was Hessel (in dem Zeitungsaufsatz) annimmt, dass die beiden dem Jahre 1824 angehörenden Gedichte Heines Hk 73 („An Deine schneeweisse Schulter") und Hk 74 („Es blasen die blauen Husaren") angeregt sein können durch den gleichen Gedanken in der letzten Strophe des Gedichtes „Der Ueberläufer" im W (S. 294):

„Hört ihr nicht den Trompeter blasen,
In der Stadt auf der Parade?
Der Trompeter mit dem Federbusch,
Der mir meinen Schatz verraten thut";

denn hier, wie in Heines Strophen (Hk 73, Str. 2):

„Es blasen die blauen Husaren,
Und reiten zum Thor hinein,
Und morgen will mich verlassen
Die Herzallerliebste mein",

und (Hk 74, Str. 2):

„Das war eine wilde Wirtschaft!
Kriegsvolk und Landesplag!
Sogar in deinem Herzchen
Viel Einquartierung lag"

spricht der Liebende davon, dass die Treue des Liebchens ihm durch die Soldaten erschüttert werde. Zudem folgt auch im W auf das erwähnte Gedicht eines mit der Ueberschrift „Einquartierung", in dessen erster Strophe von einer zu befürchtenden Einquartierung der Husaren die Rede ist. — Die Husaren sind im Volkslied nicht selten (vergl. Aliscie-wicz a. a. O. S. 39 und S. 8); auch Heine bringt sie noch einmal, als Eingang seines in mancherlei Einzelheiten volkstümliches Kolorit aufweisenden Lieds der Marketenderin (II, S. 115, Nr. 7), dem er den Vermerk mitgibt: „Aus dem Dreissigjährigen Krieg":[16]

16. Dass dieses Gedicht Heines gleichwohl nicht auf ein bestimmtes Volkslied zurückgeht, macht Hessel (in der „Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte" 1. Bd. 1888 S. 520 f.) wahrscheinlich.

„Und die Husaren lieb ich sehr,
Ich liebe sehr dieselben."

Auch noch im 1. Gedicht von NF (I, 203; geschr. 1830) „Unterm weissen Baum sitzend", dürfte sich die Erinnerung an ein Volkslied des W (676) geltend gemacht haben, insofern Heines Strophen 3 und 4:

„Plötzlich fallen auf dich nieder
Weisse Flocken, und verdrossen
Meinst du schon, mit Schneegestöber
Hab der Baum dich übergossen.
Doch es ist kein Schneegestöber,
Merkst es bald mit freud'gem Schrecken.
Duft'ge Frühlingsblüten sind es,
Die dich necken und bedecken"

den gleichen Vorgang schildern, wie die 2 ersten Strophen eines Liedes, das aus Büschings Sammlung (a. a. O. S. 200 „Der Traum") ins W (S. 676) aufgenommen wurde; dasselbe beginnt (nach Büsching):

„Ich ging ins Vaters Gärtela,
Ich läht mich nieder an schlief;
Da träumte mir a Träumela,
Os schneit es über mich.
An do ich nu erwachte,
Do war es aber nicht,
Do warens die rutha Rusela'n,
Die blüta über mich."[17] [18]

---

17. Eichendorff hat („Nachklänge" 4; I, 231, geschr. 1835) dem Stoff die umgekehrte Wendung gegeben: Der Dichter träumt, „Blütenflocken" fielen ihm über Brust und Haupt, und da er erwacht, sieht er, dass es Winter um ihn ist, „Die Flocken waren Eis — Die Gegend war vom Schnee — Mein Haar vom Alter weiss". —

18. Anlehnungen an einzelne bestimmte Volkslieder sind

Vor allem erweist sich Heine nun aber als gelehriger Schüler des Volksliedes durch die Art, wie er aus dem Reichtum an Anschauungen, Vergleichen und den verschiedenartigsten Motiven geschöpft hat, die für dessen Natur charakteristisch sind, wie er gewisse Situationen bevorzugt, dem Inhalt solche Wendungen des Schlusses gibt, wie sie die in den Volksliedern dargestellten Schicksale und Stimmungen zu nehmen pflegen, u. s. w. Hierin hat er dem Volkslied vielfach die geheimsten Züge seines Wesens abgeschaut, ohne dass man hier doch von Entlehnungen aus einzelnen bestimmten Gedichten reden könnte, von denen er von Fall zu Fall abhängig wäre.

Eine schon unserer mhd. Poesie geläufige und aus ihr eben in das Volkslied (vergl. Goetze a. a. O. S. 11) übergegangene Anschauung ist aufgegriffen, wenn Heine dichtet (LJ 4, geschr. 1822):

---

ausserdem noch aufgezeigt worden bei JL, L1 von Hessel (Dichtungen a. a. O. S. 311 zu No. 11), bei JL, L3 Str. 2 von Goetze (a. a. O. S. 7 unten), bei JL, Rm 14 von Goetze (a. a. O. S. 9), bei LJ 53 von Goetze (a. a. O. S. 13); bei Nl II, 21 von Hessel (Dichtungen S. 312 zu No. 19). Mit Recht weist Hessel („Dichtungen" a. a. O. S. 311 zu No. 10) auch anf mannigfache Anregungen (Mittelalter, Indien, Naturbeseelung) hin, die Heine durch Groote's und Carove's „Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst auf das Jahr 1816" bekommen haben konnte. Dass jedoch Heine auch jenes Lied Kaiser Heinrichs „Mir sind dü Rich und dü Land untertan", das Urbild seines Gedichts „Wenn ich bei meiner Liebsten bin" (Nl I, No. 10; II, S. 8) g de aus jenem Taschenbuch gekannt hat, lässt sich nicht mit Bestimmtheit behaupten — ist doch jenes Lied grade dasjenige, mit dem schon Tieck 1803 seine Uebersetzungen der „Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter" eröffnet hatte. Zudem ist zu bedenken, dass Heine nach Hessel jenes Taschenbuch erst in Göttingen — also frühestens 1820 — kennen gelernt hat, während das Gedicht „Wenn ich bei meiner Liebsten bin" schon (siehe VII, S. 646) 1819 entstanden ist.

„Doch wenn ich küsse deinen Mund,
So werd ich ganz und gar gesund."

So dichtet auch Arnim („Der Durstige", W 22, S. 261):

„Ach Gott, wie thät mir gut
Ein Kuss auf meinem Mund,
Die Lippe wär nicht wund
Von Durst und heisser Glut;
Ich wäre dann gesund."

Allerdings ist möglich, was Georg Richter[19] (als eine seiner Thesen) aufstellt, dass Heines ganzes Gedicht „Wenn ich in Deine Augen seh" die Bearbeitung einer Stelle des mhd. Gedichtes „Von dem Mayenkrantz" ist, das sich im Liederbuch der Hätzlerin findet (2. Abtheilung, Nr. 57, V. 188 ff.). Nicht volkstümlich, und so denn auch im Liederbuch der Hätzlerin nicht vorgebildet, ist nur Heines Schlusswendung:

„Doch wenn Du sprichst: Ich liebe Dich!
So muss ich weinen bitterlich."[20]

Hier hatte das mhd. Gedicht naheliegender, weil natürlicher, die Fassung:

„Ob sy spräch das ainig wort:
Schweig, trautt gesell, du bist mein!
So wär verschwunden all mein pein
Und wär mein fräd manigvalt."

---

19. In: „Beiträge zur Interpretation und Textrekonstruktion des mhd. Gedichtes „Kloster der Minne"." Diss. Berlin 1895; Thesen No. 3.

20. Dies entspringt wohl romantischen Anschauungen, denen zufolge die Sehnsucht der Liebe bestes Teil ist; seltener wird die Erfüllung, das Glück des Besitzes, freudig erlebt; dieses ist gewissermassen schon eine zu robuste Kost für das weichgestimmte Gemüt, das zur Wehmut neigt; wir finden ja auch sonst bei den Romantikern eine Bevorzugung der komplizierteren vor den einfacheren Gefühlszuständen und -reaktionen. — Vergl. hierzu auch noch Zur Linde a. a. O. S. 192.

In der Tat weist auch Heines Handschrift (vergl. die Lesarten [I, 516]) die Korrektur „freudiglich“ statt „bitterlich“ — freilich auch hier wieder in Verbindung mit „weinen“ — auf, indes hat sich Heine schliesslich doch für die Wendung „So muss ich weinen bitterlich“ entschieden.

Der naheliegende Vergleich von Blüten und Schneeflocken, den Heine zwar nicht eigentlich in dem von Hessel (in dem Aufsatz a. a. O.) angezogenen, oben schon angeführten Gedichte NF 1 („Unterm weissen Baume sitzend“), wohl aber Hk „Donna Klara“ (I, S. 141) bringt:

„Von den Mandelbäumen fallen
Tausend weisse Blütenflocken.
Tausend weisse Blütenflocken
Haben ihren Duft ergossen“

ist ebenfalls volksliedmässig; es heisst im W z. B. S. 698 (Jahreszeiten, Str. 4) „Der edle Schnee, das grüne Laub von der Linde“; S. 440 ist ein Gedicht überschrieben:

„Wo's schneiet rothe Rosen,
Da regnet's Thränen drein“,

welche Wendung aus dem Gedicht selbst genommen ist; ausserdem findet sich hier noch das Wort „Rosenschnee“;[21] ein Gedicht des Musenalmanachs auf das Jahr 1806, herausgeb. von Chamisso und Varnhagen (a. a. O. S. 13), hat das Wort „Blütenschnee“; Heines „Blütenflocken“ kehren dann auch bei Eichendorff wieder („Nachklänge“ 4, geschr. 1835, a. a. O. I, 231); derselbe dichtet auch („An die Waldvögel“, Str. 2; geschr. 1835, a. a. O. I, 99): „Flog über die Felder, — Da blüht es wie Schnee.“

Der Vergleich ist volkstümlich, eben weil er aus der un-

21. Freilich ist hier im Volkslied zuerst nicht an einen Vergleich gedacht: der Geliebte sagt, er werde wiederkehren „Wenns schneiet rothe Rosen, d. h. niemals, das Mädchen wartet nun vergeblich auf den „Rosenschnee“. Das in vielen Fassungen (siehe Birlinger u. Crecelius II, S. 73f.) verbreitete Volkslied findet sich auch bei Meinert a. a. O. S. 73).

mittelbaren Anschauung gewonnen, weil er „gesehen“ ist. Nur nebenbei mag noch erwähnt sein, dass ihn schon Brockes hat, der in der Geschichte des erwachenden Interesses an der Natur immerhin eine Rolle spielt, insofern er jene, wenn auch mit nüchternem Verstande, so doch mit offenem Auge betrachtete; es heisst bei ihm einmal:

„Ich glaubt', es könnte nichts von grössrer Weise sein,
Es schien, als sei ein Schnee gefallen,
Ein jeder auch der kleinste Ast,
Trug gleichsam eine schwere Last
Von zierlich weissen, runden Ballen.“

In einem ausgeführten Bild wird ferner schon im Volkslied von den Augen der Geliebten als von Sternen geredet, z. B. (W 608 „Schlaf nur ein geliebtes Leben“, Str. 3):

„Will mir mit dem Tag die Sonne untergehn,
Ist ein Liebeshimmel doch in mir,
Denn da seh ich immer
Deiner Sterne Schimmer“,

und in Heines (Hk 27, Str. 3):

„Wie Nebel sind auch zerflossen
Die blauen Sternelein,
Die mir jene Freuden und Qualen
Gelächelt ins Herz hinein“;

ähnlich auch in dem Gedicht „Bergidylle“ aus der Harzreise (I, 155 und I, 156). — Die Romantiker hatten diesen volkstümlichen Vergleich vielfach verwendet; vergl. Zur Linde a. a. O. S. 76 und 82; auch ein „Lied“ in der „Wünschelruthe“ (a. a. O. S. 124) führt ihn in mehreren Strophen aus; es schliesst:

„Doch ich seh zwei blaue Sterne scheinen,
Dahin nimmt die Lieb' die Töne mit;
Und um sie wird nicht der Himmel weinen,
Denn sie bringen selbst den Himmel mit.
Freundlich blicket wohl der blaue Himmel,

Lieblich wohl der goldne Sternenschein;
Doch wenn ich die blauen Sterne küsse,
Wird mein Himmel mehr als golden sein."

Ferner ist auch, worauf Greinz (a. a. O. S. 77 unten) hinweist, „der Wunsch, dass der Wind Liebesseufzer zu der Geliebten tragen solle," echt volkstümlich. Es heisst z. B. im W (S. 626) von den „Seufzern":

„Tausend schick ich täglich aus
Die da wehen um Dein Haus",

oder S. 422:

„Tausend Seufzer schick ich Dir
Durch die kühlen Winde hier",

oder S. 315:

„O Luft, Du edles Element
Führ hin mein Liedlein behend",

oder S. 446:

„Dürft ich es den Lüften sagen
Und entdecken meine Pein",

bei Heine (Hk 61):

„Ich wollt, meine Schmerzen ergössen
Sich all in ein einziges Wort,
Das gäb ich den lustigen Winden,
Die trügen es lustig fort.
Sie tragen zu Dir, Geliebte,
Das schmerzerfüllte Wort;
Du hörst es zu jeder Stunde,
Du hörst es an jedem Ort."

Eine besondere, gleichfalls dem Volkslied entstammende, Form des Wunschmotives[22] ist die, dass der Liebende sich selbst und nun auch — in Erweiterung dieses Motives — seinen Liedern die verschiedensten Gestalten wünscht, in

22. Vergl. hierzu auch Greinz a. a. O. S. 80f. Ausserdem Biese. „Einige Wandlungen des Wunschmotivs in antiker und moderner Poesie" (Zeitschrift für vergl. Litteraturgesch N. F. 1, 1887, S. 411—425).

denen sie der Geliebten sicher nahen könnten. Die erstere Art hat Heine in dem Gedicht (LJ 34; I, 78):

„Ach wenn ich nur der Schemel wär"

(geschr. 1822), die letztere — wobei er, wenigstens in der letzten Strophe, den Stoff halb parodistisch behandelt — in dem Gedicht (Nl I, 19; II, 11):

„Ich wollte, meine Lieder
Das wären Blümelein" (geschr. 1823?).

Bekanntlich hatte ja schon Goethe (vergl. Biedermann a. a. O. S. 345) in seinem wohl 1808 entstandenen „Liebhaber in allen Gestalten" dieses Volksliedmotiv aufgegriffen. Als Beispiel aus dem W. wäre hier vor allem anzuziehen das „Wollte Gott" überschriebene, „Meiner Frau rother Mund" beginnende Gedicht (S. 682) mit seinen beiden letzten Strophen „Wollt Gott, wär ich ein lauter Spiegelglas" und „Wollt Gott, wär ich ein roth Goldringelein". — Sprachlich hatte schon Goethe das „Wollt Gott" in „Ich wollt" geändert; in einem Volkslied begegnen wir dieser Formel bei Ziska (a. a. O. S. 238) in dem „Fromme Wünsche" überschriebenen Vers:

„I wollt, i war im Himmil
Und lag im Bet und schliaf,
Und war mid Krapf'n zua deckt,
Da ass i von da Ziach."[23]

---

23. Für Heller (a. a. O. II, S. 24) geht natürlich „auch diese Lieblingswendung auf Eichendorff zurück"; das von ihm (S. 27) als Beweis zitierte Gedicht „der verzweifelte Liebhaber", das von Str. 2 an das Motiv des Wunsches nach verschiedenen Gestalten bringt („Ich wollt', im Grün spazierte — Die allerschönste Frau — Ich wär ein Drach' und führte — Sie mit mir fort durchs Blau") gehört dem Jahr 1837 an. — Die Wunschformel „Ich wollt" (ohne den Wunsch nach verschiedenen Gestalten) hat Chamisso in den frühen Gedichten im Morgentau, 3. Str. (geschr. 1822), ferner als Anfang des Gedichts „Zur Unzeit" ("Ich wollte, wie gerne, dich herzen"), 6 mal (refrainartig) in „der Müllerin Nachbar" (1822). — Von

In Herders Volksliedern findet sich das Wunschmotiv in dem aus dem Griechischen übersetzten Lied „Wunsch“ (a. a. O. S. 165):

„O wär ich eine schöne Lei'r“,

und in dem schon früher zitierten aus dem Englischen übernommenen „Lied eines wahnsinnigen Mädchens“, dessen 3. Strophe beginnt:

„O wär ich eine Schwalbe,
Wie schlüpft' ich zu ihm heim;
Oder wär ich eine Nachtigall,
Ich säng' in Schlaf ihn ein“.

Wilhelm Müller hatte bei Verwendung des Wunschmotives so, wie dann Heine in dem einen der oben genannten Gedichte, die Formel „Ach, wenn ich“ gewählt; er dichtet („hier und dort“):

„Ach, wenn ich doch selber
Ein Lied gleich wär'
Meinem Schätzchen zur Ehr'!
Da wollt' ich mich schreiben
Auf seidnes Papier
Und wollte mich schicken
Per Post zu ihr.“

Ueber den Wunsch, mit der toten Geliebten im Grabe zu liegen (LJ 30 und 32; I, 77), und das damit zusammenhängende Motiv der Vampyrbraut (JL,Tr 6; I, 18. JL, Tr 9; I, 28. Zur Ollea Nr. 8; I, 296) hat Greinz (a. a. O. S. 18 f. und S. 28 f.), der auch an Eichendorffs Gedicht „Das kalte Liebchen“ erinnert, und Stefan Hock („Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Litteratur“. Berlin 1900, Munckers Forschungen XVII, S. 82 ff) gehandelt; in Ergänzung ihrer Ausführungen soll nur noch an Fouqués Roman-

---

Rückert gehört hierher die Strophe „O wenn ich doch das Rädlein wär — So wollt' ich Lieb ihr sausen; Und wär' ich der Mühlbach unterher . . .“ („Ges. Gedichte“ Frankf. 1843, II, 83).

zenzyklus „Todtenliebe“ („Gedichte“, Wien, 1819, 3. Th. S. 44 ff.) erinnert werden, von dem die Gedichte „Die Umarmung“ und der „Abschied“ in Betracht kommen; hier ist umgekehrt die Situation so gefasst, dass das Mädchen den toten Geliebten im Grabe aufsucht. — Eichendorff hat das Motiv der Vampyrbraut nochmal 1828 in dem Gedicht „Die späte Hochzeit“; es schliesst (I, 331):

„Sie schlägt zurück ihr Goldgewand,
Da schauert ihn vor Lust,
Sie langt mit kalter, weisser Hand
Das Herz ihm aus der Brust.“

Ein dem eben besprochenen verwandtes uraltes[24] Motiv der Volkssage und des Volksliedes ist in Heines Romanze „Die Grenadiere“ (JI, Rm 6) zur Geltung gekommen. Schon Hessel (Dichtungen, S. 333, zu Nr. 246) hat hier auf jene Stelle in Heines 1826 geschriebenem „Buch Le Grand“ hingewiesen, wo er (III, S. 164 f.) folgenden, jedenfalls wirklich — und zwar, wie noch zu zeigen sein wird, 1819, nicht, wie Hessel annimmt, 1816 — erlebten Vorgang im Düsseldorfer Hofgarten erzählt: „Während ich, auf der alten Bank des Hofgartens sitzend, in die Vergangenheit zurückträumte, hörte ich hinter mir verworrene Menschenstimmen, welche das Schicksal der armen Franzosen beklagten, die im russischen Kriege als Gefangene nach Sibirien geschleppt, dort mehrere lange Jahre, obgleich schon Frieden war, zurückgehalten worden und jetzt heimkehrten. Als ich aufsah, erblickte ich wirklich diese Waisenkinder des Ruhmes; durch die Risse ihrer zerlumpten Uniformen lauschte das nackte Elend, in ihren verwitterten Gesichtern lagen tief klagende Augen, und obgleich verstümmelt, ermattet und meistens hinkend, blieben sie doch immer in einer Art militärischen Schrittes, und seltsam genug! ein Tambour mit einer Trommel schwankte

24. Vergl. Vilmar, Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes. Marb. 1886, S. 167.

voran; und mit innerem Grauen ergriff mich die Erinnerung an die Sage von den Soldaten, die des Tages in der Schlacht gefallen und des Nachts wieder vom Schlachtfelde aufstehen und mit dem Tambour an der Spitze nach ihrer Vaterstadt marschieren, und wovon das alte Volkslied singt:

„Er schlug die Trommel auf und nieder,
Sie sind vorm Nachtquartier schon wieder
Ins Gässlein hell hinaus,
Trallerie, Trallerei, Trallera
Sie ziehn vor Schätzels Haus.
Da stehen morgens die Gebeine
In Reih und Glied wie Leichensteine,
Die Trommel geht voran,
Trallerie, Trallerei, Trallera
Dass Sie ihn sehen kann".

So weit Heine. Es ist nun wohl sicher, dass nicht nur der hier erzählte Vorgang, sondern auch die erwähnte „Sage" und das „Volkslied" für die Gestaltung der ebenfalls noch 1819 (vergl. I, 39, Fussn.) geschriebenen Romanze „Die Grenadiere" bestimmend wurden, insonderheit eben für deren Schlusswendung:

„Dann steig ich gewaffnet hervor aus dem Grab."[25]

Das Volkslied, von dem Heine die beiden letzten Strophen, allerdings nicht ganz genau (vergl. III, S. 164 Fussn.) zitiert, erzählt (W 46 „Rewelge") von einem Trommler, der auf den Tod verwundet, doch seine Trommel noch rührt, dadurch seine gefallenen Kameraden wieder auferweckt, mit ihnen den Feind schlägt und dann vor Liebchens Haus zieht.

---

25. Heller (a. a. O. II, 19) verweist auf Eichendorffs — 1809 geschriebenes — Gedicht „Klage" (I, 111), das ein auch in der Ausmalung der Situation ähnliches Motiv als Wunsch gestaltet hatte: Der Dichter wünscht, vom Leben abgeschieden, „zu Häupten den guten Degen", solange im tiefsten Wald liegen zu können, bis einst bessere Zeiten kommen; „da gibt's was zu singen und schlagen — Da wacht, ihr Getreuen, auf."

Die drittletzte Strophe, die in unserem Zusammenhange vor allem in Betracht kommt, lautet:

„Er schlägt die Trommel auf und nieder,
Er wecket seine stillen Brüder,
Sie schlagen ihren Feind,
Tralali, Tralaley, Tralala,
Ein Schrecken schlägt den Feind."

In Grimms „Deutschen Sagen" (a. a. O. Bd. I, S. 424, Nr. 327, mit der Ueberschrift „Tote aus den Gräbern wehren den Feind"), die Heine später zu den „Elementargeistern" vielfach benützte, wird die gleiche Anschauung als der deutschen Sage zugehörig in folgender Fassung nachgewiesen:

„Wehrstedt, ein Dorf nahe bei Halberstadt, hat nach der Sage seinen Namen davon erhalten, dass bei einem gefahrvollen Ueberfall fremder Heiden, da die Landesbewohner der Uebermacht schon unterlagen, die Toten aus den Gräbern aufstanden, diese Unholde tapfer abwehrten und so ihre Kinder retteten."

Der der „Sage" und dem „Volkslied" gemeinsame Zug, den Heine übernommen hat, ist also das Motiv, dass Tote wieder aufleben, um zu kämpfen und sich dem, was ihnen das Liebste ist — in der Sage hier die „Kinder", im Volkslied das „Schätzel", bei Heine der „Kaiser" — zu erhalten.

So ist hier — zugleich mit der Verherrlichung der Dienstmannentreue — einem alten deutschen Volksglauben durch den Kunstdichter die klassische Form zuteil geworden, in der allein diesem Glauben ein unvergängliches Leben gesichert wird.

Hessel, der an der Annahme festzuhalten scheint[26] — die sich auf Heines spätere Aeusserungen (I, 39 Fussn. und I, 490) stützt —, dass „Die Grenadiere" schon 1816 gedichtet seien, glaubt darum auch, jenen Vorgang im Düssel-

---

26. Vergl. auch seinen Aufsatz „Die metrische Form in H.'s Dichtungen" Zeitschr. für den deutschen Unterricht Bd. 3, S. 55.

dorfer Hofgarten auf das Jahr 1816 verlegen zu sollen. Dies geht aber nicht an. Heine sagt selbst kurz vorher im „Buch Le Grand", Kap. (III, 161): „Denselben Tag war ich zur alten Vaterstadt zurückgekehrt", und zwar war dies, wie alle nun (S. 161—164) folgenden Ausführungen ausdrücklich besagen, nach langer Abwesenheit: niemand in Düsseldorf erkennt ihn mehr. Das deutet darauf, dass Heine jene Zeit im Auge hat, als er im Sommer 1819 (Elsters Einleitung zu Bd. I, S. 13) nach dreijährigem (ebenda S. 11) Aufenthalt in Hamburg nach Düsseldorf zurückgekehrt war, um sich für die Universitätsstudien vorzubereiten. Er nennt sich selbst (Buch Le Grand, Kap. III, S. 161) einen „jungen Menschen von studentischem Ansehen". „Es war ein kalter, fröstelnder Herbsttag," kurz bevor er nach Bonn ging. Darf man also annehmen, dass jene Szene — die nicht als ein tatsächliches Erlebnis zu fassen, kein Grund vorliegt — wirklich die unmittelbare Anregung zu Heines Grenadieren abgegeben hat — und dazu hat man, wenn man sich die in den 2 ersten Strophen geschilderte Situation vergegenwärtigt, allen Grund — so wäre hiermit vielmehr ein neuer Beweis dafür erbracht, dass „Die Grenadiere" nicht vor 1819 entstanden sind. — In der Zeile (Str. 1) „Und als sie kamen ins deutsche Quartier" liegt, was nur nebenbei bemerkt sei, vielleicht ein Anklang vor an die Zeile des Volksliedes (Str. 2) „Tragt mich in mein Quartier"; das Wort „Quartier" steht hier wie dort am Versschluss und ist beidemale durch Reim gebunden. — Auf die Anlehnung an die schottische Ballade „Edward" hat Elster in seiner Ausgabe (VII, S. 624) hingewiesen.

In diesen Zusammenhang ist auch das Motiv des Totentanzes zu stellen, das Heine in Tr 8 (I, 22; geschr. 1816) ausführlich behandelt und auf das er nochmal kurz zurückkommt in dem schon erwähnten LJ 32 (I, 77; geschr. 1822), wo es in der 3. Strophe heisst:

„Die Toten stehn auf, die Mitternacht ruft,
Sie tanzen im luftigen Schwarme".

Die Einführung des Motives in Tr 8 ist ähnlich wie in einem Lied des W (S. 612 „Vision"), auf welches schon Goetze (a. a. O. S. 7) hinwies. Das Volkslied beginnt:

„Ueber den Kirchhof ging ich allein
Zu meines Liebchens Kämmerlein,
Und als ich wollt von dannen gehn,
Da hielt es mich, ich muss da stehn.

Heine:

„Ich kam von meiner Herrin Haus,
Und wandelt' in Wahnsinn und Mitternachtsgraus.
Und wie ich am Kirchhof vorübergehen will,
Da winken die Gräber ernst und still",

und weiter heisst es dann in dem Gedicht des W (3. Strophe):

„Da hebet sich des Grabes Stein
Und geht hervor ein weis Gebein."

An den sonstigen Inhalt der „Vision" (Zwiegespräch zwischen der Seele und Leib) hat sich Heine in keiner Weise angelehnt.[27] — Es sei nur noch daran erinnert, dass Kerner

---

27. Der weitere Inhalt von Tr. 8 hat eine eigene Literatur hervorgerufen. Rudolf Zenker (Ztsch. f. vgl. Litt. Gesch. N. F. VII S. 245f. „Heines achtes Traumbild und Burn's Polly Beggars") deckt die Aehnlichkeit der Situation bei Heine mit der in Burns „Jolly Beggars" auf: Hier wie dort eine Art Rundgesang; bei Burns ein Invalide, eine Dirne, ein Clown, eine Diebin, ein Geiger, ein Kesselflicker, ein umherziehender Poet — bei Heine ein Spielmann, ein Schneidergeselle, ein Dieb, ein Schauspieler, ein Student, ein Page, ein Jäger — 7 Personen hier wie dort. Auch Einzelheiten stimmen überein, z. B. in der Schilderung des lärmenden Gebahrens, wie ferner bei Burns der Geiger mit der Fidel, so begleittet bei Heine der Spielmann seinen Gesang mit der Zither; wie der Poet bei Burns ist es bei Heine der Spielmann, der die Reihe der Solovorträge abschliesst. Greinz (a. a. O. S. 21—22) weist auf die Form des volkstümlichen Kranzsingens hin: „Ein Wanderer tritt in den Kreis der Jugend. Er bringt den ersten Kranz mit, um den sich ein Wettsingen entspinnt. Eine Person, welche einen Kreis von Zuhörern und Sängern um sich gesammelt hat, gibt dem

in dem Gedicht „Des Arztes Traum“ eine ähnliche Situation verwertet hat: Der Arzt träumt, nachts auf dem Kirchhof zu sitzen; da steigen die Toten, die er im Leben behandelt, aus ihren Gräbern und werfen ihm vor, wie er sie durch falsche Behandlung vor der Zeit dem Tode überliefert habe; zuletzt kommt der Tod selbst, und die Leichen preisen ihn — auch hier in gemeinsamem Gesange — als ihren Retter. — Kirchhofspuk war ja auch schon in Kerners „Reiseschatten“ (zuerst 1811 erschienen), im „Todtengräber

---

Kranzsingen den Ton an. Ebenso gibt in Heines Tr. der gespenstige Spielmann den Ton an; um ihn gruppiert sich alles“. Vergl. auch noch Oskar Ebermann „Ueber Blut- und Wundsegen“ Diss. Berlin 1902. Thesen No. 3: Heines achtes Traumbild ist beeinflusst von Burns Gedicht „The jolly Beggars“. Auch die humoristische Figur des Schneiders, den Heine als 2. Person einführt, ist (vergl. Greinz a. a. O. S. 21) im Volkslied beliebt; zudem hat die ihm gewidmete Szene, wie Hessel („Dichtungen“ S. 310 zu No. 5) bemerkt, den Strophenbau und das Metrum des Volksliedes von der Höllenfahrt des Schneiders, das sich unter der Ueberschrift „Rinaldo Rinaldini“ im W (S. 345) findet; den Rinaldo Rinaldini bringt dann die sich unmittelbar anschliessende Szene in ihrer 1. Zeile — vielleicht ist Heine auf ihn eben durch die Ueberschrift jenes Volksliedes gekommen, das ihm bei der vorhergehenden Szene vorgeschwebt haben mochte. Die nächste Episode „Ich war ein König der Bretter“ geht (siehe Rich. M. Meyer in „Vierteljahrsschrift f. Littgesch. V, S. 156—57; ein kurzer Hinweis auch bei Wackernagel-Martin 2. Aufl. 1894. 2. Bd., S. 572 Anm. 38; Zur Linde — ohne Erwähnung der eben zitierten Vorgänger — macht a. a. O. S. 46 nochmals darauf aufmerksam) auf Arnims Jugendroman „Hollins Liebesleben“ zurück. Die Erzählung des 5. Geistes bei Heine stimmt, wie Hessel sagt (a. a. O.), „nach Versmass und wesentlichem Inhalt mit Bürgers „Lenardo und Blandinn“ überein“ — es ist das alte Motiv der Liebe des niedriger gestellten Mannes zum adligen Mädchen, das uns auch sonst noch beschäftigen wird; Greinz a. a. O. S. 20 zieht das Volkslied des W „der Falke“ sowie das vom „hübschen Schreiber“ heran, der für sein Liebesabenteuer an den Galgen kommen soll: „Der Anklang der folgenden

von Feldberg" („Dichtungen" im 1. Bd., Stuttg. 1834, S. 320 ff) zur Geltung gekommen.[28]

In den „Elementargeistern" (IV, 392) sagt Heine einmal: „Es ist den Volkssagen eigentümlich, dass ihre furchtbarsten Katastrophen gewöhnlich bei Hochzeitsfesten ausbrechen . . . Ein düstrer Hochzeitsgast kann eintreten, den niemand gebeten hat, und den doch keiner den Mut hat fortzuweisen." Und weiter heisst es: „Gewöhnlich ist es ein früheres Liebesversprechen, weshalb plötzlich eine kalte Geisterhand die Braut und den Bräutigam trennt." So findet sich im W (S. 674 „Reit Du und der Teufel") das Motiv, dass bei der Hochzeit des treulosen Mädchens ein geheimnisvoller Gast erscheint, von dem es dann heisst:

„Das erste, das er thäte,
Den Tanz wohl mit der Braut";

er tanzt mit ihr zur Tür hinaus, nimmt sie mit auf sein Pferd und das Gedicht schliesst mit der Andeutung:

„Der Hals war ihr gebrochen,
Die Seel' war eigen sein."

Auf dieses Gedicht verweist Hessel (Dichtungen, S. 325,

---

beiden Verse macht es wahrscheinlich, dass Heine auch dieses Volkslied gekannt hat; bei Heine „Zum Teufel, Gesindel! ich bin ja kein Dieb — Ich wollte nur stehlen mein trautes Lieb!" Im Volkslied: Warum soll ich morgen hangen, Ich bin ja doch kein Dieb; Das Herz in meinem Leibe das hat die Frewlin lieb". Auch bei der Jagd auf Turteltäubchen und dem Vergleich derselben mit dem Lieb scheint (Greinz S. 21) ein Volkslied hereinzuspielen. — Die Schlusswendung endlich geht auf Goethes „Totentanz" zurück.

Was Zur Linde (a. a. O. S. 162) vom 8. Tr.-Bild sagt, bezieht sich — es liegt hier nur ein Druckfehler vor — auf das 7. Uebrigens hat vor ihm schon Keiter (a. a. O. S. 25) diese Beziehungen zu E. Th. A. Hoffmann aufgezeigt.

28. Vergl. hierzu Wackernagel-Martin 2. Aufl. 2. Bd. S. 612 Anm. 25: „Der Spuk auf dem Kirchhof ist später von Heine nachgeahmt worden".

zu Nr. 218) in seiner Anmerkung zu Heines Gedicht „Don Ramiro“[29] (JI, Rm 9); dieses behandelt in einem ähnlichen Vorgang das obige Motiv als Vision, in der Donna Klara, von Gewissenqualen gefoltert, bei ihrem Hochzeitsfeste mit Don Ramiro zu tanzen glaubt, dem sie die Treue gebrochen. — Heine selbst erzählt an der oben zitierten Stelle den Inhalt der Romanze vom Ritter Stauffenberg, bei dessen Hochzeit plötzlich an der Saaldecke der Fuss einer Meerfei erscheint, die er treulos verlassen, und an diesem Wahrzeichen merkt der Ritter, dass er nun sein Leben verwirkt habe. In beiden Volksliedern wird also, wie dann in Heines Ramiro, die treulose Liebe durch das Dazwischentreten eines geisterhaften, gespenstischen Elementes beim Hochzeitsfeste der Strafe entgegengeführt. Greinz (a. a. O. S. 24) erinnert daran, dass vor Heine Kerner den gespenstigen Geliebten, welcher der Untreuen erscheint, behandelt hat in dem Gedichte „Herr von der Haide“, Eichendorff in dem Gedichte „Die traurige Hochzeit“;[30] bald nach Heine nochmal Kerner ein ähnliches Motiv in seinem „Graf Abertus von Calw“; zur Ergänzung mag noch bemerkt sein, dass die verwandte Situation, wie der Tod unter die Hochzeitsgäste tritt und sich die Braut zum Tanze holt, Eichendorff noch mal verwendet in dem Gedicht „Kehraus“ (I, 346; geschr. 1838):

---

29. Den Namen „Ramiro“ hat Heine vielleicht aus Loebens Romanze „Die weisse Rose“ (Asts Zeitschrift a. a. O. I, 4, 2 S. 35) übernommen; inhaltlich hat Heines Gedicht nichts mit ihr gemein; die metrische Form — spanische Trochäen mit Assonanz in der 2. u. 4. Zeile — ist die gleiche. (Nur äusserlich ist die Scheidung in Strophen bei Loeben nicht deutlich gemacht.)

30. Die Uebereinstimmung im Grundmotiv mit Heines „Don Ramiro“ erwähnt auch Heller a. a. O. II, S. 32. Auch A. L. Grimm in der Erzählung „Elsbeth, die Braut auf Burg Lindenstein“ („Cornelia“, 2. Jahrg., auf das Jahr 1817, S. 131 ff.) hatte das Motiv des Erscheinens des toten Geliebten zum Hochzeitstanz behandelt.

„Es fiedeln die Geigen,
Da tritt in den Reigen
Ein seltsamer Gast,
Kennt keiner den Dürren,
Galant aus dem Schwirren
Die Braut er sich fasst“ u. s. f.

Das Motiv, dass der Geliebte zur Hochzeit des Mädchens, das ihn zurückgewiesen, als Rächer erscheint, ist auch sonst volkstümlich; es bildet z. B. den Gegenstand der Romanze „Zaidas traurige Hochzeit“ in Herders Volksliedern (a. a. O. S. 198, Nr. 17).

Man könnte es übrigens ein Prinzip der poetischen Gerechtigkeit nennen, wenn mit einer gewissen Selbstverständlichkeit im Volkslied und so denn auch bei Heine die Ueberzeugung sich dichterisch ausspricht, dass die Treulosigkeit der Liebenden nicht ungerächt bleiben könne. Das Volkslied denkt dabei häufig an einen mehr äusserlich deutlichen Strafvollzug, wie etwa in dem Volkslied, von dem oben die Rede war, mit dem Schluss „Der Hals war ihr gebrochen, Die Seel war eigen sein“, oder es wünscht sich, dass (W 441 „Des Pfarrers Tochter von Taubenheim“) den Verführer die Raben fressen, oder es heisst (Ziska a. a. O. 111):

„Und Du wiarst hald amol
Af dain Falschhaid denka!“

Bei Heine ist das Elend als ein innerlich erlebtes gefasst, z. B. in LJ 18 (I, 72) „wie sehr Du elend bist“, oder Hk „Ratkliff“ (I, S. 140) „Wie wusstest Du, dass ich so elend bin“. — Die Geliebte, die ihn zurückgewiesen, muss seelisch leiden.

Den Glauben an eine sich zweifellos durchsetzende Idee der Gerechtigkeit will ja auch Heines Belsazar eindringlich veranschaulichen: der rächende Gott straft die Ueberhebung; ein solcher Glaube gehört mit zu den Selbstverständlichkeiten des Volksgemütes, so gut wie etwa die

Ueberzeugung von der Anteilnahme der Natur am Menschenschicksal; solche Voraussetzungen bilden Grundelemente des naiven Gemütes; ihnen gegenüber gibt es keine Skepsis; der einzelne eignet sie sich nicht erst an, er hat sie als etwas ihm natürliches mitbekommen. Erst, wo sie nicht mehr sozusagen „naturhaft" vorhanden sind, wo wir allen diesen Anschauungen vielmehr als einem Produkt des Studiums, der Nachempfindung und literarischen Wiederbelebung gegenüberstehen, — da erst beobachten wir eine vielfache skeptische und in deren Gefolge willkürliche, wohl auch spielerische Behandlung solcher — ursprünglich unmittelbar lebendigen — Vorstellungen und Motive. —

In die Reihe der von Heine mit volkstümlichen Mitteln gestalteten gespenstischen Situationen gehört auch noch die von Hk 28 (I, 108):

„Sie hören pochen ans Fenster,
Und sehn eine winkende Hand;
Der tote Vater steht draussen
Im schwarzen Pred'gergewand."

Der tote Vater erscheint als Warner. Heller (a. a. O. II, 39) verweist auf Eichendorffs frühes (geschr. 1815) volkstümliches Gedicht „Der Reitersmann" (I, 321) mit der ähnlichen Situation:

„Und wie sie so grauenvoll klagte,
Klopfts draussen ans Fensterlein,
Ein Mann aus der Finsternis ragte,
Schaut still in die Stube hinein."

Hier ist es der tote Geliebte, der erscheint. Er erschiesst dann das Mädchen, das ihm die Treue gebrochen. — Das Motiv ist dem Lenorenstoff verwandt. Auch diesen hat ja Heine (Hk 22) aufgegriffen und in selbständiger Weise gestaltet; hiervon wird weiter unten noch kurz zu handeln sein.

Schliesslich ist hier noch an das gespenstische Erscheinen von Wassermann und Nixe zu erinnern, die sich (NRm

22 „Begegnung“ I, 284, geschr. 1841) beim Tanz der Menschenkinder unter der Linde begegnen; da der Wassermann in seiner Tänzerin eine Nixe erkennt, trennt er sich von ihr, denn er ist ja gekommen, um eine irdische Schöne zu sich hinabzulocken. Schon in den „Elementargeistern“ (IV, 393, vergl. Hessel „Dichtungen“ zu Nr. 235, S. 329) hatte sich Heine mit dem „Wassermann“ beschäftigt, auch schon Einzelheiten besprochen, die dann in dem Gedichte wiederkehren, z. B. die grünen Zähne des männlichen Nix, „die fast wie Fischgräten gebildet sind“, und die weiche, eiskalte Hand. Er schöpft hier aus Grimms Sagen:[31] Der Wassermann kommt hier zur Linde als ein „schön gestalteter, wohlgekleideter Jüngling“. „Er grüsste die ganze Versammlung höflich und bot jedem Anwesenden freundlich die Hand, welche aber ganz weich und eiskalt war und bei der Berührung jedem ein seltsames Grauen erregte.“ Er fordert dann ein Mädchen zum Tanz auf und nach einigem wilden Drehen springt er mit ihr in den Fluss. — Enger als Heine hatte sich Kerner an die Sage angeschlossen in dem Gedicht „Der Wassermann“.

Das Motiv, dass die Nixen die Liebe eines Menschen begehren, des Ritters, der am Strande ruht (NRm 11 „Die Nixen“; geschr. vermutlich 1839, I, 276), hatte Heine, wie er in den Elementargeistern (IV, 389) erwähnt, aus den „Dänischen Volksliedern“ gekannt, wohl aus der Herder'schen[32]

---

31. a. a. O. S. 58 No. 51 „Tanz mit dem Wassermann“ und S. 59 No. 52 „Der Wassermann und der Bauer“. Aus letzterem ist nur die Beschreibung der äusseren Erscheinung übernommen: „Der Wassermann schaut wie ein anderer Mensch, nur dass, wenn er den Mund bleckt, man ihm seine grüne Zähne sieht. Auch trägt er grünen Hut.“ — Das gleiche Motiv kannte Heine (vergl. IV, 394) auch aus den dänischen Balladen „Marsk Stig“ und „Der Meermann“.

32. Dies zeigt die Wortform „Elvershöh“, die sich nicht bei Grimm, sondern nur bei Herder findet; bei Grimm heisst es (a. a. O.

Uebersetzung (a. a. O. S. 446); Heine gibt in den Elementargeistern (IV, 389) seinen Inhalt ausführlich wieder; er selbst hat dann in seinem Gedicht der Situation das Dämonisch-Bedrohliche genommen und die — hier wie dort — im Traum geschauten Bilder mehr zum Lieblichen und Heiteren gewendet, er schliesst:

„Der Ritter ist klug, es fällt ihm nicht ein,
Die Augen öffnen zu müssen;
Er lässt sich ruhig im Mondenschein
Von schönen Nixen küssen".

Das Metrum ist das gleiche wie in Herders „Elvers Höh". — Heller (a. a. O. II, 34 f.) glaubt die „Quelle" Heines in der Eichendorff'schen Romanze „Der Gefangene" gefunden zu haben (I, 317, gedr. 1815). Davon kann natürlich keine Rede sein; man kann nur sagen, dass beide Dichter das gleiche Motiv des dänischen Liedes aufgegriffen haben, an welch letzteres sich übrigens Heine viel enger anschliesst als Eichendorff: Während bei Heine so, wie in dem dänischen Liede, gleich die erste Strophe die Situation des am Ufer ruhenden Ritters bringt, wird bei Eichendorff in den ersten 8 Strophen erst geschildert, wie ein Ritter am frühen Morgen ins Land reitet, bis er zu einer Waldwiese gelangt, wo er vom Pferde steigt und schliesslich einschlummert; es erwecken ihn dann die Küsse „einer süssen Fraue", die ihn einlädt, mit ihr in ihrem grünen Hause zu wohnen, und ihn mit weichen Armen umfängt und nimmer von ihm

---

S. 156, No. 33) „Elfenhöh" (Hessel „Dichtungen" S. 329 No. 236). Auch Heines auffallender Dativ „auf dem Schwert gestützt" (Str. 4) steht bei Herder (Str. 9) „gestützt auf seinem Schwerte". — In seiner Schrift „De l'Allemagne" (2. Bd.; gedr. 1835), aus der 1837 die 1. Hälfte der (deutsch geschriebenen) „Elementargeister" hervorging, hatte Heine (vergl. die Lesarten IV, 598 zu Seite 389—391) das dänische Gedicht, von dem er dann in den Elementargeistern nur den Inhalt angab, in engem Anschluss an das Original in's Französische übersetzt.

lässt; die Au verwandelt sich in ein „kristallnes Schloss", von gewaltigem Strome umflossen und

„Auf diesem Strome gingen
Viel Schiffe wohl vorbei,
Es konnt ihn keines bringen
Aus böser Zauberei".

Es bestehen also in der Behandlung und Ausgestaltung des Motivs gegenüber der Heine'schen Fassung mannigfache Unterschiede. Dagegen zeigt sich, wie auch Heller (a. a. O. II, 36) bemerkt, eine gewisse Verwandtschaft mit diesem Eichendorff'schen Gedicht in Heines „Ilse" (I, 59). Die Nixe malt all die Seeligkeiten aus, die sie dem geliebten Erdensohne in ihrem Schlosse, in ihren weissen Armen bieten will; auch Einzelheiten der Situation und des Ausdrucks stimmen überein; so heisst es etwa bei Eichendorff (vorletzte Strophe):

„Und diese Au zur Stunde
Ward ein kristallnes Schloss",

bei Heine (drittletzte Strophe):

„Komm in mein Schloss herunter,
In mein kristallenes Schloss".

Einen „kristallenen Wasserpalast", in welchem die Nixe den Ritter umarmt hält, hatte Heine schon in dem (1821 verfassten) Prolog zu LJ (I, 65) zum Schauplatz gewählt, ebenso heisst es bei Kerner vom Wassermann: „Er führt sie in einen krystallenen Saal".

Noch einmal hat dann Heine die Situation des bei der Meerfei weilenden Erdensohnes in seiner (wohl um die gleiche Zeit wie das Gedicht „Begegnung" entstandenen) Romanze „König Harald Harfagar", die sich (vergl. Hessel Dichtungen S. 330, zu Nr. 237) zum Teil an Uhlands „Harald" anschliesst; bei Uhland wird Harald von den Elfen verzaubert, Heines König Harald ist „von Nixenzauber gebannt und gefeit"; zu vergleichen sind dann namentlich noch die letzte Strophe bei Uhland:

„Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbraust im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald",

mit der Situation der 6. Strophe bei Heine:

„Manchmal ist ihm, als hört' er im Wind
Normannenruf erschallen;
Er hebt die Arme mit freudiger Hast,
Lässt traurig sie wieder fallen."

Auf die in Uhlands „Harald" poetisch gestaltete Anschauung von den den Menschen durch die Elfen drohenden Gefahren kommt Heine ebenfalls in den Elementargeistern (IV, 390) zu sprechen, da, wo er den Inhalt der auf jene Anschauung gegründeten dänischen Ballade „Herr Oluf" erzählt; ausführlich handelt er von ihnen (S. 387—389) und allem, was mit ihnen zusammenhängt; nachdem er auch Spensers Fairy Queen herangezogen hat, frägt er: „Ist es aber wahr, dass es ein Vorzeichen des Todes, wenn man diese Elfenkönigin mit leiblichen Augen erblickt und gar einen freundlichen Gruss von ihr empfängt? Ich möchte dieses gern genau wissen, denn:

„In dem Wald, im Mondenscheine,
Sah ich jüngst die Elfen reuten;
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.
Ihre weissen Rösslein trugen
Güldnes Hirschgeweih und flogen
Rasch dahin, wie Schwanenzüge
Kam es durch die Luft gezogen.
Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd im Vorüberreuten.
Galt das meiner neuen Liebe,
Oder soll es Tod bedeuten?"

Neben solchen, in der Regel nicht ausdrücklich als Traumvorstellungen bezeichneten Visionen begegnen uns auch häu-

fig Träume, die der Dichter selbst schon als solche bezeichnet; vor allem ist es, wie im Volkslied, das Liebchen, das dem Liebenden im Traum erscheint; gerade in dieser Verwendung ist das Motiv altbeliebt; so haben wir z. B. im Liederbuch der Hätzlerin (a. a. O. S. 127) ein Gedicht „Von ainem lieplichen tramb ains gesellen“: „Ein Liebender kann vor Liebespein nicht einschlafen. Als es geschehen, erscheint ihm im Traum seine Geliebte, gewährt ihm eine Vergünstigung nach der anderen, und als er in seinen Forderungen immer glücklicher wird, träumt ihm, sein Geselle komme und rufe ihn, weil er die Messe verschlafen habe. Der Schreck lässt ihn erwachen“ (a. a. O. S. XVII, Nr. 5).[33] Bei Ziska (a. a. O. S. 136 „Der Traum“, Str. 2) heisst es etwa:

„Håd ma tramt, håd ma tramt,
Und im Tram han i g'lâcht,
Hab glaubt, i håb main Diarndl —
Håb iahr Haptbolsterl g'håbt“,

im W. („Abschiedszeichen“, Str. 2), S. 253):

„Wenn ich des Nachts lieg schlafen,
Mein Feinslieb kommt mir für,
Wenn ich alsdann erwache,
Bei mir ich niemand spür;
Bringt meinem Herzen Pein“,

oder S. 659 („Abendsegen“, vorletzte Strophe):

„Und treibt ihr Träume ja ein Sinnenspiel mit mir,
So stellt in süsser Ruh mir meine Freundin für“,

S. 609 („Liebesklagen des Mädchens“):

---

33. Vergl. auch noch Benezé: Das Traummotiv in der mittelhochdeutschen Dichtung bis 1250 und in den alten deutschen Volksliedern. Halle 1897 S. 13: „So beseligt denn auch den Minnenden im Traume die hohe Herrin durch ihre Nähe“ u. s. w.; ein hierhergehöriges Beispiel auch auf S. 18 „unt wenne ich slâf, si gêt mir fûr diu ougen.“

„Ein Traum mit grossem Schrecken
Thut mich gar oft aufwecken“,

S. 273 („Ritter Peter von Staufenberg“, 1. Romanze, 5. Str.):

„Ich sah euch oft im tiefsten Traum“,

bei Heine Hk 49:

„Wenn ich auf dem Lager liege,
In Nacht und Kissen gehüllt,
So schwebt vor mir ein süsses,
Anmutig liebes Bild“,

Tr 6:

„Im süssen Traum bei stiller Nacht
Da kam zu mir mit Zaubermacht,
Mit Zaubermacht die Liebste mein,
Sie kam zu mir ins Kämmerlein“,

Tr 8:

„Ich lag und schlief und schlief recht mild,
Verscheucht war Gram und Leid;
Da kam zu mir ein Traumgebild,
Die allerschönste Maid“,

LJ 5:

„Dein Angesicht so lieb und schön,
Das hab ich jüngst im Traum gesehn“,

LJ 56:

„Allnächtlich im Traum seh ich dich,
Und sehe dich freundlich grüssen“,

Tr 2:

„Ein Traum gar seltsam schauerlich
Ergötzte und erschreckte mich“;

LJ 18, Str. 2:

„. . . Ich sah Dich ja im Traum“,

Nl I, 9 (II, S. 7):

„Und als ich fast im Schlafe lag,
Hat mich ein Traum zu ihr gebracht“.

Auch der Anfang „Mir träumte“ bezw. „Mir träumt“, der sich bei Heine 6 mal findet, ist durchaus volksliedmässig.

So hatte schon Hölty in einem volkstümlichen[34] Liede gedichtet „Mir träumt, ich wär ein Vögelein," Kerner in dem Gedicht „Der schwere Traum", das dann ins W. (S. 392, „Ikarus") überging, „Mir träumt', ich flög' gar bange"; in einem Lied bei Büsching (a. a. O. S. 97, Nr. 41 „Traum") heisst es:

„Mir träumt in einer Nacht gar spät,
Wie ich mein Feinslieb bei mir hät",

bei Eichendorff „Mir träumt', ich ruhte wieder" („Nachtklänge" 4; I, 231, geschr. 1835)[35]

---

34. Vergl. Heinrich Lohre „Von Percy zum Wunderhorn" Berlin 1902. S. 5 Abschnitt 2.

35. Eine romantische Besonderheit in der Verwendung des Traummotivs bespricht noch Zur Linde (a. a. O. S. 148) mit Hinweis auf Novalis und Brentano: „Der quälende Gedanke an ein Vorkommnis im Traume, auf das man sich trotz aller Anstrengung nicht besinnen kann"; er findet sich bei Novalis an einer Stelle: „Sie legte ihm ein wunderbares geheimes Wort in den Mund, was sein ganzes Wesen durchklang. Er wollte es wiederholen, als sein Grossvater rief, und er aufwachte. Er hätte sein Leben darum geben mögen, das Wort noch zu wissen"; ebenso wird im Godwi einmal beim Erwachen das dumpfe Gefühl von etwas, an das man sich nicht mehr erinnern kann, geschildert (2, 372); von Heine gehört hierher LJ 56 (I, 87) „Allnächtlich im Traume sah ich dich", das Gedicht schliesst „Du sagst mir heimlich ein leises Wort, — Und gibst mir den Strauss von Cypressen. — Ich wache auf und der Strauss ist fort, — Und das Wort hab ich vergessen;" ausserdem noch eine Stelle aus den Briefen an Lewald „Ueber die französische Bühne" (Werke V, S. 505): „. . . . und da träumte mir . . . Endlich schlug die schwere Notredame-Glocke, und ich erwachte. Und nun grüble ich schon eine Stunde darüber nach: was eigentlich die nackten Leute unter dem Pont-neuf suchten? Ich glaube, im Traume wusst' ich es und habe es seitdem vergessen." Einen Hinweis auf Novalis bringt auch Hessel Köln. Zeitung 1887 No. 146 vom 2. Mai, ebenso „Dichtungen" (a. a. O.) S. 315 zu No. 65.

Ebensowenig hat sich Heine das in den Volksliedern so vielfach verwendete Motiv des Rittes, dem ja schon Bürger (vergl. Netoliczka a. a. O. S. 21) in seiner „Lenore" und im „Wilden Jäger" so grosse Wirkungen verdankte, entgehen lassen. Vor allem der Liebende wird, wie Hessel bemerkt, häufig reitend dargestellt. So heisst es bei Heine

JL, Rm 13:

„Herr Ulrich reitet im grünen Wald",

LJ 58, Str. 1—2:

„Gehüllt im grauen Mantel
Reite ich einsam im Wald.
Und wie ich reite, so reiten
Mir die Gedanken voraus;
Sie tragen mich leicht und luftig
Nach meiner Liebsten Haus",

JL, Rm 2:

„Ein Reiter durch das Bergthal zieht",

Nl I, 18, Str. 1:

„Mir ist, als jagt' ich zu Rosse,
Und jagte wieder mit liebender Glut
Nach meiner Liebsten Schlosse",

N, Rm 13, Str. 3:

„Ein Reuter reutet den Fluss entlang,
Er grüsst so blühenden Mutes".

Ganz ähnliche Situationen bietet das W:

S. 704:

„Ich ritt durch einen grünen Wald",

S. 647:

„Spazieren wollt' ich reiten
Der Liebsten vor die Thür",

S. 651:

„Da kam ein Reuter daher geritten,
Er grüsst die Jungfrau reine",

S. 38:

„Sie ging wohl in das grüne Holz,

Da kam ein Reuter geritten stolz".

Zu anderen Situationen hat Heine das Motiv des Rittes zweimal verwendet: Nl III, 8 (II, S. 116 „Der Helfer"); geschr. 1850 und RoHi „König Richard" (I, S. 357); geschr. 1851 (?).

Auch das Kranzmotiv kehrt bei Heine wieder:

„Die Schäferin seufzt aus tiefer Brust:
Wem geb' ich meine Kränze".

Im W war es vertreten an Stellen wie (S. 694):

„Sie windet und bindet
Gar zierlich und fein
Ihrem Herzallerliebsten ein Kränzelein",

oder (S. 23):

„Mein Lieb gab mir ein Kränzelein".

Die Verwendung des „Echos" in Heines JL, Rm 2, das der Dichter, in feinerer Behandlung, als „Bergstimme" einführt, lag gleichfalls im Volkslied (W S. 228 „Der beständige Freyer") vor, wo es ebenso immer am Schluss der Strophe wiederkehrt. Das „Echo" (oder „Wiederschall") war (vergl. Ettlingers Anmerkung W S. 228) „eine beliebte poetische Spielerei des 16. und 17. Jahrhunderts".[36]

Volkstümlich ist auch die Nachahmung von Vogellauten in Heines NF 9 (I, 207):

„Im Anfang war die Nachtigall
Und sang das Wort: Züküht! Züküht!"

Brentano hatte schon mit ihr gespielt (vergl. Richard M. Meyer „Die Formen des Refrains" a. a. O. S. 17, β), bei Ziska lag sie vor in Versen wie, S. 98:

---

36. Auch Tieck hatte es nicht selten verwendet. Vergl. Petrich (a. a. O. S. 143), der seinen Gebrauch auf spanische Einflüsse zurückführt. Doch handelt es sich bei Tieck mehr blos um Klangwirkungen, während der volkstümliche Dichter sich in einer Art inneren Vehältnisses zum Echo befindet; er befragt es wie ein seelisches Wesen und setzt es so in eine naive Beziehung zu sich.

„Von Linz af Naibau
Dås san kloani drai Schtind,
Då hear i an'n Fink'n
Daar „zizi, raid hearzua“ singt.
Singt ållwal: „zizi, raid hearzua!“
Du hearzigs schen's Kind
Du bist jå main Diarnd'l
Båld kimm i fain g'schwind“.

S. 97:

„Drenthalb'n bai Ebasbearg
Hab i an'n Vog'l g'heart,
Nid waid von Evading
Då schlågt a Fink.
Den Fink, den muass i hab'n,
Wal a so schen tuat schlag'n
Juss wal a schlågt,
Als wiå main Diårndl sågt:
„Bai da Nacht!“
„Bai da Nacht!“

Gewiss war auch schon Walthers „tandaradei“ als Nachahmung des Nachtigallengesanges gemeint; und nicht, wie man wohl geglaubt hat (Bartsch-Golther a. a. O. XXIX) als ein „Jodelruf“. — Von Heine gehört hierher wohl auch Tr 8 (I, 27):

„Der Rabe rief „Kopf — ab! Kopf — ab!“

War schon bei den formelhaften Wendungen auf die Bevorzugung der Dreizahl hinzuweisen, so ist hier nachzutragen, dass wir ihr im Volkslied und bei Heine begegnen namentlich im Motiv des Verhältnisses zu mehreren Geliebten, die eine verschiedene Behandlung erfahren. Ein Gedicht bei Ziska (a. a. O. S. 194) beginnt:

„Drai Biaberln håb i schon —
Oan'n tuå-r-i liåb'n
Und 'n zwait'n tuå-r-i moastan,
Und 'n drit'n sekiarn!“

Von Heine wäre hierherzustellen Nl I, 40 (II, S. 21):

„Das macht den Menschen glücklich,
Das macht den Menschen matt,
Wenn er drei sehr schöne Geliebte
Und nur zwei Beine hat.
Der einen lauf ich des Morgens,
Der andern des Abends nach;
Die dritte kommt zu mir des Mittags
Wohl unter mein eignes Dach".

Dagegen hat Heine das im Volkslied so häufige Motiv, dass die Erkorene unter den 3 Mädchen nicht mit Namen genannt wird (z. B. W 64 „Die Dritte, die will ich nicht nennen, Die sollt mein eigen sein") nicht aufgenommen; er dichtet viel mehr in dem hier in Betracht kommenden, schon früher erwähnten Gedichte Hk 15 (I, 103):

„Da droben auf jenem Berge,
Da steht ein feines Schloss,
Da wohnen drei schöne Fräulein,
Von denen ich Liebe genoss.
Sonnabend küsste mich Jette,
Und Sonntag die Julia,
Und Montag die Kunigunde,
Die hat mich erdrückt beinah".

Die Ahnung neuer Liebe spricht sich im Volkslied aus gerade so wie bei Heine im Zusammenhalt mit der neuerwachenden Natur:

„Zwoa Ros'n im Goart'n,
Drai Jülling im Wåld,
In a kraizsaubas Diarnd'l
Valiåb i mi båld."
(Ziska a. a. O. S. 118, Str. 2.)

„Es hat die warme Frühlingsnacht
Die Blumen hervorgetrieben,
Und nimmt mein Herz sich nicht in acht,
So wird es sich wieder verlieben."

(Heine NF 10; I, 208)

Von dem Parallelsetzen von Naturgeschehen und Menschenschicksal ist weiter unten noch zu handeln.

Die im Volkslied oft dargestellte Situation, dass das Mädchen am Fenster steht, während der Geliebte unten vorbeizieht, die dann Uhland[37] häufig verwendet hat, kehrt bei Heine wieder in den Liedern „Die Fensterschau“ (JL 12; I, 48):

„Der bleiche Heinrich ging vorbei,
Schön Hedwig lag am Fenster“,

und Hk 82, Str. 2 (I, 132):

„Und morgen verlasse ich wieder das Städtchen,
Und eile fort im alten Lauf;
Dann lauert am Fenster mein blondes [Mädchen
Und freundliche Grüsse werf ich hinauf.“

Die verwandte Situation in Heines Gedicht „Wasserfahrt“ (JL, Rm 14; I, 49):

„Ich kam schön Liebchens Haus vorbei,
Die Fensterscheiben blinken;
Ich guck' mir fast die Augen aus,
Doch will mir niemand winken“,

erinnert, was hier noch bemerkt sein mag, zum Teil auch im sprachlichen Ausdruck, an Wilhelm Müllers Verse:

„Und gucke mir die Augen
Nach ihrem Fenster blind“,

in seinem Gedicht „Einkleidung“. Es beginnt:

„Sie stand im Kinderröckchen
Noch gestern vor der Thür,
Heut sitzt sie hinterm Fenster
Und stellt ein Mädchen für“.

---

37. Vergl. Georg Hassenstein „Ludwig Uhland. Seine Darstellung der Volksdichtung und das Volkstümliche in seinen Gedichten.“ Leipzig 1887. S. 168.

Ein dem Volkslied sinnig abgelauschter Zug ist der, dass an Liebchens Fenster die Schwalben bauen:

„Die Schwalben, Deine Schwestern,
Die können's Dir sagen, mein Kind,
Sie wohnen in klugen Nestern,
Wo Liebchens Fenster sind."
(Heine Hk 4, Str. 2; I, 97.)

Denn da, wo ein Schwalbenpaar nistet, wohnt nach dem Volksglauben das Glück.[38]

Es gilt ferner von Heines Gedichten, was er selber in der „Romantischen Schule" (3. Buch; V, S. 310) von den Liedern des Wunderhorns sagt: „Die Linde spielt eine Hauptrolle in diesen Liedern, in ihrem Schatten kosen des Abends die Liebenden, sie ist ihr Lieblingsbaum und vielleicht aus dem Grunde, weil das Lindenblatt die Form eines Menschenherzen zeigt." Er hatte ja auch gedichtet (NF 31, Str. 3):

„Sieh dies Lindenblatt! Du wirst es
Wie ein Herz gestaltet finden;
Darum sitzen die Verliebten
Auch am liebsten unter den Linden",

und selber solche Situationen ausgeführt, an Stellen wie

„Wir sassen unter der grünen Lind'
Und hielten uns lieb umfangen",

LJ 52 (Str. 1):

„Wir sassen unter dem Lindenbaum,

---

38. Goetze a. a. O. S. 15. Im Interesse der Vollständigkeit seien noch einige Motive erwähnt, auf die schon Goetze hingewiesen hat. LJ. 24 (Goetze a. a. O. S. 12) „bietet das im Volkslied oft verwertete Motiv von der Kläffer Zungen" (vergl. auch Aliskiewicz a. a. O. S. 37 unten); natürlich ist das Gedicht durchaus aus Heines eigenem Erleben heraus entstanden. Hk. 66 (Goetze S. 17) nimmt in der Ausmalung des Lebens im Himmel ein im Volkslied gern behandeltes Thema auf. In Hk 82 (Goetze S. 18) ist, wie oft im Volkslied, die Mutter als das Hindernis zwischen den Liebenden eingeführt.

Und schwuren uns ewige Treue“,

Nl 57 (Str. 1):

„Wir sassen unter der grünen Lind
In blauen Sommernächten“,

NF 31 (Str. 2):

„Lieblich lässt es sich, Geliebter,
Unter dieser Linde sitzen“.

Ganz so hatte er im W finden können:

W S. 201 („Weltende“, Str. 2):

„Als ich zu der Linden kam
Sass mein Schatz daneben“,

S. 685 („Und diess und das und das ist mein“):

„Gestern Abend sah ich sie
Unter einer Linden“,

S. 38 („Liebesprobe“):

„Es sah eine Linde ins tiefe Thal,
War unten breit und oben schmal,
Worunter zwei Verliebte sassen“.

Und auf der Linde sitzt die Nachtigall:

W S. 656 („Warnung“, Str. 1):

„Die Trutschel und die Frau Nachtigall,
Die sassen auf einer Linden“,

S. 697 („Jahreszeiten“, Str. 3):

„Da steht eine grüne Linde,
Darauf satz die Frau Nachtigall
Und sang von heller Stimme“,

S. 457 („Wächter, hüt Dich bas“, Str. 6):

„Auf grüner Linde drüber
Frau Nachtigall sass und sang“;

bei Heine NF 3 (Str. 2):

„Auf grüner Linde sitzt und singt
Die süsse Philomele“,

NF 5 (Str. 2):

„Die Nachtigallen singen
Herab aus der laubigen Höh“,

Hk 87 (Str. 2):

„Ueber mein Bett erhebt sich ein Baum,
Drin singt die junge Nachtigall;
Sie singt von lauter Liebe,
Ich hör es sogar im Traum".[39]

Die Nachtigall ist, wie Brandes sagt (a. a. O. S. 141), unter Heines Behandlung geradezu „zum rein heraldischen Vogel im Wappenschilde der Liebe geworden"; allein von den 44 Gedichten des NF begegnet sie uns in nicht weniger als 15 Gedichten. Der Eingang von NF 9 „Im Anfang war die Nachtigall" bringt Brandes (a. a. O. S. 177) in Zusammenhang mit den Versen aus den Vögeln:

„Liebliche, Du helle,
Liebste der Vögelein,
Waldes Sängerin, Nachtigall" u. s. w.

---

39. Ob man übrigens hier mit Heller (a. a. O. II. S. 22) das „Bett" als das Grab zu deuten hat, ist doch recht fraglich; irrtümlich ist auf jedem Fall die Zurückführung der einzelnen Elemente dieses Gedichts auf Eichendorff: Heller sagt „Den Tod fasst Heine ganz in Eichendorffischer Manier als stille Nacht"; nun ist aber das Gedicht „Der Einsiedler" (I, 275, namentlich Str. 3), das er zum Beweis anführt, erst 1837 gedruckt, übrigens ist auch hier mit der Nacht zunächst wohl nicht der Tod angesprochen; den Vers „Der Tag hat mich so müd gemacht" bei Eichendorff wird man als zufällig gleichlautend mit Heines „Der Tag hat mich müd gemacht", nicht als Entlehnung fassen wollen; jedenfalls kann ihn nach dem oben Gesagten nicht wie Heller meint, Heine von Eichendorff übernommen haben. Auch die beiden Gedichte „Nachklänge" 2 (I, 230) und „Vesper" (I, 245), die die Erwähnung des Lindenbaumes auf dem Grab als von Eichendorff übernommen erweisen sollen, sind später entstanden, das eine 1823, das ander 1828. — Von der Linde auf dem Grab wird oben noch die Rede sein. Eichendorffs Cyklus „Auf meines Kindes Tod", das die Weiden auf dem Grab bringt, ist ebenfalls späteren Datums (1832); ebenso endlich das Gedicht „Die Nachtigallen" (I, 246; gedr. 1841), welches das Träumen im Grabe erwähnt.

Auch Uhland, dessen Dichtungen Heine, wie er (in der „Romantischen Schule"; V, S. 344) sagt, schon als Knabe kannte, hatte vereinzelt die Linde so, wie das Volkslied verwendet, z. B. in dem Gedicht „Die Zufriedenen", welches beginnt:

„Ich sass bei jener Linde
Mit meinem trauten Kinde",

und Wilhelm Müller hatte z. B. gedichtet („Die dürre Linde", Str. 1):

„Bis unter den grünen Lindenbaum,
Herzliebste, geh mit mir".

Auch das Grab ist unter der Linde: W S. 167 („Rosmarien", Str. 4):

„Lieg bei dir unter Linden,
Mein Todtenkränzlein schön",

Wilhelm Müller („Die dürre Linde", Str. 7):

„Dort unter dem dürren Lindenbaum,
Da liegt ein hohes Grab",

Heine (N „Tragödie" 3; I, 264; geschr. 1829):

„Auf ihrem Grab, da steht eine Linde".

Von anderen Bäumen wird, worauf schon von Hessel hingewiesen ist, im Volkslied und bei Heine der Hollunder als Liebeszeuge genannt, W:

„Wohl dort am Hollerstrauch wo wir gesessen",

Heine („Ritter Olaf", NRm 10, III; I, 276):

„Ich segne auch den Hollunder Baum,
Wo du dich mir ergeben".

Und neben der Nachtigall wird vereinzelt im Volkslied wie bei Heine die Drossel genannt: Im W z. B. in dem oben schon zitierten Gedicht (W S. 656) „Die Trutschel und die Frau Nachtigall"; bei Heine Hk 4 „Die Drossel sitzt in der Höh". Aus dem Volkslied angelesen hat sich Heine wohl auch die dort so häufig erwähnten „Turteltäubchen". Ich zitiere aus W:

S. 51 („Sollen und Müssen", Str. 4):

„Das Turteltäubchen hilft mir nicht“,

S. 185 („Ulrich und Aennchen“, Str. 11):

„Ich schoss ein Turteltäubelein“,

S. 617 („Liebesnoten“):

„Wie zwei Turteltäublein schweben“,

aus Herder (a. a. O. S. 366, wieder im 3. Buch, Nr. 34 „Das Thal der Liebe“, Str. 3):

„Girrt, ihr treuen
Turteltäubchen“.[40]

Heine verwendet sie zweimal: Tr 8 (I, S. 27; geschr. 1816):

„Was koset dort? Was schnäbelt fein?
Zwei Turteltäubchen mögens sein“,

und in dem im Volksliedton gehaltenen Lied, das er den Almansor (II, S. 276; Nr. 3; geschr. 1823) singen lässt:

„Wollust atmend in der Schwüle,
Schnäbeln weisse Turteltäubchen“.

Zum Requisit der Ausstattung düsterer Szenen gehört der Rabe, nach dem Volksglauben der Vorbote nahen Unheils; ich stelle nur hierher aus Kerner „Episteln“ 3, letzte Strophe:

„Aber weh! o wehe Mädchen!
Siehst Du dort nicht jenen Raben?
Aechzend fliegt er durch den Himmel,
Und verlöscht mit schwarzem Fittich
Mein Gemälde, weh! o weh!“

aus Heine Tr 8 (I, 27):

„Bald drauf ein Zug mit Henkersfron —
Ich selbst dabei als Hauptperson —
Den Wald durchzog. Vom Baum herab
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!“

und LJ 25, Str. 2 (I, 75):

---

40. Herder, in seinen Paramythien, in „Die Schöpfung der Turteltaube“ hatte von den sich liebenden Menschenkindern erzählt, die von Venus in Turteltäubchen verwandelt worden waren und als solche in treuer Liebe lebten; so sind sie früh als Vorbild zärtlicher Liebe gefasst worden.

„Die Blätter fielen, der Rabe schrie hohl,
Die Sonne grüsste verdrossenen Blicks;
Da sagten wir frostig einander: „Lebwohl!“
Da knickstest Du höflich den höflichsten Knicks“.

Diese Strophe bietet zugleich auch ein Beispiel für jenes „Parallelgehen“ (Elster „Buch der Lieder“ a. a. O. S. LXXVI) zwischen Naturvorgängen und Menschenschicksalen, das bei Heine zu so bedeutender Verwendung gelangt. Auch hierin konnte schon das Volkslied vorbildlich sein. So heisst es etwa im W („Tanzreime“, S. 686, aus Asts Zeitschrift, Str. 3):

„Bin ich oft mit meinem Schätzchen
In den Wald hineingegangen,
Und die Vöglein haben gesungen
Nach meinem Verlangen“.

Oder S. 684 („Aus dem Odenwald“, Str. 1 und 5):

„Es steht ein Baum im Odenwald,
Der hat viel grüne Aest;
Da bin ich schon viel tausendmal
Bey meinem Schatz gewest.
. . . . . .
. . . . . .
Und als ich wiederum kam zu dir,
Gehauen war der Baum,
Ein andrer Liebster steht bei ihr,
O du verfluchter Traum.
Der Baum, der steht im Odenwald,
Und ich bin in der Schweiz,
Da liegt der Schnee, und ist so kalt,
Mein Herz es mir zerreisst“.

Oder S. 252 („Abschiedszeichen“, Str. 1):

„Wie schön blüht uns der Mayen,
Der Sommer fährt dahin,
Mir ist ein schön Jungfräuelein
Gefallen in meinen Sinn“,

oder es ist W 441 („Des Pfarrers Tochter von Taubenheim“)

davon die Rede, dass an der Stelle, wo der Kindsmord verübt wurde, das Naturleben absterbe, Str. 1 und 2:

„Da wächst kein grünes Gras,
Da wachsen keine Rosen,
Und auch kein Rosmarein,
Hab ich mein Kind erstochen
Mit einem Messerlein."[41]

Heine hat diesen Parallelismus häufig; freilich macht er hier oft genug den Eindruck einer bewussten Komposition, die bis ins einzelne durchgeführt wird, und man glaubt nicht recht an ein wirklich vorhandenes naives Gefühl für die Zusammengehörigkeit von Natur und Menschenleben; es ist zu viel mit technischem Raffinement gearbeitet; ich denke hier an Stellen wie (Zg 10 „Lebensfahrt", I, 308; geschr. 1843):

„Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen schaukeln
Den lustigen Kahn. Ich sass darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.
. . . . . .
. . . . . .
Und das ist wieder ein Singen und Lachen —
Es pfeift der Wind, die Planken krachen —
Am Himmel erlischt der letzte Stern —

41. Gewiss schwebt im Volkslied der oben angegebene Gedanke, dass also das Absterben der Natur als Folgeerscheinung der grausigen Tat zu deuten wäre, vor; dagegen fühlt man aus Bürgers Ballade jenen Zusammenhang nicht mehr so heraus; vielmehr schildert hier der Dichter nur den Ort „am schilfigen Unkengestade", den die Mörderin zum Grab für das Kind auswählt, mit ähnlichem Mittel wie das Volkslied: „Das ist das Flämmchen am Unkenteich, Das flimmert und flammert so traurig. Das ist das Plätzchen, da wächst kein Gras; Das wird vom Tau und vom Regen nicht nass! Da wehen die Lüftchen so schaurig!"

Wie schwer mein Herz! Die Heimat wie fern!“ wenig „naturhaft“ waren auch schon die Verse wie (Hk 19, geschr. 1823):

„Ich trat in jene Hallen
Wo sie mir Treue versprochen;
Wo einst ihre Thränen gefallen,
Sind Schlangen hervorgekrochen“;

in schlichter Form tritt uns jener Parallelismus entgegen etwa in den Gedichten LJ 1 (I, 66) „Im wunderschönen Monat Mai“[42] oder NF 39, Str. 2 (I, 220, 1828):

„Der Wagen rollt, es dröhnt die Brücke,
Der Fluss darunter fliesst so trübe;
Ich scheide wieder von dem Glücke“,[43]

oder auch Nl I, 59, V (II, S. 32):

„Als die junge Rose blühte
Und die Nachtigall gesungen,
Hast Du mich geherzt, geküsset,
Und mit Zärtlichkeit umschlungen“ u. s. w.[44]

oder N „Katharina“ 6, Vers 5 (I, 259; geschr. 1835):

„Vergängliches Glück! Schon morgen klirrt

---

42. Ueber das Urbild dieses Gedichts bei Hagedorn vergl. Richard Maria Werner „Lyrik und Lyriker“ a. a. O. S. 202—203.

43. Die letzte Strophe dieses Gedichts

„Am Himmel jagen hin die Sterne,
Als flöhen sie vor meinem Schmerze —
Leb wohl, Geliebte! In der Ferne,
Wo ich auch bin, blüht dir mein Herze“

scheidet den Kunstdichter deutlich von der Art des Volksliedes; letzteres nimmt die Teilnahme der Natur stets als wirklich vorhanden an.

44. Manche dieser Parallelismen sind leere Formeln, die sich auf kein Erlebnis gründen können. Nietzki z. B. (a. a. O. S. 23) erinnert an den Vers „Die Linde blühte, die Nachtigall sang“, welcher 2 Vorgänge als gleichzeitig fasst, die in Wirklichkeit nicht zusammenfallen.

Die Sichel über den Saaten,
Der holde Frühling verwelken wird,
Das Weib wird mich verraten".

Neben dem W dürften für dieses Zusammenstellen von Naturleben und Gemütsstimmung wieder auch Uhland und Wilhelm Müller als Vorbilder in Betracht kommen. Man erinnere sich etwa an Uhlands „Guter Wunsch":

„Der Busch war kahl, der Wald war stumm,
Zwei Liebende sah ich scheiden",

oder an sein Gedicht „Nachtreise", 3. Str.:

„Erloschen ist der Sonne Strahl,
Verwelkt die Rosen allzumal,
Mein Lieb zu Grab getragen",

oder an Wilhelm Müllers „Rückblick", Str. 3:

„Die runden Lindenbäume blühten,
Die klaren Rinnen rauschten hell,
Und ach, zwei Mädchenaugen glühten —
Da wars gescheh'n um Dich, Gesell",

oder an sein Gedicht „Der Müller und der Bach", 1. Str.:

„Wo ein treues Herze
In Liebe vergeht,
Da welken die Lilien
Auf jedem Beet",

oder „Frühlingstraum", letzte Strophe:

„Wann grünt ihr Blätter am Fenster?
Wann halt ich Dich, Liebchen, im Arm?"

In innigem Zusammenhang mit solchem Sichineinanderschlingen von Naturbegebenheiten und Menschenleben steht die Beseelung der Natur. Man kennt jene naive Selbstverständlichkeit, mit der in der Volksdichtung die leblose Natur als belebt, als redend, mit Jubel und Klage an den Schicksalen der Menschenkinder teilnehmend gedacht wird, jenes kindlich-herzliche Auf-Du- und Du-Stehen mit Pflanzen und Tieren. Auch hierin hat sich die Romantik an das Volkslied angeschlossen, aber ihre Naivität ist oft erkünstelt oder

von Skeptizismus angekränkelt, das innere Verhältnis zur Natur geht verloren und willkürliche Behandlung tritt an seine Stelle. Die beginnende Entwickelung einer solchen halb reflektierenden Stellungnahme zum Glauben an das Mitgefühl der Natur zeigt etwa ein Beispiel aus Kleist, das auch Zur Linde (a. a. O. S. 65) notiert: „Die Eichen sind so still . . ., ich glaube sie wissen, dass Käthchen angekommen ist, und lauschen auf das was sie denkt." Heine selbst macht die verschiedenen Phasen dieser Entwickelung durch. Engeren Anschluss an das Volkslied zeigen Verse wie (Nl I, 50; geschr. 1833):

„Die geschwätz'gen Vögel schweigen
Mitleidvoll in meiner Nähe;
In den dunklen Lindenzweigen
Seufzt es mit bei meinem Wehe",

oder Nl IV, 6 (geschr. 1824), Str. 3:

„Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern",

auch wohl noch Nl II, 54 (geschr. 1855), letzte Strophe, von den Sternen:

„Mitleidsvoll aus ihrer Höhe
Schau'n sie oft auf unser Wehe";

freilich nicht mehr ganz mit der Naivität des Volksliedes, namentlich, wenn fortgefahren wird mit der Deutung der Sternschnuppe:

„Eine goldne Thräne fällt
Dann herab auf diese Welt."

Es werden dann namentlich Bäume und Blumen sprechend eingeführt.[45] Heine dichtet z. B. LJ 58, Str. 5:

„Es spricht der Eichenbaum:

---

45. Vergl. Goetze a. a. O. S. 12 „Volkstümlich ist ferner, dass die Blumen den Liebenden zu trösten suchen". Beispiele der Vermenschlichung von Pflanzen bei den Romantikern gibt Zur Linde a. a. O. S. 63.

Was willst du thörichter Reiter,
Mit Deinem thörichten Traum",

aber auch hier ist nicht jene kindliche Art des Verkehrs mit den Naturwesen wie im Volkslied. Heine geht dann in dieser Art der Anthropomorphisierung der Natur, wie hier nicht näher ausgeführt werden kann, viel weiter. Nur noch ein Beispiel. Im Volkslied (W 277) heisst es etwa:

„Ihr düstern Wälder auf dem Wege,
Was streckt die Aeste ihr entgegen",

bei Heine Hk „Ratkliff" (I, 137):

„Wo Trauerweiden mir „Willkommen" winkten
Mit ihren langen grünen Armen",[46]

und nun gar RoLa „Altes Lied", Str. 3 und 5 (I, 413; geschr. 1824):

„Die Tannen, in Trauermänteln vermummet,
Sie haben Totengebete gebrummet
. . . . . .
. . . . . .
Da stieg der Mond vom Himmel herab.
Er hielt eine Rede".

Da ist freilich nichts mehr von dem naiven Herzensverhältnis zur Natur, aus welchem heraus das Volksgemüt die leblose Natur als seinesgleichen und an seinen Geschicken teilnehmend fasst; wir haben hier aber auch nicht jenes sympathetische pantheistisch gefärbte Naturgefühl Faust's, der in der Natur „tiefe Brust wie in den Busen eines Freundes" schaut: wir haben vielmehr den Eindruck einer willkürlichen Spielerei. Der Dichter des Volksliedes steht denn auch seiner Natur und ihrem Mitgefühl nie skep-

46. Die gleiche Stufe der Vermenschlichung der Natur zeigte Eichendorffs Vers „die Büsche langten nach mir mit grünen Armen" in dem Gedicht „Rettung, geschr. 1808; ebenso Wilhelm Müller an Stellen wie: „Und wenn alle Zweige sich neigen Und nicken dir Grüsse zu". Zur Linde (a. a. O. S. 63) bietet ein Analogon aus Tieck „reichen Bäume mir die grüne Hand".

tisch gegenüber, aber Heine konnte dichten NF 20 (I, 212; geschr. 1830):

„Die Rose duftet, — doch ob sie empfindet,
Das was sie duftet, ob die Nachtigall
Selbst fühlt, was sich durch unsre Seele windet,
Bei ihres Liedes süssem Widerhall; —
Ich weiss es nicht. Doch macht uns gar verdriesslich
Die Wahrheit oft! Und Ros' und Nachtigall,
Erlögen sie auch das Gefühl, erspriesslich
Wär' solch Lüge, wie in manchem Fall."

Dass bei Heines Beseelung der Blumen (z. B. in LJ 9, 3; LJ 10, LJ 45), Novalis' Märchen von Hyacinth und Rosenblütchen anregend gewirkt haben mochte, hat schon Hessel („Dichtungen" a. a. O. S. 317, zu Nr. 121) und nach ihm Richard Maria Werner (a. a. O. S. 204) bemerkt; Heine selbst sagt von Novalis (V, S. 301) „er belauschte das Gespräch der Pflanzen, er wusste das Geheimnis jeder jungen Rose"; aus Zur Linde (a. a. O. S. 63 und 64) sei eine Stelle aus Brentano hervorgehoben: „Blumen schliessen die Augen und nicken schlafend". Zur Vervollständigung sei darauf hingewiesen, dass Wilhelm Müller gedichtet hatte:

„Die Blümlein am Ufer, die blauen,
Sie nickten und blickten ihr nach"
(„Thränenregen", Str. 4)

und

„Blümlein weinten die ganze Nacht,
Weil man dich zu Bett gebracht."

Ein Gedicht in Giesebrechts „Mnemosyne" (a. a. O. S. 143) bietet die Stelle „Und Blumen lachen"; ebenso hatte Eichendorff schon vor Heine gedichtet:

„Auch die Blümlein nach ihm langen,
Möchten doch sich sittsam zeigen,
Ziehn verstohlen ihn beim Mantel,
Lachen dann in sich gar heimlich."

(„Die wunderliche Princessin" I, 336; geschr. 1815)

und

„Sieh, die Blumen stehn voll Thränen"
(„Der zauberische Spielmann" I, 340; gedr. 1816).[47]

Man erkennt hier die Entfernung von der Natur des Volksliedes. Mit Recht sieht Brandes (a. a. O. S. 130) in Versen wie „Die Veilchen kichern und kosen" (LJ 9, Str. 3) ganz „die willkürliche Naturauffassung" der romantischen Schule; Heine hat sich hier zweifellose Geschmacklosigkeiten zu Schulden kommen lassen.[48] Den romantischen Einflüssen und der Frage, inwiefern (vergl. Strodtmann a. a. O. I, S. 209—211) ihnen gegenüber Heines Behandlung der Natur einen Fortschritt bedeutet, ist hier nicht weiter nachzugehen;[49] manche Blüte von eigenartiger Schönheit, wie

47. Zitiert bei Heller a. a. O. I, 32. Von vier weiteren Gedichten, die Heller (a. a. O. S. 31 u. 32) zitiert, ist „Sonntag" erst 1836 entstanden, „der Dichter" 1840, „Auf meines Kindes Tod" 1832, „Herbst" ist 1837 gedruckt. Es ist also zum mindesten einseitig, wenn Heller (a. a. O. I, S. 36) meint, es zeige sich „auch in der Beseelung der Blumen Heine unverkennbar als Schüler Eichendorffs. — A. a. O. I, 34 wird LJ 43 Str. 2 auf Eichendorffs schon a. a. O. I, 31 erwähntes Gedicht „Sonntag" zurückgeführt; das Heinesche Gedicht ist jedoch schon 1823 gedruckt.

48. Zu den bekanntesten Personifikationen Heines gehören die von Fichtenbaum und Palme in dem berühmten Gedicht; über die Vorbilder zu demselben vergl. Melchior a. a. O. S. 88. — Recht eigentümlich gebärdet sich Heller bei Vergleichung des Heine'schen Gedichts mit dem Eichendorffischen „Winternacht"; er sagt zunächst (a. a. O. I, 5) wörtlich: „Da bei Eichendorff die Entstehungszeit der Gedichte sich nicht leicht nachweisen lässt, so können wir hier nicht sagen, welches Gedicht das ältere ist;" erst auf S. 9 weiss er plötzlich, dass Eichendorffs Gedicht um mehr als 15 Jahre später entstanden ist.

49. Wohl hat sich Heine im allgemeinen über den „Unfug" (Strodtmann a. a. O. I, 209) der Romantiker „mit ihrer tollen Verzerrung der Natur" erhoben. Aber wenn er dichtet z. B. (N „Seraphine" 8; I, 229, geschr. 1831) von den Sternen: „Zur Musik, die unten tönet — Wirbeln sie die tollsten Weisen; —

sie vorher nirgends gezeitigt war, ist ihr entsprossen (ich denke an Gedichte wie Ratkliff [I, 137], an die Nordseebilder, die Harzreise u. s. w.), wo er sich von allzu extremen Anthropomorphisierungen frei hielt. Hier sollte nur daran erinnert werden, dass auch sie zunächst vom Volkslied ausging; das Volkslied war ja immer die Bewahrerin der Natur gewesen.

Volksliedmässig ist auch die in dem Zusammenhange zu erwähnende Bezeichnung der Mädchen als Blumen;[50] ich stelle noch zusammen:

aus W (S. 609 „Der Fürstentochter Tod", Str. 4):

„Auf unsres Fürsten sein Wiesen grün
Da that ein holdselig Blümlein blühn,
Das war sein liebstes Töchterlein",

mit Heines (Tr 8; I, S. 26):

„Doch hätts mir behagt noch tausendmal besser
Bei seinem holdseligen Töchterlein.
Sie hat mir oft zärtlich am Fenster genicket,
Die Blume der Blumen, mein Lebenslicht!
Doch die Blume der Blumen ward endlich gepflücket
Vom dürren Philister, dem reichen Wicht",

ferner W (S. 675 „Ob sie von sonderlichem Brot esse"?

---

Sonnennachtigallen sind' es, — die dort oben strahlend kreisen — Und das braust und schmettert mächtig" u. s. f., so ist das doch noch nicht so sehr entfernt von Loebens (cf. bei Strodtmann a. a. O. I, 85): „Die Planeten fassten sich an und rannten um die neue Sonne, und die Sterne fassten sich an und brausten um die Unendlichkeit." Wenn Heine nicht selten „Sonnen", Nachtigallen und Rosen in einem Atem nennt, so ist auch das echt romantische Phraseologie; hier nur ein Beispiel aus dem Taschenbuch „Cornelia" (a. a. O. S. 63), in einer Novelle von Helmina v. Chezy: „Rosen, Nachtigallen, Sonnen —, Töne, Düfte, Blütenlust, — Frühlingszeit mit allen Wonnen, — Werd' ich erst durch dich bewusst."

50. Vergl. Elster „Buch der Lieder" XCI, Greinz a. a. O. S. 58 u. 60, Goetze a. a. O. S. 11 zu LJ9, Zur Linde a. a. O. S. 61 oben.

Str. 2):

„Die Heide grünt und trägt so schöne,
So schöne Blümelein.
Und von diesen Blümlein allen
Thust Du mir so wohl gefallen,
Ach zartliebes Jungfräulein!“

mit Heines NF 10 (I, 208):

„Es hat die warme Frühlingsnacht
Die Blumen hervorgetrieben,
Und nimmt mein Herz sich nicht in acht,
So wird es sich wieder verlieben.
Doch welche von den Blumen all'n
Wird mir das Herz umgarnen?“

Auch aus der „Wünschelruthe“ hatte Heine die Gepflogenheit des Volksliedes kennen können; a. a. O. S. 150 heisst es z. B. in einem Volkslied:

„Ein edles Röslin zarte
Von rothen Farben schön
Blüht in mein's Herzens Garte,
Für all' Blümlein ich's krön“,

und der junge Eichendorff hatte 1809 gedichtet („Jugendschnee 4, Str. 4 und 5):

„Im Garten zu spazieren
Die Blumen mich verführen,
Die Augen aus dem Grün,
Die Quellen und das Blühn.
Maria, schöne Rose!
Wie stünd' ich freudenlose,
Hätt ich nicht dich ersehn
Vor allen Blumen schön.“

Im Gegensatz zum Volkslied, das einen Vergleich nur selten (Wackernell a. a. O. S. 44, Anm. 5) einheitlich und folgerichtig durchgeführt zeigt, hat Heine das einmal gewählte Bild in dem obigen Gedicht und auch sonst (z. B. RoLa „Alte Rose“ I, 414) durchaus festgehalten. So hatte

es ja auch schon Goethe gehalten, etwa in seiner Umdichtung des Haiderösleins oder in seinem „Ich ging im Walde so für mich hin“ oder in dem Gedicht „Ein Veilchen auf der Wiese stand“, ebenso Bürger z. B. in seinem „Ein Blümchen, duftend süss wie Nelken“. Heines „Blume Wunderhold“ in Tr 10, Str. 4 (I, 29):

„Ich muss ja immer streben
Nach der Blume wunderhold;
Was bedeutet mein ganzes Leben,
Wenn ich sie nicht lieben sollt'?“

nimmt diesen Ausdruck von Bürgers „Das Blümchen Wunderhold“ (geschr. 1789), stofflich sind hier natürlich Anregungen durch Novalis mit im Spiele.

Diese Blumen, unter denen Mädchen zu denken sind, werden auch sprechend eingeführt. In einem Volkslied (W S. 220) sagt z. B. das Veilchen „Brich mich stilles Veilchen, — Bin die Liebste Dein“, bei Goethe spricht das Haideröslein ebenfalls; Zur Linde (a. a. O. S. 61) gibt ein Beispiel aus Fouqué: „Drum brich, ich will's erlauben, Brich nur mich Lilie ab“; in Heines frühem Gedicht „Die weisse Blume“ (Nl I, 5; II, 9) heisst es Str. 2: „Zu mir bleich Blümchen leise spricht: Lieb Brüderchen, pflücke mich!“[51]

---

51. Das Motiv in der „weissen Blume“, dass das bleiche Blümchen zuerst verschmäht wird um der „Blume purpurrot“ willen nach der der Dichter sucht, kann, wie Hessel („Dichtungen“ a. a. O. S. 311 zu No. 9) annimmt, eingegeben sein durch einen ähnlichen Gedanken in dem in seinem Zusammenhang übrigens dunklen, vermutlich verderbten Gedicht „Der Fürstentochter Tod“ (W 609). Hier wird in der 6. Str. erzählt „Zwei Blumen stehen auf einem Feld, — Die eine frisch, die andere welk.“ Da kommt ein Wandersmann, der eine der Blumen haben will. Es heisst dann „Die halbverwelkte will er nicht — Die frische ihm in die Augen sticht — Er lässt die alt' und nimmt die neu“. Aber auch in diesem Volkslied ist nicht von der „weissen“ und „roten“ Blume die Rede. Greinz a. a. O. S. 58f. bringt im Anschluss an das Heinesche

Die Blumen verwandeln sich auch in Mädchen in einem Lied des W (S. 287 „Sub Rosa", Str. 3 ff.). Bei Heine das gleiche Motiv der Verwandlung, allerdings nicht so naiv als wirklich hingestellt, sondern als Traum gefasst, in seinem letzten Gedicht „Für die Mouche" (Nl I, 75; II, S. 48):

„Doch Zauberei des Traumes! Seltsamlich,
Die Blum' der Passion, die schwefelgelbe,
Verwandelt in ein Frauenbildnis sich,
Und das ist Sie — die Liebste, ja dieselbe!
Du warst die Blume, Du geliebtes Kind."

So war das Motiv auch von Novalis verwendet worden; es heisst bei ihm im Ofterdingen (a. a. O. I, 8; zitiert auch bei Zur Linde a. a. O. S. 61): „Die Blätter wurden glänzender und schmiegten sich an den wachsenden Stengel, die Blume neigte sich nach ihm zu, und die Blüthenblätter zeigten einen blauen ausgebreiteten Kragen, in welchem ein zartes Gesicht schwebte. Sein süsses Staunen wuchs mit der sonderbaren Verwandlung . . ." Und diese Stelle ergänzt sich durch die andere (a. a. O. I, 107): Welcher

Gedicht Ausführungen über die symbolische Verwendung der roten und weissen Farbe; aber unmittelbare literarische Vorbilder, die für Heine in Betracht kommen könnten, bietet auch er nicht. Ich verweise auf ein Volkslied aus dem Paderborn'schen, das — freilich erst 1818, während Elster zufolge Heines Gedicht schon 1816 entstand — in die Wünschelruthe (a. a. O. S. 72) Aufnahme fand; in ihm wird die rote und die weisse Blume und der symbolische Sinn ihrer Farben erwähnt; es heisst da (2. Str.):

„Ek will in den Goren gohn,
Wo de bunten Blomen stahn,
De rothen Blomen plück ek geren
De witten lat eck stahn,
De Junkgesellken küss ek geren
De Olen lat ek gahn".

Auch der Garten ist hier, wie bei Heine, im Eingange erwähnt. Vielleicht hat H. dieses Volkslied aus mündlicher Ueberlieferung gekannt.

sonderbare Zusammenhang ist zwischen Mathilden und dieser Blume? Jenes Gesicht, das aus dem Kelche sich mir entgegen neigte, es war Mathildens himmlisches Gesicht..."[52]

Etwas ähnliches hatte Heine auch schon in dem Gedicht „Traum und Leben" (Nl II, 20; geschr. 1819?) behandelt: Der Dichter schleicht sich nachts fort zur blühenden Rose, aus der es ihm entgegenglüht. Er entschläft dann beim Rosenbaum und sieht nun im Traume statt der Rose „ein rosiges Mädchenbild"; das Gedicht erinnert an eine Stelle bei Hoffmann (zitiert, ohne spezielle Beziehung auf obiges Gedicht, bei Zur Linde a. a. O. S. 61) in den Elixieren: „Da regte es sich in den Büschen — eine Rose von himmlischer Glut hochgefärbt streckte ihr Haupt empor und schaute den Medardus an mit englisch-mildem Lächeln, und süsser Duft umfing ihn ... die Rose war ein holdes Frauenbild."[53]

Im Vorstellungskreise der Volkslieder bewegt sich Heine nun auch, wenn er Naturdinge und Naturvorgänge zu symbolischen Zeichen seelischer Geschehnisse verwendet, oft auch nur jene äussere Erscheinung des Affektes gibt und so neben sinnlicher Anschaulichkeit zugleich auch den bedeutenden Vorteil gewinnt, dass, wie Elster („Buch der Lieder" a. a. O. LXXXVIII) sagt, „dem Leser über den Charakter des Gefühls manches zu erraten übrig bleibt". So heisst es bei Heine etwa LJ 56, Str. 3:

---

52. Heller a. a. O. I, 32 erinnert an die Verwandlung von Blumen in Mädchen im Alexanderliede; ferner meint er, dass Heines Vorstellung in obigem Gedichte beeinflusst sei von Eichendorffs „Nachtzauber" (I, 215 gedr. 1853), welches ebenfalls das Motiv der Verwandlung einer Blume in ein Mädchen bietet. Doch ist es fraglich, ob Heine dieses Gedicht überhaupt noch kennen gelernt hat. Jedenfalls ist von einer Abhängigkeit keine Rede.

53. Bekannt war übrigens Heine ja wohl auch die romantisch-zauberhafte Ausgestaltung dieses Motivs in Ernst Schulzes Dichtung „Die bezauberte Rose".

„Du sagst mir heimlich ein leises Wort,
Und gibst mir den Strauss von Cypressen.
Ich wache auf, und der Strauss ist fort,
Und das Wort hab ich vergessen."

Die Cypresse steht auf Gräbern; so will die Geliebte andeuten, dass für sie der Dichter und ihre Liebe zu ihm begraben, erstorben sei (Elster „Buch der Lieder", XXIII). Im W (S. 167 „Rosmarien", Str. 3) finden wir z. B.:

„Sie ging im Grünen her und hin,
Statt Röslein fand sie Rosmarien:
So bist Du, mein Getreuer, hin!"

So hatte auch schon Bürger („Des armen Suschens Traum") gedichtet:

„Statt Myrt erwuchs dir Rosmarin,
Der Traum hat Tod gemeint."

Hier ist, wie man sieht, die Deutung des Sinnbildes noch mit angegeben; ebenso wird in einem Gedicht Kerners („Episteln" Andreas an Anna 2) ein Traum ausgelegt:

„Rosmarin ist Wehmut, Trennung,
Rosen deuten Lieb' und Freude,
Lorbeer deutet Ruhm und Sieg."

Und wie so die Blumen und ihre Farben im Volkslied ihren bestimmten symbolischen Sinn haben, so wirft Heine in einem Gedicht (Nl I, 37; II, 20, geschr. 1830?) die Frage auf: „Was bedeuten gelbe Rosen? —"[54]

---

54. Aehnlich ist, worauf Hessel („Dichtungen S. 315 Zu No. 68) aufmerksam macht, in LJ 59 das Fallen der Blätter, wie im Volkslied auf den Verlust des Liebchens deutend, zu symbolischer Verwendung gekommen. Wenn indes Hessel sagt, dass auch das Verschwinden des Sternes schon im Volkslied zum Symbol der entschwundenen Liebe gemacht sei, so geht das aus dem Liede des W (S. 707), das er dabei im Auge hat, doch nicht so ganz unzweifelhaft hervor. Es lautet („Der verschwundene Stern", von Claudius):

Auch sonst versteht es Heine so, wie das Volkslied, den eigentlichen Vorgang, namentlich die Schlusskatastrophe mehr nur anzudeuten oder sie nur mit ganz wenigen Strichen zu zeichnen. Am Schlusse eines Volksliedes heisst es etwa (W. 463 „Edelkönigs-Kinder"):

„Es stand ein Sternlein am Himmel,
Ein Sternlein guter Art,
Das thät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart.

Ich wusste seine Stelle
Am Himmel, wo es stand,
Trat Abends vor die Schwelle
Und suchte, bis ichs fand.

Und blieb dann lange stehen,
Hatt grosse Freud in mir,
Das Sternlein anzusehen,
Und dankte Gott dafür,

Das Sternlein ist verschwunden
Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und find es nun nicht mehr".

Ebenso ist, wenn Greinz (a. a. O. S. 63) zu unserm Gedichte bemerkt: „Die Sterne bringt mit der Liebe in Verbindung das Volkslied Es stehen drei Sterne am Himmel Die geben der Lieb ihren Schein", auch diese Beziehung doch viel zu allgemeiner Natur, als dass sie ernstlich herangezogen werden könnte, zumal da auch in dem Volkslied jene Ideenverknüpfung, ausser eben in den Eingangsversen, nicht weiter vorliegt. Durchaus volkstümlichen Anschauungen entspricht es, wenn Heine bei Einführung des fallenden Sterns den Gedanken an Tod und Vergehen hat anklingen lassen wollen; man erinnere sich etwa an Andersens bekanntes Märchen von dem Kinde mit den Schwefelhölzchen, an die Stelle: „Die vielen Lichter stiegen höher und höher, als wären es Sterne am Himmel. Einer davon fiel herab und zog einen langen Feuerstreifen nach sich. Jetzt stirbt jemand,

„Sie nahm ihn in ihre Arme
Sie küsst ihn an seinen Mund:
Adie mein Vater und Mutter,
Wir sehn uns nimmermehr."

Oder W S. 91 „Vertraue", Str. 5:

---

sagte die Kleine; denn ihre alte Grossmutter hatte ihr gesagt: Wenn ein Stern fällt, geht eine Seele zu Gott". Auch in einem Volkslied von der Insel Rügen, das in der Wünschelruthe (S. 198) abgedruckt ist, scheint ein solcher Zusammenhang vorzuwalten; es beginnt:

„Es fielen drei Sterne vom Himmel herab,
Sie fielen wohl auf des Königs Grab
Dem Könige starben drei Töchterlein ab.
Die eine die starb, als der Morgen anbrach,
Die andre die starb, als der Mittag anbrach,
Die dritte die starb, als der Abend anbrach" u. s. w.

(Je und je hatte ja auch der Glaube geherrscht, dass insbesondere beim Tode [oder der Geburt] grosser Männer Sterne erscheinen [vergl. Weinel „Jesus im 19. Jahrh." S. 36f.], also auch hier eine Beziehung zwischen Stern und Tod). — Das dem Heineschen parallele Motiv, das zugleich mit der Liebe ein Stern aufgehe, hatte Wilh. Müller gewählt in der Strophe: „Und wenn sich die Liebe — dem Schmerz entringt, — Ein Sternlein, ein neues, — Am Himmel erblinkt" („Der Müller und der Bach" Str. 4). Schliesslich sei noch erwähnt, dass Heines Liedanfang „Es fällt ein Stern herunter" im Wortlaut anklingt an Wilh. Müllers Liedanfang „Es fällt ein Stern vom Himmel". — Eine Andeutung durch ein Symbol liegt nach Hessel (vergl. „Dichtungen" a. a. O. S. 315 Zu No. 69) auch vor in LJ 61. Doch hat, wie mir scheinen will, Hessel in dieses Gedicht zu viel hineingeheimnist, ebenso Greinz (a. a. O. S. 29f.), der als Beleg für den von Hessel herangezogenen Volksaberglauben auch noch auf Rosegger hinweist. Gewiss ist für den unbefangenen Leser zum Verständnis des Gedichtes diese Annahme vom symbolischen Hereinspielen des alten Volksglaubens nicht notwendig. Denn einmal wird man nach dem Wortlaut des Gedichtes das „aus dem Schlaf Rütteln" einfach als eine Folge des „klagend" Herumirrens zu fassen haben, und andrerseits ist die Vorstellung, dass der nachts

„Mein Kuss ist leicht, wiegt nur ein Loth,
Du wirst nicht bleich, Du wirst nicht roth,
Brauchst Dich nicht mehr zu schämen,
In Deinem Schosse stirbt sichs gut.
Er thät sichs Leben nehmen."[55]

Mit einer Zeile gibt das Volkslied hier das Faktum, ohne noch einen ausklingenden Accord hinzuzufügen. Und Heine schliesst z. B. NF 30:

„Kennst Du das alte Liedchen?
Es klingt so süss, es klingt so trüb,
Sie mussten beide sterben,
Sie hatten sich viel zu lieb",

allerdings, im Gegensatz zu der Gepflogenheit des Volksliedes, mit einem leichten Anhauch „sentimentalischer" Färbung. „Die Geschichte selbst aber", sagt Brandes (a. a. O. S. 160), „erfährt man nicht, man errät sie etwa wie diejenige des Sklaven und der Sultanstochter" (in RoHi „Der Asra" I, 357). In besonderem Masse gilt das eben Gesagte auch von Heines Gedicht „Nächtliche Fahrt" (I, 369), in

---

im Walde Umherirrende an Tod und Selbstmord denke, doch auch so schon nicht eben fernliegend; es erscheint sonach als eine recht gewaltsame Kommentierung, wenn Hessel die Stelle aus der Wünschelruhte zitiert „Es ist ein alter Glaube, man müsse bei Todesfällen alle im Hause wachrütteln" und dazu bemerkt „dass der Dichter die Bäume wachrüttelt, damit deutet er die Absicht an, jetzt sterben zu wollen." Zudem wäre der Volksglauben von Heine doch sehr abgebogen worden und seines ursprünglichen Sinnes, zumal wenn man die Formulierung bei Rosegger ins Auge fasst, völlig entkleidet. —

Zu LJ 62 hat Heine (vergl. Hessel „Dichtungen" S. 315 zu No. 70) die symbolische Bedeutung der Armesünderblume verwendet.

55. Weitere Beispiele für andeutenden oder nur kurz skizzierten Schluss sind aus W etwa noch „Das fahrende Fräulein" (W S. 73) oder „Die Judentochter" (W S. 163) Vergl. auch noch Goetze a. a. O. S. 29 oben.

welchem, wie Heine selbst (vergl. I, 493) sagt, „eben das Mysteriöse der Charakter und der Hauptreiz dieser Dichtung sein soll"; und weiter heisst es: „Ueber die Motive des Mordes erfährt man nichts Bestimmtes; nur ahnet man, dass er ein Akt der Schwärmerei" u. s. f.; auch die Handlung selbst ist nur angedeutet.[56]

So beschränkt sich der Dichter, wie das Volkslied, auf die „Darstellung des Notwendigen" (Netoliczka a. a. O. S. 23), „er lässt sich in keine breite Ausmalung von Nebenumständen ein," und hat es in Balladen, die zu den besten Leistungen dieser Gattung gehören, wie „Die beiden Grenadiere", „Belsazar", „Ritter Oluf", „Frau Mette", „Schelm von Bergen" nicht „an strenger Gegenständlichkeit" (Netol. ebenda) fehlen lassen. Man sieht, es sind das Ausdrücke, in denen man sonst von den Eigenschaften redet, die man dem Volkslied als dessen eigentümlichste Vorzüge nachrühmt. Wackernell (a. a. O. S. 18) z. B. sagt von den Volksliedern: Diese Lieder sind so „gegenständlich". Was feinsinnige Kenner über das Wesen des Volksliedes und die Mittel seiner Wirkungen gesagt haben, liesse sich auf manches Gedicht Heines anwenden: „Sinnliches wird ausgesprochen, das Geistige muss man merken" (Wackernell a. a. O. S. 18) oder, nach einem schönen Bilde Wilhelm Grimms (Stauffen a. a. O. S. 5): „Die Ereignisse stehen im

---

56. So lässt uns also auch Heine nicht blos Gefühle und Charaktere, sondern auch die äusseren Vorgänge, so, wie das Volkslied, mehr nur ahnen. Vgl. dem gegenüber die Bemerkung Goetzes a. a. O. S. 29: „Das Volkslied lässt fast ausschliesslich Handlungen, Ereignisse erraten, selten Gefühle; Heine dagegen — entsprechend der starken Subjektivität seiner Lyrik — dehnt dies mehr auf Gefühle und Charaktere als auf Handlungen aus". — Zu Heines „Nächtlicher Fahrt" zieht Heller (a. a. O. II. S. 33 f.) Eichendorffs frühe (geschr. 1815) Romanze „Der armen Schönheit Lebenslauf" (I, 346) als „Vorlage" heran. Indes besteht kaum irgend welche innere Verwandschaft zwischen den beiden Gedichten.

Volkslied wie Berge neben einander, deren Gipfel nur beleuchtet sind", oder „Er (der Dichter des Volksliedes) knüpft das innere Erlebnis an einen äusserlichen, vergleichbaren Vorgang in der Natur an, und gibt nur das Sinnbild, nur den Vergleich, statt der Sache selbst" (Stauffen ebenda S. 5).[57]

Theoretisch mochte Heine schon durch A. W. Schlegel auf die charakteristischen Merkmale des Volksliedes hingewiesen worden sein; man erinnere sich nur an das, was Schlegel z. B. in einem Aufsatz über Bürger (vergl. Lohre a. a. O. S. 118 f.) schon vor Grimm über das Abgerissene der Darstellung, das Verstecken der Beweggründe von Handlungen, durch das ein „ahndungsvoller Unzusammenhang" entstehe, ferner über den „bescheidenen Farbenauftrag, das Zarte, Gemütliche und Leise", den Verzicht auf Rhetorik bei reger Handlung gesagt hatte.[58]

---

57. Ebenfalls dem Zwecke gedrängter und zugleich lebendiger Darstellung dient auch ein Mittel des äusseren Stils, das Heine durchs Volkslied hatte kennen lernen können: Die unvermittelte Einführung einer Frage, einer Anrede, eines Dialogs, z. B. in Heines JL, Rm 9 oder JL, L3 Str. 2 ff., oder LJ 64, Str. 3 ff. oder HK „Die Wallfahrt nach Kevlaar" (I, 146), womit man aus dem W. vergleiche etwa S. 165 „Herr von Falkenstein" Str. 2 ff. oder S. 31 „Der Ritter und die Magd" Str. 3 ff. oder S. 265 „Der Pilger und die fromme Dame" Str. 4 ff. oder S. 44 „Die Nonne" Str. 3 ff. oder aus Herder (a. a. O. S. 469) „Das Lied vom jungen Grafen" Str. 3 ff.

58. Im Winterhalbjahr 1819—20 hörte Heine (vgl. Hüffer a. a. O. S. 103) bei A. W. Schlegel in Bonn „Geschichte der deutschen Sprache und Poesie". Ob sich diese Vorlesungen in ihrem Inhalt deckten mit Schlegels früheren, jetzt im Druck vorliegenden Berliner Vorlesungen über die „Geschichte der Romantischen Litteratur" wird dahingestellt bleiben müssen; in diesen ist da, wo (Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh. Bd. 10 Schlegels Vorles. 3. Teil, S. 160 ff.) von den „Romanzen und anderen Volksliedern" gehandelt wird, von den oben erwähnten Eigenschaften des Volksliedes nicht die Rede.

Endlich mag sich der Einfluss des Volksliedes nach Seite des inneren Stiles auch noch geltend gemacht haben bei Heines bekannter Neigung zu kurzen, epigrammatischen, oft auch aus der zu Anfang angeschlagenen Stimmung absichtlich herausfallenden Schlusswendungen. Während man hier, zumal für die Stimmungsbrechung, meist nur (z. B. Wackernagel a. a. O. II, S. 634) Brentano und Hoffmann als Vorbilder[59] nennt, hatte schon der im Eingange erwähnte Kritiker des „Kunst- und Wissenschaftsblattes" betont, dass Heine auch mit diesem „epigrammatisch-humoristischen Schluss" (Die Stelle ist z. T. abgedruckt bei Strodtmann a. a. O. I, 177) ganz den richtigen Ton des deutschen Volksliedes getroffen habe. Und Heine selbst schreibt in einem oft zitierten, „aber nie interpretierten" (so Walzel a. a. O. S. 151) Brief an Schottky: „Bei den kleinen Liedern haben mir Ihre kurzen österreichischen Tanzreime[60] mit dem epigrammatischen Schluss oft vorgeschwebt". Gemeint ist die schon oben erwähnte Sammlung von Schnadahüpfln. Der Charakter dieser Lieder ist ganz der gleiche, wie ihn diese Gattung der Volkspoesie auch bei uns hat; eben sie bringen gern überraschende Schlusswendungen und hängen namentlich, wie Walzel (a. a. O. S. 151) bemerkt, einem stimmungsvollen Natureingang eine derb sarkastische Zote an. Als Beispiele aus dieser Sammlung mögen angeführt sein:
S. 226, Str. 2:

„Main Hearz is von Sülba
Und dain's is von Gold,

---

59. Ueber die ähnliche „Ironie des aus dem Stück Fallens" schon bei Jean Paul vergl. Kerr a. a. O. S. 66 f.

60. Das Wort „Tanzreim" gebrauchen jedoch die Herausgeber selbst nirgends; doch betonen sie (S. VIII f.), dass jenen Versen Tanzweisen zu grunde liegen; dagegen findet sich die Bezeichnung „Tanzreim" zweimal in der „Wünschelruthe" S. 4 u. S. 108, auch die Herausgeber des W (S. 692) hatten sie gewählt bei ihrem Hinweis auf die „Schnodahaggen" im Tyroler Sammler.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

Und dain Africhtigkaid
Hat da Daifl schon g'hollt."

S. 108, Str. 2—3:

„Zu diar bin i ganga,
Bai diar had's mi g'frait,
Zu diar kimmi nimma,
Da Weg is ma z'waid.
Da Weg is ma z'waid
Und da Bearg is ma z'hah!
Zu diar geh-n-i nimma,
Wal i Di nimma ma.
A war ma nid z'waid
Und a war ma just recht,
Du bist koan schens Diarndl,
Du bist ma håld z'schlecht."

S. 109:

„Zu diar bin i ganga
Im Reg'n und Wind,
Dass m'r aft hald's Kod
Iba d'Schuach aini rinnt.
Zu diar bin i ganga
Bai diar had's mi g'frait;
Zu diar gehn-n-i nimma,
'S is letzimal haint."

S. 211:

„Im Bachl fliasst a Wasserl,
Das Wasserl macht Ais —
Wann a schens Diarndl a Jungfa war,
Des war was nai's!"

S. 207:

„I hab da's schon g'sagt
Und du hast ma's nid glaubt,
Dass d' Müljunga danz'n,
Dass s' Möl umma schtaubt.
Dass s' Möl umma schtaubt

Und da Grias umma fliågt;
Und's is ja koan Mülna,
Dear d'Laid nid betriagt!

Aus dem W wäre hierherzustellen, zugleich auch wegen dert Art, wie der Refrain benützt ist, der ganz so, wie dann bei Heine (vergl. Seelig a. a. O. S. 104), „an letzter Stelle, da er den Schluss einer anders gearteten Gedankenreihe bildet, eine wesentlich andere Bedeutung annimmt", etwa das Lied „Das glaubst Du nur nicht" (W 422):

„In den finstern Wäldern,
Da die Wolken schwarz,
In den Distelfeldern
Fühl ich mich so wahr,
Wo die Vöglein lustig seyn,
Ach da fühlt mein Herz nur Pein:
Das glaubst du nur nicht!
O ihr hohen Berge,
Fallet auf mich zu,
Und den Müden berget
In der kühlen Ruh,
Tausend Seufzer schick ich Dir
Durch die kühlen Winde hier:
Das glaubst du nur nicht!
Das ist übertrieben!
Sagest Du mir stets;
Ach was ist das Lieben,
Nimmermehr geräth's:
Ich will es nun lassen ganz,
Du bist eine dumme Gans:
Das glaubst Du nur nicht!"[61]

61. Freilich, da das Gedicht den Vermerk „mündlich" trägt, bleibt dahingestellt, ob hier nicht die Form von den Herausgebern stammt; eine Quelle ist auch bei Birlinger und Crecelius nicht angegeben. Ein anderes Beispiel des überraschenden Refrains ist das Gedicht „Für funfzehn Pfennige" (W S. 207), auch hier bekommt der Refraingedanke zuletzt ironischen Wert.

Noch sei aus der Wünschelruthe (a. a. O. S. 108) ein „Tanzreim aus Thüringen“ zitiert:

„Es ist kein Apfel so schön und rund,
Es sind zwei Kernlein darin,
Es ist kein Mädchen im ganzen Land
Es hat einen falschen Sinn.“

Man erkennt auch diesen Gedichten gegenüber, dass Heine mehr nur die Stilform, die Technik, übernommen hat, dass aber der eigentliche Inhalt der Heine'schen Gedichte, wie er selbst („Buch der Lieder“ XCVI) sagt, „der konventionellen Gesellschaft“ angehöre. Auch wird man kaum eigens zu betonen brauchen, dass die Stimmungsbrechung bei Heine nicht blos äusserlich aufgeheftet ist, sondern mit seinem ganzen Wesen übereinstimmt.

Als Beispiele, zunächst aus dem LJ, auf welches sich der früher zitierte Brief bezieht, seien angeführt:

Nr. 16 mit dem Schluss:

„Aber dich und deine Tücke,
Und dein holdes Angesicht,
Und die falschen, frommen Blicke —
Das erschafft der Dichter nicht“,

Nr. 22 mit dem Schluss:

„Die alle könnens nicht wissen,
Nur eine kennt meinen Schmerz:
Sie hat ja selbst zerrissen,
Zerrissen mir das Herz“,

Nr. 24 mit dem Schluss:

„Jedoch das Allerschlimmste,
Das haben sie nicht gewusst;
Das Schlimmste und das Dümmste,
Das trug ich geheim in der Brust“,

Nr. 47 mit dem Schluss:

„Doch sie, die mich am meisten
Gequält, geärgert, betrübt,
Die hat mich nie gehasset,

Und hat mich nie geliebt“,

Nr. 51:

„Vergiftet sind meine Lieder; —
Wie könnt' es anders sein?
Du hast mir ja Gift gegossen
Ins blühende Leben hinein.
Vergiftet sind meine Lieder; —
Wie könnt' es anders sein?
Ich trage im Herzen viel Schlangen,
Und dich, Geliebte mein“,

Nr. 53 mit dem Schluss:

„Wenn ich ein Gimpel wäre,
So flög ich gleich an dein Herz,
Du bist ja hold den Gimpeln,
Und heilest Gimpelschmerz.“

Von anderen Gedichten könnten genannt werden z. B. Nl I, 12 (II, 9):

„Ich glaub nicht an den Himmel,
Wovon das Pfäfflein spricht;
Ich glaub nur an dein Auge,
Das ist mein Himmelslicht.
Ich glaub nicht an den Herrgott,
Wovon das Pfäfflein spricht;
Ich glaub' nur an dein Herze,
'Nen andern Gott hab' ich nicht.
Ich glaub' nicht an den Bösen,
An Höll' und Höllenschmerz;
Ich glaub nur an dein Auge,
Und an Dein böses Herz“,

oder Nl I, 19 oder Nl I, 21 oder Nl I, 25;
und mit dem an letzter Stelle eine kontrastierende Wirkung herbeiführenden Refrain das sich sonst auch an Goethes „Nachtgesang“ anlehnende (vergl. Elster I, 123 Fussnote) Hk 22:

„Du hast Diamanten und Perlen,
Hast alles, was Menschenbegehr,
Und hast die schönsten Augen —
Mein Liebchen, was willst Du mehr?

Auf Deine schöne Augen
Hab ich ein ganzes Heer
Von ewigen Liedern gedichtet —
Mein Liebchen, was willst Du mehr?

Mit Deinen schönen Augen
Hast Du mich gequält so sehr,
Und hast mich zu Grunde gerichtet —
Mein Liebchen, was willst Du mehr?“

---

## Anhang hiezu.

(Zitierungen von Volksliedern, Anspielungen auf solche u. s. w., auch in Heines Prosa.)

Endlich zeigt sich Heines innige Vertrautheit mit dem Volkslied allenthalben in seinen Dichtungen in der Zitierung von einzelnen Strophen aus Volksliedern und in der Anspielung auf solche. Das ist echt romantisch.[62] Des im Buch Le Grand (III, 164) stehenden Volksliedes „Rewelge“ wurde schon gedacht, ebenso jener Stelle der Harzreise (III, 24; geschr. 1824), wo Heine erzählt, dass er „Das wunderbare Volkslied“, „Ein Käfer auf dem Zaune sass“ habe singen hören. — Hk 21 (geschr. 1822) fragt Heine die Geliebte:

„Kennst Du das alte Liedchen:
Wie einst ein toter Knab
Um Mitternacht die Geliebte
Zu sich geholt ins Grab.“

62. Vgl. Zur Linde a. a. O. S. 83: „In ihren eigenen Werken benützen die Romantiker gern Volkslieder, fügen auch mehr oder minder veränderte Originale ein. Am meisten thun das wohl Arnim und Brentano“. Uebrigens werden von den Romantikern manchmal auch eigene Produktionen als „alte“ oder „uralte“ Lieder bezeichnet. Vgl. Höber a. a. O. S. 68.

Es ist der altbekannte und weitverbreitete Stoff, der schon von Herder für die „Blätter von deutscher Art und Kunst“ aus Percy übersetzt worden war und dann in seine Volkslieder überging; den dann Bürger in seiner Lenore behandelte; der, wieder in anderer Fassung, sich im W (S. 292 „Lenore“), in noch anderer in Grimms Altdänischen Heldenliedern (a. a. O. S. 73 „Der Ritter Age und die Jungfrau Else“) sich findet, und den endlich Heine selbst in dem auf das obige folgenden Gedicht Hk 22 in selbständiger Weise gestaltet hat. Goetze a. a. O. S. 15 ff. übersieht, dass schon vor ihm Hessel („Dichtungen“ S. 316 zu Nr. 80) hier auf die „ganz ähnliche Geschichte vom toten Freier, die Heine aus Meinerts Volksliedern bekannt war“, hingewiesen hatte. Ob übrigens das Gedicht bei Meinert so zu deuten ist, wie Goetze (a. a. O. S. 16) meint, wenn er sagt: „Hier wie bei Heine treibt Untreue des Mädchens den toten Knaben aus dem Grabe ans Licht zurück“, ist doch recht fraglich. Vielmehr ist das Gedicht, wofür auch die Ueberschrift „Der todte Freier“ zu sprechen scheint, einfach so zu verstehen, dass das Mädchen ihren Geliebten, der plötzlich als der „todte Freier“ erscheint, noch unter den Lebenden glaubte und deshalb den Toten nicht erkennt und nichts von ihm wissen will:

„Ich kon meit dir wuol spraeche,
Rai lôn thoer ich dich ni,
Bien schu meit ae'm versprouche,
Ka'n anden moer ich ni.“

Der Tote gibt sich darauf selbst zu erkennen:

„Meit dam du beist versprouche —
Schon Livle! dar bin ich;
Raech mir dai schniewaiss Handle,
Verlaecht der kennst du mich.“

Von der Liebe des Mädchen zu einem Andern ist keine

Rede.[63] Das Motiv der Untreue dürfte Heine also wohl aus eigenem Impuls mit dem Stoff verschmolzen haben. Doch auch die volkstümliche Literatur kennt schon diese Fassung des Stoffes; sie tritt uns z. B. entgegen in der Erzählung aus Münchendorf (bei Erich Schmidt „Charakteristiken" I, 227); diese berichtet von einer Kaufmannstochter, die trotz dem ihrem ersten Mann, einem inzwischen verschollenen Kaufmannssohne, geleisteten Schwur, keinen andern zu heiraten, eine Ehe schliesst; ihr erster Mann holt sie dann auf einem Schimmel und reitet mit ihr ins Grab hinein.

Noch einmal hat Heine den Vers „Kennst Du das alte Liedchen" (NF 29, geschr. 1830), und wieder ist es ein altbeliebter, viel behandelter[64] Stoff, den er dabei im Auge hat: Das Motiv der Liebe des adeligen Mädchens zum niederen Manne; Heine selbst hatte diesen Stoff schon einmal behandelt (Tr 8) und ein drittes Mal nimmt er ihn auf in seinem „Ritter Olaf" (N, Rm 10; I, 273; geschr. 1839).

In dem nur in der (2.) Fassung von 1854—1855 vorliegenden, in den frühesten Partien indes schon (siehe VII, S. 453) auf das Jahr 1823 zurückweisenden „Memoiren" erwähnt Heine (VII, 503) von den Liedern, die er durch die Scharfrichterstochter kennen lernte, eines „Otilje lieb, Otilje mein", von dem er sagt, er habe es „in keiner der vorhandenen Volksliedersammlungen" gefunden. Das Lied scheint, wie Elster (VII, 503, Fussn. 2) bemerkt, eine Bearbeitung der Blaubartsage zu sein, die Heine ja auch, wenigstens

---

63. Auch Erich Schmidt „Charakteristiken" I, S. 222 ist offenbar nicht der Ansicht, dass das Motiv der Untreue hier hereinspiele; er sagt: „Das Lied aus dem Kuhländchen . . . . . feiert die Macht der Sehnsucht und die friedliche Vereinigung im Tode".

64. Vergl. z. B. Hessel „Dichtungen" a. a. O. S. 328. In der Regel wird jedoch das Todesurteil nicht vollzogen.

1838, kannte, da er von Heinrich VIII (in „Shakespeares Mädchen und Frauen“ V, S. 434) sagt: „Die Ehestandsgeschichten dieses königlichen Blaubarts sind entsetzlich.“ — Die Erwähnung des Volksliedes „Es waren zwei Königskinder“ („Reise von München nach Genua“ III, 238/39; geschr. 1828) notiert schon Zur Linde a. a. O. S. 83, ebenso Heines Zitat „Es steht eine Tann' im tiefen Thal“ (im Salon, Bd. 1; IV, 31, geschr. 1831); es ist das eine Modefikation des alten „Es sah eine Linde ins tiefe Thal“, welches, wie auch Elster IV, 562 bemerkt, im W vorlag. In der (1833 geschriebenen) Vorrede zum 1. Band des Salons (IV, S. 20) sagt Heine einmal: „Zur Zerstreuung summte ich mir ein Lied vor. Zufällig aber war es das alte Lied von Schubart:

„Wir sollen über Land und Meer
. . . . . .
Ins heisse Afrika.
. . . . . .
An Deutschlands Grenzen füllen wir
Mit Erde noch die Hand;
Und küssen sie, das sei dein Dank,
Für Schirmung, Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland“,

und Heine bezeichnet das Lied als eines, das er in seiner Kindheit gehört. Auch dies Gedicht war in das W (S. 211 „Das heisse Afrika“) aufgenommen und vielleicht eben daher Heine bekannt gewesen. Sicher war das Lied sehr populär und stand direkt im Ansehen eines Volksliedes. Arnim in seinem Aufsatz „Von Volksliedern“ (1805)[65] sagt einmal: „Wo ich zuerst die volle, thateneigene Gewalt und den Sinn des Volksliedes vernahm, das war auf dem Lande. In warmer Sommernacht weckte mich ein buntes Geschrei. Da

65. Kürschner, Deutsche National-Litteratur, 146. Band, 1. Teil, S. 52.

sah ich aus meinem Fenster durch die Bäume Hofgesinde und Dorfleute, wie sie einander zusangen:

„Auf, auf, ihr Brüder und seid stark!
Der Abschiedstag ist da;
Wir ziehen über Land und Meer
Ins heisse Afrika."

In das gleiche Jahr 1833 fällt dann auch Heines liebevoll eingehende Würdigung des W in der „Romantischen Schule" (V, S. 310—317). — In den „Elementargeistern" sind volkstümliche Verse zitiert IV, 407[66] und IV, 408, sowie IV, 416, welch letztere Stelle schon von Zur Linde (a. a. O. S. 83) angemerkt ist; ausserdem hat Heine auch die Geschichte von „Herrn Peter von Staufenberg" von der, wie Heine in den „Elementargeistern" (IV, 393) sagt, „in deutschen Landen noch viel gesagt und gesungen" wird, durch das W (S. 272) kennen lernen können, was von Elster (IV, 493, Fussn. 1) bei der Angabe von Heines mutmasslichen Quellen übersehen wird.[67]

Schliesslich hat Heine, wie sich schon mehrmals zeigte,

---

66. Heine sagt (IV, 406) von der Geschichte, in der obige Verse vorkommen: wenn ich nicht irre, wird sie in Schreibers „Rheinischen Sagen aufs umständlichste erzählt". Gemeint wäre dann, wie Elster angibt, das Buch „Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes (2. Aufl. Heidelb. 1829). Doch ist Heines Erzählung in vielen Einzelheiten recht verschieden von der bei Aloys Schreiber a. a. O. S. 37 vorliegenden Fassung, sodass die Vermutung nahe liegt, dass Heine noch aus einer anderen Quelle geschöpft hat. — Der Vers „Es sind mal drei dumme Gänse" steht in anderer Form, der Vers (IV, 408) „Riegel auf, Riegel zu" überhaupt nicht bei Schreiber.

67. Ausführlich hatte dann auch Schreiber in dem Taschenbuch „Cornelia" (4. Jahrgang, auf das Jahr 1819) die Geschichte von Peter von Staufenberg „getreu nach der Ortenauischen Volkssage" erzählt (S. 138 f.) Auch diese mögliche Quelle wird von Elster nicht erwähnt.

teils in Form von Zitaten, teils in prosaischer Wiedergabe, häufig geschöpft aus Grimms „Deutschen Sagen“ und aus Grimms „Altdänischen Heldenliedern“, namentlich in den „Elementargeistern“.

Einmal hat Heine bekanntlich „ein wirkliches Volkslied“, wie er selbst es nennt, aufgenommen (I, 263). Schon in der Handschrift (VII, 544) ist es als „altes Volkslied“ bezeichnet; so darf man Heine Recht geben, wenn er einmal von sich rühmt, „er sei in solchen Dingen immer von der peinlichsten literarischen Ehrlichkeit gewesen“.

Dass sich Heine, nach dem Vorgang der Romantiker, auch als Sammler von Volksliedern bemühte, erwähnt Zur Linde a. a. O. S. 82.

## Schlusswort.

So ist das Volkslied für Heine viel gewesen. Wo er unter seinem Einflusse steht, zeigt er sich — schon früh — weder als unselbständig noch als oberflächlich; vielmehr gilt von ihm, was er selbst (V, 350) von Wilhelm Müller sagt: „Er erkannte tiefer den Geist der alten Liedesformen und brauchte sie daher nicht äusserlich nachzuahmen." Heines ganze Anschauung vom Wesen der lyrischen Poesie ist geboren aus der Einsicht in die Natur des Volksliedes. Von einem Dichter, so sagt er (III, 356), verlange man: „in seinen lyrischen Gedichten müssen Naturlaute[1] sein", und er müsse wissen, dass (III, 352) „Das Wort nur beim Rhetor eine That ist, bei dem wahren Dichter aber ein Ereignis". Darum betont er auch (III, 43) „ich erlebte folgendes Gedicht"; aus der Seele hervorbrechen, „offenbarungs-

---

1. Man erkennt hier den Zusammnnhang mit den Postulaten der Romantik, der es als höchster Ruhm und erstrebenswertestes Ziel galt, dass das Lied des Kunstdichters die Giltigkeit eines Volksliedes erlange, „auf dass", wie Arnim („Von Volksliedern" Kürschn. Nat.-Lit. Bd. 146, I S. 52) einmal sagt, „ein Ton in vielen nachhalle und alle verbinde, der höchste Preis des Dichters wie des Musikers". So sagt auch Eichendorff (siehe Höber a. a. O. S. 31) von seinem „zerbrochenen Ringlein" mit Stolz, es sei ein Liedchen, „dem man vielfach die Ehre angethan, es für ein Volkslied zu halten, und das also wohl nicht das schlechteste sein kann". Aus dem gleichen Grunde hatten die Romantiker ja auch, wie erwähnt, ihre eigenen Lieder zuweilen als alte Lieder eingeführt.

mässig“ (III, 352) aus ihr hervorblühen müssen diese tiefen Naturlaute.

Aber nicht nur für den Künstler in Heine ergibt sich viel aus seinem Verhältnis zum Volkslied; auch für den Menschen. Ehrliches und herzliches, schlichtes Wesen müssen dem viel gegolten haben, den wir das Volkslied so hochstellen sehen. Denn schliesslich waren es doch nicht formale Vorzüge, sondern der Charakter, das „Stämmige“ und „Tüchtige“, wie Goethe[2] gesagt hatte, die Innigkeit des Gemütes, die Heine meinte, wenn er von des Knaben Wunderhorn sagt (V, 310) „Es enthält die holdseligsten Blüten des deutschen Geistes“.

---

2. In seiner in der Jenaischen Litteraturzeitung erschienenen Recension von „des Knaben Wunderhorn.“ Abgedruckt auch in Ettlingers Neudruck von „des Knaben Wunderhorn“, Einleitung S. XVII.

## Inhaltsübersicht.

**Einleitung.** Der Volksliedcharakter der Poesie Heines; Aeusserungen über denselben.

**1. Hauptteil.** Formale Elemente (Sprache und Stil; Metrik):
Syntaktisches. Diminutiv. Phraseologie des Volksliedes: Altertümliche Wörter (Archaismen), volkstümliche Wörter, Lieblingswörter und formelhafte Wendungen, volkstümliche Versanfänge. Scherzhafte und ironisierende Verwenduug des Volksliedtons in späteren Gedichten.
Struktur des Stropfenbaues: Aufnahme und Weiterentwicklung volkstümlicher Wiederholungsformen.
Versbehandlung: volksliedmässige Metren, unreine Reime, Hiatus.
Keine Ueberschriften.

**2. Hauptteil.** Inhaltliche oder stoffliche Elemente:
Uebergang: Formal-inhaltliche Anlehnung: bestimmte Wendungen einzelner Volkslieder, Angleichung an solche.
Umarbeitung einzelner bestimmter Volkslieder, Entlehnungen einzelner Gedanken aus bestimmten Volksliedern. Volkstümliche Anschauungen und Bilder. Volkstümliche Motive und Situationen: verschiedene Formen des Wunschmotivs (unmögliche Wünsche, Verlangen nach verschiedenen Gestalten, um der Geliebten zu nahen, Wunsch nach Vereinigung mit der Geliebten im Grab), Totenliebe, Wiederaufleben von

Toten, ihr Erscheinen als Rächer der Untreue u. s. w., Flussgeister, Elfen-Visionen, das Traummotiv, Motiv des Rittes, Kranzmotiv, Befragen des — beseelt gefassten — Echos, Nachahmung bezw. Ausdeutung von Vogellauten. Das Liebesleben (mehrere Geliebte, die eine verschiedene Behandlung erfahren, Ahnung neuer Liebe, das Mädchen am Fenster). Die umgebende Natur (Linde und Nachtigall), Parallelismus zwischen Naturleben und Menschenschicksalen, die beseelte, teilnehmende Natur: volkstümliche und romantisch-willkürliche Naturbeseelung, Bezeichnung der Mädchen als Blumen, Verwandlungen von Mädchen in Blumen, symbolische Bedeutung von Naturdingen und -vorgängen, ihre Verwendung — als Mittel des inneren Stils — zu andeutungsweiser Behandlung der äusseren oder seelischen Vorgänge, Zug zum Rätselhaften. Stimmungsbrechung.

Anhang hiezu: Zitierungen von Volksliedern und Anspielungen auf solche, auch in Heines Prosa, Aufnahme eines Volksliedes; Heine als Volksliedersammler.

**Schlusswort.**

## Berichtigungen:

Seite 12 Anm. 2 Zeile 4 lies: Goedeke statt Goedecke — S. 149 Z. 10: Strophenbaues statt Stropfenbaues.

BERLINER BEITRÄGE
ZUR
GERMANISCHEN UND ROMANISCHEN PHILOLOGIE
VERÖFFENTLICHT VON DR. EMIL EBERING.
XXIX.

*GERMANISCHE ABTEILUNG No. 16.*

# Thomas Prischuchs

## Gedichte auf das Konzil von Konstanz.

Von

Dr. Johannes Lochner.

BERLIN
Verlag von E. Ebering, G. m. b. H.
1908.

BERLINER BEITRÄGE
ZUR
GERMANISCHEN UND ROMANISCHEN PHILOLOGIE
VERÖFFENTLICHT VON DR. EMIL EBERING.
XXIX.

*GERMANISCHE ABTEILUNG No. 16.*

# Thomas Prischuchs
## Gedichte auf das Konzil von Konstanz.

Von

**Dr. Johannes Lochner.**

BERLIN
**Verlag von E. Ebering, G. m. b. H.**
1906.

Meinen Eltern.

I.

II.

I. Aelteres, II. Jüngeres Wappen der Familie Prischuch.
Nach v. Stetten, Gesch. d. fr. Reichsstadt Augsburg.

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Wer einen Blick auf die folgenden Blätter wirft, wird sich vielleicht fragen, ob so ruhm- und glanzlose, aesthetisch wie als historische Quellen herzlich unbedeutende Dichtungen wie Prischuchs Sprüche auf das Konstanzer Konzil eine ernsthafte Würdigung überhaupt verlohnten. Auf diesen Zweifel will ich von vorn herein antworten.

Die Literatur gleicht etwa einer weiten, reich gegliederten Berglandschaft. Der Literarhistoriker, wie der Wanderer dort, ist gezwungen, mehrere Höhenlinien zu ziehen; man kommt nur allmählich aus der Niederung zu den höchsten Spitzen. Wer Schöpfungen von individueller Grösse sucht, wird ungern nur von den vielen Kleinen Kenntnis nehmen und rasch an ihnen vorüber eilen, aber beachten muss er sie doch, oder er kommt nicht ans Ziel, und sein Urteil wird einseitig und trüb. Der andere dagegen, der auf allgemeine historische Werte ausgeht, wird sich gerade den Kleineren zuwenden, sich bemühen recht viele von ihnen, wenn es angeht, sie alle kennen zu lernen, und es ist klar, dass mit geringerer Höhe des Ganzen die kleineren Erhebungen an Bedeutung gewinnen.

In der Zeit, in der das Werk unseres Dichters wurzelt, fehlen grosse und sogar mittlere Höhen. Das fünfzehnte Jahrhundert hat keine grossen Dichter und Schriftsteller aufzuweisen, es ist eine Niederung deutscher Literatur. Und doch ist es in geschichtlicher Betrachtung von höchstem Interesse.

Ein herrlicher Frühling, ein noch wundervollerer Sommer und ein langer farbenbunter Herbst waren über die deutschen Lande dahingezogen. Dann kam der Winter,

hart, lang und schwer. Die Blätter und Blüten jener goldenen Tage lagen vermodernd und verwesend am Boden, jene lebensprühenden Formen erstarrten im Eise. Aber schon regten sich neue entwicklungsfähige Keime in der heimatlichen Erde. Freilich, was daraus erwuchs, war anders geartet als die alte Kunst. Auch die Menschen sind anders, lebenskräftig mehr als lebensfreudig, frisch mehr als von der schönen Freiheit des Ideals, mehr Denker als Dichter, aber doch ein machtvolles, kühnernstes und energisches Geschlecht, bei allem Aufwärtsstreben immer praktisch und besonnen. Mit rascher Hand packen sie zu, wo es gilt Gutes zu ergreifen und auszubilden, in Kunst und in Wissenschaft. Und alle, die dem neuen Morgen deutschen Geisteslebens mit zum Anbruch verhalfen, die Humanisten und Reformatoren, diese prachtvollen Renaissancemenschen, sie entspriessen dem Nährboden des fünfzehnten Jahrhunderts.

Die Bedeutung der Zeit gibt auch ihren einzelnen literarischen Denkmälern ihre Bedeutung. Individuelle Werte darf man freilich nur in bescheidenstem Masse erwarten, um so mehr aber typische, symptomatische.

Der Erkenntnis des 15. Jahrhunderts soll auch die folgende Arbeit dienen. Aus handschriftlichem Material wird noch Manches zu ergänzen sein. Doch konnte ich wenigstens die Schätze des Augsburger Archivs dank den liebenswürdigen Mitteilungen seines Direktors, Herrn Dr. Pius Dirr, zum Teil ausbeuten. Auch von der Verwaltung der Augsburger Stadtbibliothek erhielt ich bereitwillige Auskunft. Herr Dr. Dirr machte mich ausserdem noch darauf aufmerksam, dass das Kgl. Bayer. Reichsarchiv eine ziemliche Anzahl älterer Augsburger Archivalien besässe. Eine Anfrage ergab aber ein negatives Resultat. Die Bibliotheken zu München und Heidelberg überliessen mir die nötigen Handschriften, wobei die hiesige königliche Bibliothek freundlichst vermittelte. Allen diesen Ver-

waltungen, besonders Herrn Dr. Dirr, sage ich hier meinen besten Dank.

Danken muss ich auch meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. Gustav Roethe, der mir die Anregung zu dieser Arbeit gab und sie während ihres leider recht langsamen, weil oft unterbrochenen Werdens mit unermüdlichem Anteil begleitete.

# I. Thomas Prischuch.

Das Geschlecht der Prischuch war in Augsburg altansässig. Clemens Sender[1] und Hector Mülich[2] führen es unter den eingeborenen vornehmen Patrizierfamilien an, *die ewiglich rat vnd recht solten besitzen, vrtail vnd recht sprechen zu merer erhöhung vnd auffnemung diser stat.*

Die Ueberlieferung ist dürftig genug. Nur durch hundert Jahre etwa fliessen die Quellen reichlicher, glücklicher Weise gerade für die Zeit unseres Dichters, aber auch hier sind wir nur auf einzelne urkundliche Nachrichten und einige wenige Angaben in den Chroniken der Stadt angewiesen. Um ein möglichst sicheres Bild zu gewinnen, habe ich alle vorhandenen Anhaltspunkte benutzt und so auch manches Fernerliegende in die Darstellung hereingezogen. Die folgende Zusammenstellung der gefundenen Daten ruht vor allem auf den Chroniken der dtsch. Städte Bd. IVf., XXIIf., XXV = Augsburg. Chroniken Bd. I—V [AChr. I—V], auf Paul von Stetten jr., Geschichte der adelichen Geschlechter in der freien Reichs-Stadt Augsburg etc. Augsb. 1762 [vSt.], dem die Steuerbücher, Hochzeitsbücher u. v. a. aus dem Archiv seiner Vaterstadt zu Gebote standen; dann auf den wertvollen Mitteilungen des Direktors des Augsburger Stadtarchivs, Herrn

1. AChr. IV, S. 10.
2. AChr. III, S. 340.

Dr. P. Dirr (AA). Ausserdem wurden benutzt: P. v. Stetten sen., Geschichte der reichsfreien Stadt Augsburg. Frankfurt u. Leipz. 1743. 58. 2 Bde. [AG]; A. v. Steichele, Das Bisthum Augsburg. 5 Bde. Augsb. 1861—89 [St, B]; derselbe, Archiv für die Geschichte des Bisthums Augsburg. 3 Bde. Augsb. 1854—60 [Arch.]; Chr. Meyer, Urkundenbuch der Stadt Augsburg. Augsb. 1874. 78 [Meyer]; Gasser, Annales Augstburgenses (Joh. Burk. Mencke, Script. rer. Germanic. 1728. tom. I Sp. 1314—1953) [Annal.]; Joh. Georg Lotter, Historia vitae atque meritorum Conradi Peutingeri, Augustani (edid. T. A. Veith) Lipsiae 1783 [Lotter]; die Monumenta Boica und die Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg. Augsb. 1874ff. [ZhV.].

1. 1200, *Constantin Prichuoch* (?), vermählt mit einer von Rappenstein. Dessen Sohn
2. ? *Leonhard*, vermählt mit Anna von Helmstatt, hinterliess 3 Söhne. vSt. S. 128.
3. 1336, *Ulrich* P. als Ritter erwähnt. AG I 97.
4. ? *Thomas*; seine Söhne *Ulrich* und *Constantin*. vSt. S. 129.
5. 1346, erwähnt das Steuerbuch (das älteste in Augsburg noch vorhandene) zwei Steuernde dieses Namens, einen Mann und eine Frau (AA).
6. 1351, *Utz* (Ulrich) *Breyschuch* (Steuerbuch).
7. 1355, 57 und 59 desgleichen, 59 neben zwei andern Trägern des Namens (AA).
8. 1363, Ulrich, der alte Ilsung, Bürger zu Augsburg, vermacht in seinem Testament vom 31. Oktober „*Ulrichen dem Bryschuch, des alten Bryschuchs sun, den fraw Adelheid meiner swester tochter bey ym gehabt hat, vnd seinen erben*“ 10 Pfund „*leipting gälts*“ und sein „*bierbrewhaus vnd hofsach*“. Ausserdem seiner „*lieben mumen Agnesen ze sant Katherinen, des alten Pryschuchs tochter*“, etliche Pfund Pfennig. Meyer II S. 114 ff.
9. 1366, *Hermann P.* vSt. S. 129.
10. 1368, zwei Brüder Breyschuch ohne Vornamen (Steuerbuch) (AA).
11. 1368, *Constantin* tritt in den Verband der Zünfte.
12. 1368, *Ulrich, der jung Brischuch* unterzeichnet am 24. Nov. den sog. ersten Zunftbrief als Mitglied des Rates. AChr. I, 133.

13. 1372, 27. Mai. *Ulrich Breischuech* und vier andere Mitglieder des Rates, *auf die der krieg gesetzt was*, stimmen in der Fehde mit denen von Freiburg gegen ein Bündnis mit Herzog Friedrich von Baiern. AChr. II, 3. vergl. AChr. I, 26.
14. 1372, 20. März. Hans und Hartmann, die Aunsorgen, Johannsen des Aunsorgen sel. Söhne, Bürger zu Augsburg, verkaufen ihre Vogtei, das Gericht und alle ihre Rechte zu Bergen, Lehen von dem Bischof zu Augsburg, an *Ulrich Brischuech*,[3] Bürger daselbst. Mon. Boic. XXXII, 2. S. 457.
15. 1376, Nov.: *„it. 39 pfd. d. dem burgermeister dem Bitschlin und die mit im ritten H. Herwort, Joh. Pryor, Pauls Pfettner, Ulrich Pryschuch, Ulrich Tenndrich vnd die andern gen Laugingen, do sie den Kuning verdarbten vnd auch umb den kessel, do man yn inne versod“*. Rechnungsbuch vom Jahre 1376 Legat. AChr I, 50[2].
16. 1379, 5. Aug. *Hainrich der älter Herwort, burger zu Augspurg, vnd seine fraw Clara* verkaufen ihr Haus, Hofsache und Baumgarten zu Augsburg bei Unserer Frauen Brüder zwischen den Gesässen Paulsen des Pfettners und *Ulrich des Brischuchs* gelegen an Martin den Hotter[4] und seine Frau Anna. ZhV. 1876. S. 325.
17. 1392, 23. Juni. Hainrich Herwort und seine Frau Clara verkaufen ihr Haus, Hofsache und Baumgarten bei Unserer Frauen Brüder Kloster zwischen *Ulrich des Breischuchs seel.*[5] und Johannsen des Mangmeisters Häusern und Hofsachen gelegen an Ulrichen den Chuntzelmann. ZhV. 1876. S. 326.
18. vor 1393. *Sciendum quod Vdalricus breyschn̊ch civis Aug. testatus fuit huic conventui L flor. unger vnd bechem, pro quibus testamentarii sui emerunt domum annexam nostro cimiterio utraque ex litera conuentus que incipit: „In gottes namen Amen Ich hans der alt lauginger etc.“ Dat. Anno mccclxxxxiij.* Randbemerkung des Priors des Karmeliterklosters und von St. Anna zu Augsburg, Matthias Faber (geb. 1479), zu einer dem Kloster ausgestellten Urkunde vom Jahre 1406. ZhV. 1878. S. 313.
19. 1402, Steuerbuch pag. 15[a] Rubrik „Von der Dachsin“[5a]: *Item Herman*

---

3. Der Text der Mon. hat fälschlich *Brischinh.*

4. Wohl derselbe Martin Hotter, der neben Ulrich als *ratgeb* den Zunftbrief mitunterzeichnet.

5. 1421 finden wir einen Paulus Lang im Besitz des Ulrich und seinen Erben gehörenden Hauses. S. ebenda, S. 331 f.

*Preissschuch dat 9 guldin, uxor s. dt. 6 guldin, filius suus dat 5 guldin. Et pueri filiae.* (AA.)

20. 1403, Steuerbuch pag. 16[a] Rubr. dieselbe: *Item Herman Breuzschuch dat 4½ guldin. Et filius ejus dat 4 guldin 8 β, uxor dat 2 fl. Et pueri filiae.* (AA.)
21. 1404, Stb. pag. 11[d]. Rubr. dieselbe: *Item Thoman Preissschuch dat 4 guldin 8 β uxor sua dt. 2 guldin, filii sororis dt. 2 guldin* (AA).
22. 1404, *Leonhard Br.* vSt. S. 129.
23. 1405, Stb. pag. 10[d]. Rubrik dieselbe: *Item Thoman Preyschuch dat 5 guldin, uxor sua de pueris dat 2 guldin 12 β, filii sororis* (AA).
24. 1406, ibd. 11[b]. Rubrik dieselbe: *Item Thoman Preyschuch dat 5 guldin, uxor sua dat 2 guldin 7 β. pueri ejus* (AA).
25. 1407, ibd. pag. 10[c]. Rubrik dieselbe: *Item Thoman Preyschuch dat 5 guldin, uxor sua dat 2 guldin 11 β, filia korherin, pueri uxor* (AA).
26. 1408, ibd. pag. 10[d]. Rubr. dieselbe: *Item Thoman Preyschuch dat 5 guldin, pueri uxor dt. 2 guldin 1 ort* (AA) u. s. w. bis 1418.
27. 1413, (15[a]) *Thoman der Preyschuch* befindet sich seit der *spane und zwayunge* zwischen Ernst von Baiern u. Friedrich von Oesterr. einerseits und Augsburg u. andern Reichsstädten Schwabens anderseits in Gefangenschaft des Ritters Ulrich v. Weyspriacker, Hofmeisters von Tirol und Kammermeisters des Herzogs Friedrich von Oe. und seiner Gemahlin Anna. Der Rat sendet deshalb Georg Plossen mit Brief an Friedrich, Anna u. U. v. W. Missivbuch No. 165. Band I[b] (AA).
28. 1418, Thomas Brischuch unter andern Patriziern als Anhänger Friedrichs von Graffenegk in dem Bischofsstreit. Mon. Boic. XXXIV. 1, 234.
29. 1418, Thomas Prischuch dichtet *„Des consilis gruntvest“* und *„Der beschluss des Consilys ze Costitz. schlossred von küng Sigmunds lobred.“*
30. ? Thomas empfängt von König Sigmund ein neues Wappen.
31. 1418, Steuerb. pag. 14[a]. Von der Dachsin: *It. Thoman Breyschuch dt. Lx (= 40) guldin. pueri uxor* (ohne Steuer) (AA).
32. 1419, Steuerbuch pag. 13[b]. Von der Dachsin: *Item Thoman Breyschuch dt. 40 guldin. pueri uxor* (AA).
33. 1420, Steuerb. pag. 14[d]. Von dem Dieppolt: *Item R. preyschůhin dt. 40 guldin* (AA).

---

5a. „Von der Dachsin“, „Vom Diepold“, „Vom Langenmantel“: die Steuerpächter, unter deren Namen im Steuerbuch die Abgaben verzeichnet wurden.

34. 1425, Anna Breyschuch, die Witwe des Thoman Breyschuch, stiftet am 4. Juni ein Seelhaus. Diese Urkunde, die in den Händen der Familie war, ist verloren gegangen. Ihr Wortlaut ist aber in dem Gerichtsbrief vom 27. Jänner 1487 erhalten (s. u.). ZhV. 1876, 282.
35. 1428, Steuerb. Vom Diepold: *It. Preyschuchin dat 29 fl.* (AA).
36. 1428, Steuerb. Rubrik Vom Ror: *It. Stephan Hangenor dt. 7 flt frater ejus Görig + Preyschuch 3 guld.* (AA).
37. 1429, Steuerb. Vom Diepold: *It. Preyschuhin dt. 30 fl. 3 gr.* (AA).
38. 1429, Steuerb. Vom Ror: *It. Stephan Hangenor dt. 7 fl. Jörig, frater ejus + Preyschuch 3 guld.* (AA).
39. 1430, Steuerb. Vom Diepold: *It. Preyschuchin dt. 30 fl. 3 gr. Thomas ir sun dat 1½ guld. von aim Zehenden* (AA).
40. 1430, Steuerb. Vom Ror: *Stephan Hangenor dt. 7 fl. Jörig, frater dt. 1½ fl.* (AA).
41. 1430, *Arseruntque mox XXVI ejusdem mensis* (Januar) *aedes aliquo. in foro boario, alii suario legunt, suntque ob ingens flammarum periculum tunc viginti sex, quod in ea usque tempora insuetum auditu fuerat, ad classici campanam percussiones a Breisschuchio illius custode factae.* Annal. Sp. 1579.
42. 1430, *des jars was ain grosse prunst an dem Ferchermarckt hie vnd verpran meiner anfrawen der Breischüchin ir stallung an irem haus auch des mals; man schlůg zu 23 malen an die sturmglocken. beschach des nechsten tags nach conversionis Pauli.* AChr. III, 72.
43. 1431, Steuerb. Vom Diepold: *It. Preyschuchin dat 30 fl. 3 gr. Thomas, filius dt. 2 gulden* (AA).
44. 1431, Steuerb. Vom Ror: *Stephan Hangenor dt. 7 fl. Jörig, frater ejus 1½ fl. Thoman Preyschuch tut mater ejus* (AA).
45. 1432, Steuerb. Vom Diepold: wie 1431.
46. 1432, Steuerb. Vom Ror: *It. Stephan Hangenor dt. 7 fl. Jörig frater 1½ gulden* (AA).
47. 1433, Steuerb. Vom Diepold: *It. filii Preyschuchin dant 30 fl. 3 gr. Thomas Br. dt. 2 gulden* (AA).
48. 1433, Steuerb. Vom Ror: *It. Stephan Hangenor dt. 7 fl.* (AA).
49. 1434, Steuerb. Vom Diepold: *It. Constantinus Preyschuch dt. 11 fl. Thomas Pr. dt. 9 fl. 2 pfd.* (AA).
50. 1434, Steuerb. Rubrik Vom Langenmantel: *It. Thoman Preyschuch* (ohne Steuern!) (AA).
51. 1435, Steuerb. Vom Diepold: *It. Constantinus Preyschuch dt. 11 fl. Thomas frater ejus* (durchstrichen!) (AA).
52. 1435, Steuerb. Vom Langenmantel: *It. Thoman Preyschuch 9 fl. 2 pfd.* (AA).

53. 1436, Steuerb. Vom Langenmantel: *Thoman Breyschuch dt. 9 fl. 2 pfd.* (AA).
54. 1436, Steuerb. Vom Diepold: *It. Constantinus Breyschuch dt. 11 fl.* (AA).
55. 1437, *mense Decembri. Thomas Breischuchius* unter vielen anderen Patriziern als ein *sacrae legis peritus, sacrae illius (Westphalicae) taciturnitatis votus collega* erwähnt. Annal. Sp. 1590.
56. 1437, Steuerb. Vom Langenmantel: *Thoman Breyschuch frater ejus dt. 9 fl.* (*frater* durchstrichen!) (AA).
57. 1437, Steuerb. Vom Diepold: wie 1436.
58. 1438, Steuerb. Vom Langenmantel: *Thoman Breyschuch dt. 9 fl. 2 pfd. frater ejus dt. 9 fl. 1 ort 2 β* (AA).
59. 1438, Steuerb. Vom Diepold: wie 1436.
60. 1439, Steuerb. Vom L.: *Thoman Breyschuch dt. 9 fl. 2 pfd. frater ejus Ulrich dt. 5 fl. et juravit* (AA).
61. 1439, Steuerb. Vom Diepold: *Crista Preyschuch dt. 8 fl. et juravit* (AA).
62. 1440, Steuerb. Vom L.: *Thoman Breyschuch dt. 9 fl. 2 pfd.* 1441 bis 1444 erscheint er nicht mehr an dieser Stelle (AA).
63. 1440, Steuerb. Vom Diepold: *Cristan Preyschuch dt. 8 fl.* (AA).
64. 1441, Steuerb. Vom Diepold: *Thoma Preyschuch dt. 7 fl. 2 pfd. 8 d. von aim libting 2 guld. Crista, frater ejus dt. 3½ fl.* (AA).
65. 1441, Steuerb. Vom Diepold: *Ulrich Preyschuch dt. 2½ fl.* (AA).
66. 1442, Steuerb. Von Sant Anthonino: *It. Constantinus Preyschuch dt. 3½ fl.* (AA).
67. 1442, 11. Juli. Hainrich von Hall, B. z. A., und Katharina seine eheliche Wirtin verkaufen den geistlichen Brüdern Herrn Johannsen Aepp Prior und dem Konvent um 160 fl. rh. ihren Hof zu Neuweiler in Veldern; unter den Zeugen als erster Thoma Breysschuch. ZhV. 1879, S. 98.
68. 1443, Thomas, Mitglied des grossen Rates. vSt. 171.[6]
69. 1443, Steuerb. Von Sant Anthonino: *It. Constantinus Preyschuch dt. 5½ guldin per se et uxor. It. Ulrich Pr. dt. 2½ fl.*
70. 1444, Steuerb. Von Sant Anth.: *It. Constant. Preyschuch dt. 5½ guld. Ulrich frater dt. 2½ fl.*
71. 1444, Pflegbuch pag. 177. *Item Thoman Breyschůch und Vlrich Fuchs sind pfleger Herr Hansen Loys vicariers zů dem Thům saeligen Sun Petters, der zu seinen tagen noch nicht kommen ist . . . . . Geben vnd geschriben uff donrstag nach sant Bartholomeustag Anno 1444.*

---

6. Die Ratsprotokolle bestätigen diese Angabe nicht nur für 1443, sondern auch für 1444, 1446 und 1447.

72. 1445, Steuerb. Von Sant Anthon: *It. Ulrich Preyschuch dt. 4 pfd· 14 ß 2 dn.*
73. 1445, Steuerb. Vom Langenmantel: *Thomann Breyschuh dt. 8 fl. jur. res. commissa 166 dn.*
74. 1446, Steuerb. Von Sant Anth.: *It. Ulrich Preyschuch dt. 1 guld. 14 dn. juravit.*
75. 1446, Steuerb. Vom Langenmantel: *Thoman Breyschuh dt. 8 fl. res commiss. dt. 1 pfd. 2 ß.*
76. 1447, Steuerb. Vom Rappold: *Thomann Breyschuch dt. 8 fl juravit.*
77. 1447, Thomas Br., B. z. A., verehelicht mit Magdalena Hangnor, verkauft die Zehend zu Teferdingen um 400 fl. rhein. als bischöfl. Lehen an den Dompropst Hainrich Truchsäss und den Domdekan Gottfried Harscher. Arch. II, 381.
78. 1448, Steuerb. Von Sant Anth.: *It. Constant. Preyschuch dt. 4 fl. 2 pfd. It. Ulrich Preyschuch dt. 12½ Guld.*
79. 1448, Steuerb. Vom Rappold: *Thoman Preyschuch dt. 7 fl.*
80. 1460, Thomas als Besitzer grosser Güter zu Anhausen. vSt. 171.
81. 1462, Steuerb. pag. 34b Vom Jörigen Onsorgen: *It. Thoman Breyschůch dt. XXVI gulden.*
82. 1464, *Am samstag nach ostern* (= 7. April) *um mittagzeit hat man zů sant Urlich das sacrament in ainer silberin köffs, 70 fl. werdt, in der kirchen gestollen. das hochwirdig sacrament ist darnach in der frauen stiellen gefunden worden.*

    *Man hat hie gefangen Jergen Hangenor und sein sun und Urlich Breyschůch und sein weib und ander mer, der namen ich nit tharr schreiben. Man sagt, sie hetten gestollen.* AChr. IV, 38.
83. 1468, 23. Juli. Johannes Weilheimer, Provincial und Prior nebs Konvent bezeugen, dass Thoman Breisschuch, B. z. A., um 23 fl. rhein. einen ewigen Jahrestag für seine Hausfrauen Magdalena und Felicitas seelig erkauft . . . . . Im Fall der Versäumnis zahlen die Brüder an des Stifters Erben 1 fl. rhein. aus des Klosters Gütlein zu Leytershofen, das sie von Thoman Br. haben und ohne seinen oder seiner Erben Willen nicht verkaufen dürfen. ZhV. 1879, S. 211.
84. 1474, Constantin zum letzten Male im Steuerbuch (AA).
85. 1478, Pflegbuch pag. 486: *Item Hans Renhart und Thoman Preyschuch sind pfleger Jörigen und Hannsen der Ressen Kristan Resen saeligen kinder . . . . Das ist geschechen achttag vor Sannt Bartholomaeustag Anno 1478 Jar.*
86. 1479, 22. Januar. *Ich, Anna Sighartin Constantin Breyschuchs säligen eeliche gelassene wittwe, Burgerin zu Augspurg, bekenn . . . ., dass ich . . . . meinen hofe zu Riedsennd gelegen, . . . . .*

*der von Frantzen Sighart, meinem vatter, vnd Elisabethen seiner eelichen wirttin meiner lieben mutter säligen Erbschaftsweise vff mich komen . . . ist . . .., verkauft . . habe dem erwirdigen . . . Hainrichen . . . . Abbt des Gotzhauses zu sannt Vlrich vnnd sannt Affren hie zu Augspurg seinem Convente Gotzhauss vnd allen iren nachkommen vmb viertzig Guldin reinischer iärlichs leypp ting gelltz vff mein vnnd Constantin Br. meins eewirts salligen suns leybe vff zway zille in dem Jar zegeben nach Innhallt des versigellten leypptingbrieffs . . . . . .* Mon. Boic. XXIII, 591.

87. 1486, Wolfgang, des Thomas Sohn, verheiratet sich mit Katharina Ehemin. vSt. S. 171.

88. 1487, Wolfgang klagt am 27. Jänner auf Grund einer Urkunde von 1425 (s. o.) gegen die *beständer* der Güter des Breyschuch'schen Seelhauses um Lieferung der fälligen *metzen oel.* ZhV. 1876, 282.

89. 1489, Cristein Breischuch sieht einem Turnier Marx Walthers zu. AChr. III. 382.

90. 1492, Das burgauische Feuerstattguldenregister von 1492 nennt unter den Gutsinhabern zu Scheppach an vierter Stelle Wolfgang Preischuch, B. z. A., mit 5 Feuerstellen. St., B. V, 748.

91. 1507, Felicitas Breyschuch heiratet einen Hans Schenk von Schenkenberg (AA).

92. 1526, Wolff Breyschuch, Sohn des obigen, heiratet eine Barbara Höchstetter (AA).

93. 1536, Wolfgang Breyschuch u. v. a. als *lehenlent des bischoff Christoffen von Augspurg.* AChr. IV, 403.

94. 1538, Wolff der jüngere wird wieder unter die Geschlechter aufgenommen. AG I, 352.

95. 1548, Wolff Mitglied des grossen Rates. vSt. 171.

96. 1562, Wolff der jüngere † (AA).

97. ? Constantin, Wolffs Sohn, stirbt ehelos (?) vSt. 172.

Das Geschlecht erscheint urkundlich zum ersten Male im Anfang des 13. Jh. mit Constantin. Schon in der zweiten Generation darauf zerfällt es in drei Linien (Urk. 2). Ein Mitglied der vierten oder fünften Generation ist wohl Ritter Ulrich Preischůch (Urk. 3), zur fünften Generation gehört vielleicht der Thomas Urk. 4. In ihm scheint nur noch eine jener drei Linien fortzuleben: das älteste Augsburger Steuerbuch von 1346 nennt nur zwei Träger des

Namens, einen Mann und eine Frau (Thomas und sein Weib?). Er hinterlässt zwei Söhne, Ulrich und Constantin (Urk. 4), und eine Tochter Agnes, wenn Th. mit dem in Urk. 8 erwähnten alten Bryschuch identisch ist. In diesem Falle kennten wir auch seine Frau: es war eine Nichte des alten Ulrich Ilsung (Urk. 8), namens Adelheid.

Der älteste (?) Sohn Ulrich kommt von 1351 an des öfteren in den Steuerbüchern vor, 1351 als Utz Breyschuch, 1368 erscheinen zwei Brüder ohne Vornamen, vielleicht wieder Ulrich und Constantin (Urk. 10). Im selben Jahre tritt Constantin in den Verband der Kaufleutezunft, Ulrich dagegen unterzeichnet als Mitglied des Rates den sog. ersten Zunftbrief (Urk. 11 und 12). In hoher amtlicher Stellung zeigen uns Ulrich dann die Urkunden 13 und 15. Seine finanzielle Lage wird durch die Urkunden 14, 16 u. 18 bestimmt. Vor dem 23. Juni 1392 muss Ulrich gestorben sein (Urk. 17).

Ob einer von beiden Söhnen männliche oder weibliche Erben hinterlassen hat, ist ungewiss, denn der Passus *und seinen erben* in dem Testamente des alten Ilsung (Urk. 8), setzt ihre damalige Existenz für Ulrich nicht voraus. 1366 zuerst erscheint ferner ein Herman P., der sich in den Steuerbüchern bis 1403 verfolgen lässt. Vielleicht war auch er ein Sohn des Thomas. Dafür spricht der Umstand, dass Ulrich mehrfach neben ihm genannt wird (AA).

Der Sohn dieses Herman nun war Thomas (Thoman) Breyschuch, da er mit derselben Steuer wie der Sohn Hermanns im Jahre 1403 erscheint und alle diese Einträge sich an derselben Stelle, unter der Rubrik „Von der Dachsin", finden; ausserdem werden 1404 die pueri einer filia des Herman (1403) nunmehr als pueri sororis des Thoman erwähnt (Urk. 19 u. 20).

Thomas war selbst verheiratet (Urkk. 20f., 23—25) und hatte Kinder (Urk. 24), darunter einen Sohn, der

1407 schon verheiratet war (Urk. 25), und eine Tochter (ebd.). Thomas starb 1419 (Urkk. 26, 31 f). 1422 nämlich erscheint im Steuerbuch ungefähr an der Stelle, wo sich früher Thomas befand, eine Preyschuchin und bereits 1420 (Urk. 33) erscheint sie unter der Rubrik „Vom Diepold", unter der jetzt die Rubrik „Von der Dachsin" eingereiht ist, also an derselben Stelle, wo noch 1419 Thomas stand (AA). Da ausserdem der Steuersatz derselbe ist (40 fl.), so muss diese Preyschuchin, die nach Urk. 34 Anna hiess, die Wittwe des Thomas sein. Frau Anna kommt weiterhin immer unter der Rubrik „Vom Diepold" mit wenig schwankendem Steuersatz bis 1433 vor (s. Urkk. 33, 35, 37, 39, 43—45 u. 47), in welchem Jahre die *filii Preyschuchin* dieselbe Steuer zahlen, wie 1432 noch die Mutter.

Wer waren nun diese filii? Einmal ein Thomas (Urk. 39: *Thomas, ir sun, dt. 1½ guldin von aim Zehenden*), weiter Constantin (Urkk. 51, 49), Ulrich (Urkk. 60, 65, 69, 70, 72, 74, 78) und Cristan (Urkk. 64, 63, 61). Dazu noch eine Tochter (s. o.).

Verfolgen wir zunächst das Leben der letzten drei Brüder. Constantin lässt sich in den Steuerbüchern bis 1474 nachweisen (Urk. 84): 1479 war er jedenfalls schon tot (Urk. 86). Er war verheiratet mit einer Anna Sighart und hinterliess einen Sohn (ebd.).

Ein Ulrich ist bis 1477 nachzuweisen (AA). Ob derselbe noch mit jenem Sohne des älteren Thomas identisch ist, ist nicht sicher; ebensowenig, ob sich die Urk. 82 auf ihn bezieht. Vielleicht ist beidemale an einen Sohn des ersteren zu denken. Jedenfalls war jener wegen Diebstahlsverdacht gefangen gehaltene Ulrich verheiratet und stand in Verbindung mit einem Jörg Hangenor, also aus derselben Familie, mit der die Breyschuchs eng befreundet und verschwägert waren. Da ein ungefähr gleichaltriger Jörg H. nachzuweisen ist, ein jüngerer aber ebensowenig wie ein jüngerer Ulrich B., so gewinnt die Annahme, unter

dem Ulrich der Urk. 82 sei der Sohn des Thomas gemeint, an Wahrscheinlichkeit. — Cristan Breyschuch kann ich urkundlich nicht mehr belegen. Der Urk. 83 erwähnte Cristein ist kaum mit ihm zu identifizieren.

Nun zu Thomas. Ich halte ihn für den ältesten Sohn, weil er zuerst von den Brüdern als selbständiger Steuerzahler auftritt. So wird unter der pueri uxor (Urkk. 25f. 31f.) wohl auch seine Gattin zu verstehen sein. Diese Frau war eine geborene Hangenor, mit Vornamen Magdalena (Urk. 77 u. 83). Thomas hätte sie dann spätestens 1407 geheiratet und wäre etwa 1387 geboren. Da sein Vater erst 1419 starb, sind die Urkk. 27, 28, 29 u. 30 nicht mit Sicherheit auf ihn zu beziehen, und damit wird die Autorschaft der beiden Gedichte fraglich; wir könnten sowohl den Vater wie den Sohn als den Verfasser ansehen. Sicher auf den Sohn beziehen sich die Urkk. 36, 38f., 43f., 45, 47, 49—53, 55f., 58, 60, 62, 64, 67f., 71, 73, 75—77, 79f. u. 83. Doch steckt hier an einer Stelle eine Schwierigkeit. Die Steuerlisten von 1419—1427 weisen den Namen Thomas Br. nirgend auf; 1434 aber erscheinen plötzlich zwei Träger dieses Namens im Steuerbuch. Sind die beiden identisch?

In den Urkk. 36 u. 38 vom Jahre 1428/29 steuert ein Breyschuch unter der Rubrik „Vom Langenmantel" zusammen mit dem frater des Stephan Hangenor, Görig H. 3 Gulden. Dies wird unser Thomas sein, der ja mit einer Schwester oder Tochter des Stephan Hangenor verheiratet ist. Beide steuern zusammen für ein *lipting* (s. Urkk. 39 u. 60), das ihnen als Verwandten auf irgend eine Weise gemeinsam zukam. Seit 1430 steuert jeder die Hälfte an seiner Stelle, Görig Hangenor unter der Rubrik Vom Ror, und Thomas Br. neben der Preyschuchin als *ir sun* unter der Rubrik „Vom Diepold". In dem Eintrag unter der Rubrik „Vom Ror" 1431 ist ausdrücklich gesagt, dass Thomas nun mit seiner Mutter weitersteuert.

1434 stehen Constantin und sein Bruder Thomas an der alten Stelle „Vom Diepold", jeder mit seinem Steuersatz, Thomas aber ausserdem noch ohne Steuerbetrag unter „Vom Langenmantel".

1435 steht dann nur noch Const. an der alten Stelle, Thomas ist dort durchstrichen und dafür unter „Vom Langenmantel" mit derselben Steuer vermerkt, wie noch im Vorjahre unter „Vom Diepold" neben seinem Bruder Constantin. Auch hier sind also die beiden Thoman Br. sicher identisch (AA.), und die Existenz eines zweiten Thoman Br. ist hierauf nicht zu gründen.

Thomas Br. ist in den Steuerbüchern bis in die 70 er Jahre weitergeführt. Ich beziehe alle diese Einträge noch auf unsern Thomas und wage es zögernd auch noch mit der Urk. 85 vom Jahre 1478. Warum sollte er nicht ein Alter von 90 Jahren oder mehr erreicht haben? Zweifelhaft wird Letzteres allerdings durch folgenden Umstand. Das von der Mutter Anna Br. 1425 gestiftete Seelhaus (Urk. 34) erscheint in den Urkunden von 1456 an immer als *Bryschuchs selhauss*. 1469 taucht plötzlich die Bezeichnung *der Bräuschuchin selhauss* auf, und so bleibt's nun bis zur Aufhebung des Stiftes 1529. Wohl möglich, dass Thomas, der allbekannte Patrizier, das Stift bis zu seinem Tode getreulich verwaltet hat, wie wir das später seinen Sohn Wolff ebenso tun sehen (Urk. 88). Erst jetzt, nach Thomas' Tode, erinnerte man sich wieder der eigentlichen Stifterin. Daraus könnte dann etwa 1469 als Todesjahr unseres Thomas folgen. Jedenfalls wissen wir, dass er am 23. Juli 1468 noch gelebt hat (Urk. 82).

Beide Thomas kommen für unsere Gedichte als V e r f a s s e r in Betracht. Ich möchte mich eher für den S o h n entscheiden. Von dem Vater ist irgend welche amtliche Tätigkeit im Dienste seiner Vaterstadt nicht bezeugt, von dem Sohne dagegen in grossem Umfange. Auch der Grossvater Hermann tritt nirgend hervor. So

scheint erst mit dem jungen Thomas die Familie eine öffentliche Rolle zu spielen.

Thomas Dienste für die Stadt sind mannigfaltiger Art. In welcher Eigenschaft er 1412 oder 13 in die Gefangenschaft Ulrichs von Weispriach geraten ist, wissen wir nicht. Vielleicht als Militär. Ebensowenig, wann er als Zwölfer der Kaufleutezunft in den grossen Rat gekommen ist. Bezeugt ist uns dies erst seit 1443, geschah aber jedenfalls viel früher; wenn wir die Urk. 41 auf ihn beziehen dürfen, so hätte er schon vor 1430 im Rate gesessen, denn die Würde eines custos classici wurde nur einem Ratsherren übertragen.[7] An den nötigen Konnexionen fehlte es ihm nicht. 1427 z. B. war sein Schwiegervater oder Schwager Stephan Hangenor erster Bürgermeister.[8]

Sicherlich ist Thomas wiederholt als Gesandter oder wenigstens als Mitglied einer Gesandtschaft auch ausserhalb der Stadtmauern tätig gewesen. So war er mindestens einmal in Konstanz während des Konzils. Das bezeugen verschiedene Stellen in *Des consilis gruntvest* (s. u. S. 36) und dann seine eigenen Worte in dem kleineren Gedichte *Des consily schlossred,* vorausgesetzt natürlich, dass er der Autor ist. Es heisst dort (Vers 6 ff.):

*Ich kam gen Costiz, ist nit lanck,*
*da vand ich wirdiclichen sitzen*
*vierundzwaintzig mit grossen witzen:*
*von dreyen bäbsten cardinal,*
*ain patriarch, der eren gral,*
*vnd etwe manig ertzbischöff.*

7. Vgl. hierzu ZhV. 1874. S. 356 ff., besonders S. 364.

8. Die Breyschuchs waren, wie die Urkunden zeigen, auch früher schon mit grösseren Familien verschwägert. Der ältere Thomas heiratete eine Nichte des alten Ilsung, die Witwe des alten Konrad Peutinger heiratete einen Preyschuch, und noch 1460 wissen wir von der Heirat Johannes Peutingers, eines Oheims des Dr. Konrad P., mit einer Barbara Preyschuch (s. Urk. 8, die Anmerkung 13 und Lotter, S. 4).

*Schlecht bischöff vss der fürsten höf,*
*die sach da mit gross honores,*
*vil werder maister, doctores . . . .*
*Bischoff vnd maister waren drissig.*
*von den fünf nacion flissig,*
*von dem consil in dar gegeben,*
*das sy in gotz lob solten heben*
*an, ain rechten babst erwelen.*

Dieser Aufenthalt müsste in die Zeit zwischen dem 15. Oktober 1416 und 11. November 1417 fallen. Denn an jenem Oktobertage trat erst die spanische Nation als fünfte in das Konzil ein, und am letzten Termin fand die Wahl Martins V. statt. Man darf wohl auf Grund von Thomas' Bemerkung, es sei nicht lange her, dass er dort gewesen (Vers 6), nahe an das zweite Datum heranrücken. Genaues konnte ich nicht ermitteln, obwohl Thomas von der Sitzung, der er beigewohnt hat, noch die spezielle Angabe macht, dass 54 Stimmen, nämlich 24 höhere Geistliche und 30 Bischöfe und Gelehrte, beisammen gewesen wären. Jedenfalls wird Thomas an einer der Gesandtschaften Augsburgs vom Jahre 1416 oder 1417 in irgend einer Eigenschaft teilgenommen haben.

Diesem Aufenthalt in Konstanz verdanken wir die beiden Gedichte, *Des consilis gruntvest* und *Der beschluss des consily ze Costitz, schlossred von küng Sigmunds lobred.*

In Konstanz sah er das Konzil in all seiner Pracht und Würde, die Unmengen der fremden Menschen, die als Vertreter in den kleinen Ort zusammengeströmt waren, und über allen stehend Sigmund, den Urheber und die Seele des Ganzen. Das bunte farbenprächtige Bild blieb in ihm haften und brachte ihn auf den Gedanken, an der Schilderung dieses Glanzes und Ruhmes sein dichterisches Können in grösserem Masse zu versuchen. 1418, *do sich der glentz allerst anviëng,* wurde die Grundveste *uss gemachet.* Da das Ende des Konzils darin nicht erwähnt wird

(22. April 1418), so war das Gedicht bereits früher beendet.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man die Vollendung in den Januar setzt, wo man noch nicht an ein baldiges Ende des Konzils dachte. Da nun Prischuch auch hier, schon Vers 174, von den *fünf herrlich nacion* spricht, so kann er frühestens im Oktober 1416 zu dichten begonnen haben, und man wird den Anfangstermin besser bis etwa in den Oktober 1417 herunterrücken.

Der Schluss des Konzils kam wider Erwarten plötzlich und überraschend. Am 22. April war alles vorüber. Da setzte sich unser Dichter zum zweiten Male an das Schreibpult und verfasste sein zweites Werk, die *schlossred.* Es schliesst mit den Versen:

*das ticht hat Thoman Pryschůch*
*vss gemacht, das dy warhait ist*
*da vierzechen hundert jar het Crist*
*ze Augspurg mer achzechen jar,*
*diuisio zwölfbotten, das ist war.*

d. h. er vollendete es am Freitag den 15. Juli 1418, also in etwa einem Vierteljahr.

Beide Werke sind wohl ohne Nebenabsichten rein unter dem Eindruck der Ereignisse und aus der aufrichtigen Empfindung der Verdienste des Königs entstanden. Schon ein Vierteljahr nach ihrer Vollendung bot sich die gute Gelegenheit, sie dem König zu überreichen und gleichzeitig der Vaterstadt damit einen grossen Dienst zu erweisen.

Am 3. Oktober hielt Sigmund seinen Einzug in Augsburg.[9] Herrlich und mit aller Pracht empfing man den König, der *billich sitzt vff ains kaisers sedel.*[10] Zuerst galt es den König in ihm zu feiern, zweitens vor allem, ihn als den „Friedensfürsten," der das Konzil zustande ge-

9. Zu diesem Aufenthalte Sigmunds in Augsburg vgl. AChr. III, 40b.
10. Schlossred, Vers 546.

bracht, geleitet und zum glücklichen Ende geführt hatte, zu ehren. Endlich aber empfing man in ihm noch den Gönner und Beschützer der Stadt, von dessen Willen vieles abhing. Eignete sich hier ein Lobgedicht auf die königliche Majestät, das ihn noch dazu als den Konzilsfürsten pries und von einem Augsburger verfasst war, nicht vortrefflich? Zumal da der König für Schmeichelei nicht unzugänglich war und selbst literarische Bestrebungen begünstigte? Gewiss, hier wird Thomas Prischuch sein Gedicht, ja vielleicht beide, dem Könige überreicht haben.

Der Erfolg blieb nicht aus. Erhielt die Stadt verschiedene Privilegien und Zusagen von Sigmund, so unser Thomas selbst die Gewährung, fortan ein neues, reicheres Wappen führen zu dürfen, das ein neues Emblem, zwei aufwärtsgerichtete Hörner mit Schwert, in dem nunmehr viergeteilten Schilde zeigte. Sigmund war, gleichzeitig von Geschenken der kostbarsten Art überhäuft, so geschmeichelt und erfreut, dass er an einem jener prächtigen Tanzfeste auf der Geschlechterstube teilnahm, wo er zum Schluss jedem Patrizierfräulein einen goldenen Ring verehrte. —

Ueber das weitere Leben unseres Dichters ist nicht mehr viel zu sagen. Jener Oktobertag des Jahres 1418 war ein Ehrentag für ihn. Die Huldbeweise der königlichen Gnade zeigten auch in der Bürgerschaft ihre Wirkungen. Des Dichters Ansehen war hochgestiegen und stellte ihn neben die *gewaltigen* seiner Vaterstadt, in deren Dienst sein Leben, wie es scheint, ruhig und eben verlief.

Im Dezember 1437 ist er als Schöffe in dem von dem Freigrafen zu Volmerstein, Heinke von Fornde, gegen einen Seitz Gablon angestrengten Prozess tätig, neben Stephan Hangenor, Konrad Vögelin, Hans Langemantel u. a. *freischöpfen vnd wissenden der hailigen haimlichen acht* (Urk. 55).[11]

11. Vgl. AChr. II, 414, Anmerkung 3.

Auch in Privaturkunden erscheint sein Name. So fungiert er 1442 als Zeuge bei einem Verkaufsvertrag (Urk. 67), ebenso 1447 als Verkäufer eines Gutes zu Teferdingen. —

Thomas war zweimal verheiratet, einmal mit der bereits erwähnten Magdalena Hangenor, und dann mit einer Felicitas, deren Zuname uns unbekannt ist. Die erste Frau lebte noch 1447 (Urk. 77), im Jahre 1468 waren beide tot (Urk. 82), denn in diesem Jahre stiftete der fromme, nun schon recht bejahrte Dichter den beiden Lebensgefährtinnen einen ewigen Jahrestag.

Die Vermögensumstände der Familie Breyschuch waren sehr günstige. Sie betätigte ihren Wohlstand wie ihre Frömmigkeit in reichen Legaten an das Karmeliterkloster und an St. Anna im Westen der Stadt in der Nähe des Gögginger Tores. So stiftete Ulrich, der *jung Breyschuch,* 1392 ein Legat von 50 fl. ungar. und böhmisch, mit dem wir den Konvent noch 1406 vorteilhaft wirtschaften sehen; unser Thomas noch 1468 ein Gütchen bei Leitershofen. Dazu kommt als fromme Stiftung das Seelhaus der Mutter. Aus Urkunden ist noch Genaueres über den Besitz der Prischuchs bekannt. Zweimal erscheint in Verkaufsurkunden ein Haus bei Unserer frawen brüder: am 5. August 1379 und am 23. Juni 1392. Als Nachbarhaus erscheint beidemal das des Ulrich Breischuch.[12]

Ein zweites Grundstück, an Ferchermarkt, gehörte einer Anna Breischuch, die aber nicht die Mutter unseres Dichters war.[13]

---

12. Bald nach seinem Tode wird das Haus in neue Hände übergegangen sein (s. Urk. 17).

13. Vgl. die Notiz Hektor Mülichs zum Jahre 1430 (s. Urk. 42). Wer war die dort erwähnte Breischüchin? Die Peutingersche Chronik (Augsb. Stadtbibl. Cod. Aug. 74) enthält dazu die Randbemerkung auf Blatt 53a: *Diss haus ist des alten Conrat Peutingers verlassen witib, so hernach den Preischuch gehebt hat, gewesen.* Unter dem *alten Conrat*

Die Stiftung eines Seelhauses erforderte auch grössere Mittel, denn ein solches Frauenheim wurde zumeist gar nicht, oder doch nur zum Teil aus Kapitalzinsen erhalten; es bezog vielmehr seine Einkünfte aus Gütern, die bei der Stiftung gleich miteinbegriffen wurden. Solcher Güter besass die Familie nicht wenige: zu Teferdingen, zu Anhausen, zu Leytershofen, zu Riedsend und zu Scheppach, wo Wolfgang, unseres Thomas Sohn, ein grosses Gut von fünf Feuerstellen innehatte. — So hatte auch Thomas mit Nahrungssorgen nicht zu kämpfen; im Gegenteil, er wird als Kaufmann[14] sein Vermögen noch vermehrt haben.

Thomas hinterliess einen Sohn Wolfgang, der sich 1486 mit Katharina Ehem verheiratete, ebenfalls Mitglied des Rates wurde und 1538 sich wieder unter die Geschlechter aufnehmen liess. Vielleicht ist jene Barbara Breischuch, die 1560 einen Oheim des Dr. Peutinger, Johannes P. heiratete[15], eine Enkelin unseres Dichters gewesen.

Mit dem 1562 verstorbenen jüngeren Wolf Breischuch erlischt der Name des Geschlechtes. Das Ende der Blüte Augsburgs, deren Sonne so manchen Namen heller erleuchtet hatte, lässt auch die Familie unsers Dichters in das Dunkel zurücktauchen. —

Thomas Prischuch ist ein einfacher, schlichter, frommer Mann. Sein bescheidenes Wesen spricht aus

---

*Peutinger* kann nur der Urgrossvater des Dr. Konrad Peutinger verstanden werden. Dieser *alte Conrat* war zweimal verheiratet, zuerst mit einer Elisabeth Erhard; dann (seit 1350) mit Anna Schmidmaier. Beider Sohn war Johann Peutinger, der Grossvater des Dr. Conrad. — Nur diese Anna Schmidmaier kann unter der bei Mülich genannten Breischüchin gemeint sein. Fraglich ist nur, wen man unter *den Preischuch* zu verstehen hat.

14. Ueber kaufmännische Tätigkeit der Familie habe ich keine sicheren Nachweise finden können. Meine obige Annahme stützt sich auf die Tatsache, dass Thomas 1443 als Mitglied des grossen Rates unter der Zunft der Kaufleute aufgeführt wird.

15. Lotter, S. 4.

seinen Werken zu uns. Nirgends eine Spur von Prätension. Er ist vielmehr bemüht, alles Verdienst von sich abzuweisen. Die Einkleidung in die Dialogform, die ihm nur einfache selbstverständliche Fragen übrig lässt und alle Kenntnisse auf seinen Gewährmann, den „maister", häuft, die Form der Anrede (der Dichter ihrzt den maister, dieser duzt den Dichter) zeugen dafür. Keiner ist wie er von der geringen Kraft seines dichterischen Könnens überzeugt, er vergleicht sich einem Kinde, das kaum a sprechen könne, erzählt uns die bekannte Legende von Augustin und dem Kinde am Meeresstrande (1381 ff.), um uns das Missverhältnis zwischen seiner Kunst und seinem Stoff recht deutlich zu machen. Und wie oft bricht er nicht in Worte aus ähnlich dem *ich dörft wol der kunst Halanis, das ich min ticht wislich volbrecht* (398 f.)! Das Einzige, worauf er stolz ist, ist sein Wissen. Hiermit prunkt er etwas selbstgefällig, aber nicht mit Worten, sondern durch die Art, in der er es anbringt. Die Wissenschaft ist sein Steckenpferd, sie füllte ihm die Stunden der Musse, die ihm seine redliche Tätigkeit für seine Vaterstadt übrig liess.

Der Sohn einer angesehenen und wohlhabenden Patrizierfamilie von werktätiger Frömmigkeit, hat Thomas Prischuch eine das bürgerliche Durchschnittsmass übersteigende Bildung genossen. Sein Wissen gipfelt, wie das des Mittelalters überhaupt, in der Theologie. Genauere Kenntnis der Bibel und Belesenheit in den Kirchenvätern, beides vielleicht im freundschaftlichen Verkehr mit dem Karmeliterabt und anderen Geistlichen gefördert, verbindet sich mit dem Studium der äusseren Organisation der Kirche. Diese gerade stand damals im Vordergrund aller Diskussion. Das Konstanzer Konzil hatte sich nicht zum geringsten Teile mit ihr zu befassen, begierig erwartete man die laufenden Nachrichten von dort, besprach sich über die Beschlüsse und Fortschritte der Verhandlungen und erörterte lebhaft die Berechtigung, den Wert oder

Unwert dieser Institution und jenes Anspruches der Kirche und kritisierte deren Mängel. Auch aus Prischuchs Gedichten spricht an erster Stelle ein lebhaftes kirchlich-religiöses Interesse. Sie weisen aber noch ein anderes Moment auf: eine offene, rückhaltlose Kritik an den Schäden der Kirche. Auch das ist ein Zug der Zeit. Ueberall regte sich damals ein grösserer Freimut im Denken und Urteilen, zumal in den Grossstädten, den Centren des Verkehrs und des Handels. Augsburg übernahm in dieser Beziehung für die nächste Zeit eine führende Rolle, und Thomas Prischuch spiegelt deutlich das geistige Niveau seiner Vaterstadt ab.

Augsburgs Lage machte es allen Kaisern wertvoll und ermöglichte der Stadt jene bevorzugte Stellung als Zwischenträger des mächtigen Levantehandels, wodurch der Reichtum, die Bildung, die kaufmännische und politische Sicherheit und Selbständigkeit des Augsburger Patriziers schnell in die Höhe kamen. Energie und Umsicht treten damals sowohl in der inneren als in der äussseren Politik deutlich zu Tage.

In jener handelte es sich wesentlich um zwei Dinge: die Stellung der Stadt zum Bischof und das Emporkommen der Zünfte. In beiden Punkten war die Stadt äusserst glücklich. Mit Erfolg hatte Augsburg die Uebergriffe Bischof Burkhards von Ellerbach abgewehrt, der *ain rechter böswicht, mainaid, trewlos vnd erlos was, wan er hett der statt Augspurg geschworn*[16]. Als er 1404 starb, kam eine kurze Zeit der Ruhe. Doch schon 1413 brachen neue lange Kämpfe aus, als Augsburg in Anselm von Nenningen und Friedrich von Grafeneck zwei Bischöfe auf einmal bekam[17]. Jener, vom Domkapitel erwählt, war

16. Vgl. AChr. I, S. 84, 5.

17. Vgl. die ausführliche Darstellung dieses Streites in AChr. II, S. 339ff.

in der Stadt äusserst missliebig. Um so mehr freute es die Bürger, dass er vom Papste nicht bestätigt wurde, und um so lieber nahmen sie den zweiten auf, der von König Sigmund ernannt war, und bei dessen Wahl die Stadt vielleicht selbst die Hand im Spiele gehabt hatte. Für eine endgültige Entscheidung des Streites hatte Sigmund auf das Konstanzer Konzil vertröstet, und wirklich kam hier, wo die Stadt durch eine Gesandtschaft unter Führung von Sebastian Ilsung und Hans Wieland vertreten war, im Oktober 1416 ein vorläufiger Vergleich zustande. Im folgenden Jahre ging eine zweite Gesandtschaft nach Konstanz, um dem neuen Papst Martin den Stand des Streites bekannt zu geben, diesmal unter Führung Sebastian Ilsungs, Lorenz Egens, Heinrich Behaims und Jörg Ploss'; auch Konrad Vögelein, Hans Rem hatten in Konstanz zu tun. Trotzdem setzte Anselm zur grossen Bestürzung der Stadt die päpstliche Bestätigung durch. Sigmund war verletzt und hielt an Friedrich fest, und die Stadt folgte ihm gern. Es begann damit eine schwere Zeit für Augsburg: der Bann wurde verhängt und alle Wege gesperrt, so dass der Handel stockte. Dennoch beharrte die Stadt bei ihrem Entschluss; sie hütete sich nur, ihre Sache mit der Friedrichs zu eng zu verquicken und wies im übrigen immer darauf hin, dass sie den Nenninger *von gepotes wegen des . . . künigs* als *gehorsame vndertanen* nicht aufnehmen dürften. Der Papst fasste endlich auf Ersuchen der Stadt, die durch Sigmunds Fürsprache kräftig unterstützt wurde, die Untersuchung der Sache an, doch kam die Stadt zunächst nicht zum Ziel, trotz grosser Aufwendungen. Sigmund verfocht dann 1422 auf dem Nürnberger Reichstag die augsburger Interessen, aber erst 1423 setzte Martin den Nenninger auf Grund der von König und Stadt vorgebrachten Beschuldigungen ab.

Das Hochkommen der Handwerke, der Zünfte und deren Eindringen in die Verwaltung hatte in andern

Städten, z. B. Ulm, schon längst zu einem Umsturz der alten Patrizierverfassung geführt. In Augsburg duldete man sie am längsten, und als endlich 1368 auch hier die Demokratie zum Durchbruch kam, geschah dies in ganz eigener Weise: plötzlich, schnell und ohne Kämpfe, in der grösstmöglichen Ordnung. Es war hier mehr eine ruhige Durchbildung, die in den Geschehnissen des Oktober 1368 nur ihre Krönung fand, als eine Revolution. Die Geschlechter räumten, sehr zum Nutzen der Stadt, den Zünften, die schon vor 1368 eine Vertretung im grossen Rate hatten, einen überwiegenden Einfluss ein, ja sie traten zum Teil sogar, wie Constantin Breyschuch, zu ihnen über.[18]

Im steten Kampfe mit ihren Bischöfen, von den Fürsten und Rittern bedrängt und beneidet, suchte und fand die Stadt dagegen einen Schützer und Gönner am Kaiser. Sie war deshalb auch stets kaiserlich gesinnt. Wie mit Albrecht, Ludwig dem Baier und Karl IV, von dem sie ein für den Handel der Stadt überaus bedeutungsvolles Privileg erhielt, nämlich Zollfreiheit in allen anderen Reichsstädten[19], so war auch mit Sigismund ihre Verbindung eine besonders enge. Sie war bedingt, eingeleitet und gefördert durch die politische Lage im Reiche. Sigmund war durch die Haltung der Fürsten, vor allem bei seiner Wahl, genötigt, sich auf das Bürgertum zu stützen, wie so viele seiner Vorgänger.[20] Dass seine freundliche Stellung zu den Städten eigennützigen Motiven entsprang, darüber täuschte sich niemand. So verhielten sich die Städte zunächst vorsichtig abwartend. Augsburg aber war unter den ersten, die den neuen Herrscher für sich zu ge-

18. Vgl. AChr. I, S. 129 ff.

19. Vgl. J. F. Roth, Geschichte des Nürnbergischen Handels L. 1880. I, S. 47.

20. Vgl. H. Finke, Kg. Sigmunds reichsstädtische Politik von 1410 bis 1418. Tüb. Diss. 1880.

winnen suchten. Und es hatte weise daran getan. Schon bei dem 1413 ausbrechenden Bischofsstreit half Sigmund den Augsburgern nach Kräften und suchte auch die üblen Folgen dieses Streites möglichst seinem *lieben Augsburg* abzunehmen. Als die Baiernherzöge, die auf Seiten des Nenningers standen, die Stadt durch Sengen und Brennen sowie durch Sperrung der Handelsstrassen schwer bedrängten, baten die Bürger nicht vergebens um Abhilfe. Zu Rotweil und bald darauf zu Ulm, wo sich der Rat durch Gesandte beschwerte, zeigte sich der König äusserst leutselig und freundlich, fuhr den anwesenden Baiern heftig an und vermittelte den Frieden zwischen beiden. Noch im selben Jahre 1418, am 3. Dezember wurden die Augsburger durch seine Fürsprache von dem Banne, den der Nenninger über sie verhängt hatte, gelöst, und gleichzeitig gestand Sigmund ihnen urkundlich zu, einer neuen gewaltsamen Sperrung des Lech durch die Baiernherzöge ebenfalls mit einer Sperrung der bairischen Strassen begegnen zu dürfen (Urkunde vom Oktober 1418, erneuert Januar 1419).[21] Eine andere Vergünstigung vom Oktober 1418 war die Verbriefung des Rechts, einen Pflasterzoll innerhalb der Stadt erheben zu dürfen. Alle diese Gnadenbeweise erhielten die Augsburger im Anfange des Oktober 1418 oder bald darauf, als der König fast 14 Tage als Gast in ihren Mauern weilte. Es war der Lohn des frühen Anschlusses und der steten Treue. — Als 1415 die Aechtung Friedrichs von Oesterreich erfolgte und am 30. März an die Reichsstädte die Aufforderung erging, Mannschaften zu stellen, da gingen auch von Augsburg 600 Mann mit nach Tirol, wenn auch nur auf kurze Zeit. Der Augsburger Rat übernahm die Vermittlerrolle zwischen dem König und dem Herzog, wofür er wieder Privilegien erhielt.[22]

21. Vgl. hierzu AChr. I—V (s. die Register unter „Sigmund", insbesondere Bd. II).

22. S. AGI, 145.

Endlich half die Stadt Sigmund mehrmals aus seiner ewigen Geldklemme, so noch im Oktober 1418 mit 4000 fl.

Beruhte demnach das ganze Verhältnis auf Gegenseitigkeit, so traten die Augsburger Ratsherren auch ohne Scheu gegen den König auf, aber dann mit aller Vorsicht und Zurückhaltung. Und wussten sie sich nicht anders zu helfen, so griffen sie zu einer meisterhaften Zauderpolitik, durch die sie sich nicht selten von beiden Seiten Privilegien zu erobern verstanden. So in den Händeln Sigmunds mit Venedig, wo des Königs Verbot eines weiteren Handels mit dieser Stadt ihre ganze wirtschaftliche Existenz zu untergraben drohte; so, als Augsburg mit den andern Reichstädten die Freiheit Weinsbergs gegen den König verteidigte.

Ueberblickt man das Ganze, so darf man der klugen, feinfühligen und den eigenen Vorteil bedächtig, aber bewusst suchenden Haltung des Augsburger Rates alles Lob zollen. Man würde jedoch irren, hielte man das Verhältnis der Stadt zu Sigmund für rein äusserlich, auf gegenseitigen Nutzen berechnet. Nein, der Augsburger fühlte zu seinem Könige eine persönliche Zuneigung. Die gewinnende Freundlichkeit und die verbindliche Liebenswürdigkeit und Leutseligkeit, die dem Könige eigen war, trug nicht zum wenigsten dazu bei. *Der küng,* so erzählt Burkard Zink,[23] *gab unser potschaft* (zu Rotweil) *so gnedig und freuntlich antwurt und guet aussrichtung umb alles, das man im ie geclagt hat; und on zweifl der hochgeporn fürst und her der römisch künig, unser allergnedigster her ist dieser erwirdigen stat günstig und hold, das waiss ich selb wol und bin des mit der warhait innen worden, dann ich bin wol zu dreien malen zu seinen küniglichen gnaden geschickt worden und bin albeg behend und güetlich von seinen küniglichen gnaden abgefertigt worden und han von seinen künig-*

23. AChr. II, S. 78.

*lichen gnaden gueten aussrichtung erlangt.* Und jeder musste gewonnen werden, der Gelegenheit hatte, den König fern von allen Geschäften in der Gesellschaft zu sehen: hier gab er sich bei aller Majestät so rein menschlich, so huldvoll, hatte für jeden so freundliche Worte, unterhielt sich mit jedem so ungezwungen, dass die Herzen ihm zuflogen. Die Augsburger, die den König mehrmals in ihren Mauern beherbergten, wussten ihn deshalb nicht genug zu rühmen. Hatte doch Sigmund 1434 sogar zusammen mit dem Bischof Peter das Söhnchen eines ihrer Mitbürger, des Peter Egen, aus der Taufe gehoben und sogleich zum Ritter geschlagen.[24]

Das Hauptverdienst Sigmunds aber blieb das Konstanzer Konzil. Wie schmählich war Ruprecht auf dem Pisaner Konzil gescheitert, wie glänzend hob sich davon Sigmunds Erfolg ab! Nun endlich, nach langer Zeit des Streites, des Unfriedens und der Unsicherheit, schien er, der „pacificator," wie ihn Gasser nennt,[25] kraftvoll und dabei völlig selbstlos, durch eine endgültige Lösung aller jener drängenden Fragen der Welt den Frieden wiederzugeben.

Man darf die unmittelbare Bedeutung dieses Werkes nicht gering anschlagen. Mochte man auch zu Augsburg in den ewigen Kämpfen mit den Bischöfen gelernt haben, die Hierarchie und ihre Waffe, das Anathem, ziemlich kühl und kritisch anzusehen, so hatten doch die beständigen kirchlichen Streitigkeiten, zumal das Schisma, das innere religiöse Leben frommer Gemüter um so tiefer aufgewühlt. Man sehnte sich inbrünstig nach Frieden, und zunächst durfte man von Sigmunds Friedenswerk Erfüllung hoffen.

---

24. AChr. II, S. 157f.
25. Ann. Sp. 1554.

Aus dieser Stellung Augsburgs zur Kirche und zu Sigmund, dem Friedensfürsten, und aus der Regsamkeit und geschulten Selbständigkeit des Geistes in der Reichsstadt werden die beiden Gedichte unseres Thomas Prischuch verständlich.

Beide sind reine Seligpreisungen des Königs, gewürzt durch scharfe, offene Kritik der Kirche, vor allem des Schisma, das ein Hauptgrund zur Veranstaltung des Konzils gewesen war. Die kritische Richtung spiegelt sich wieder in der Vorliebe, mit der mystisch-reformatorische Schriftsteller, wie Joachim von Calabrien, Bernhard von Clairvaux, die von dem Dichter besonders verehrte Hildegard von Bingen u. a. m. citiert werden. Aber Prischuchs Kritik dringt nicht in die Tiefe und einen eigenen Gedanken zur Abhilfe findet er nicht. Die Stürme, die seinen Enkel in der Reformationszeit umtosen sollten, ja die in den Hussitenwirren schon an seinem eigenen Lebenshimmel aufzuziehen begannen, hat er nicht geahnt. Ihm, der gläubig die Hilfe vom Vater aller erwartet, der das Gute lohnt und das Böse straft, erscheint so das Konstanzer Konzil als die von Gott gewollte, durch Sigmund als sein Werkzeug verwirklichte definitive Lösung.

## II. Quellen und Studien.

Alle literarischen Quellen Prischuchs nachzuweisen ist unmöglich. Zweierlei erschwert dies besonders. Prischuch citiert den Autor nicht immer und auch da, wo er es tut, oft unzuverlässig. Ausserdem sind viele der vorgebrachten Kenntnisse Allgemeingut der Zeit und nicht auf eine bestimmte Quelle zu deuten, wie z. B. die Definition der 4 Temperamente (638—41), die doch nur mit Vorbehalt auf den Lucidarius bezogen werden kann. In den Anmerkungen gebe ich alles, was sich hat finden lassen. Hier ist es mir mehr um eine geordnete Zusammenstellung des dort zerstreuten Materials zu tun.

### 1. Mündliche Quellen.

Prischuchs Gewährsmann, der Meister, ist keine blosse Fiktion, aber seine Existenz ist äusserst schemenhaft. Die Verse 239 *hab ze Costitz dar nach frag*, 244 *als mir ain wise botschaft set*, 314 *innan ze Costitz ich worden bin* und 414 *hör ich in dem consily sagen* darf man auf den Dichter selbst beziehen. Aber dennoch! — Prischuch war erst am Ende des Konzils in Konstanz und auch da nicht lange Zeit. Vieles wird ihm durch Mittelspersonen zugetragen worden sein, die er glücklich zu der einen Figur des *maisters* kombiniert. War doch Augsburg, wie wir oben sahen, öfter und auf lange Zeit in Konstanz vertreten, sein Bischof sogar fast durch die ganze Dauer des Konzils dort. So entspricht denn wohl auch Vers 447 *hat man ze Costitz gesechen* durchaus der Wahrheit. Das ist eine Stelle, die sich nur auf Angaben anderer stützen kann.

In der AChr. II, S. 67 Anm. wird eine Notiz aus den Augsburger „Baurechnungen“ vom Jahre 1415 mitgeteilt. Hier heisst es unterm 3. März: *Oculi: item $4^1/_2$ guldin bezalt dem Båstian Ilsung vmb ain půch da alle herren gaistlich vnd weltlichen an geschriben sind, die tzu Costentz tzu dem consilium sind.* D. h. also, im Beginn des Konzils war der Augsburger Rat bemüht, ein Verzeichnis sämtlicher Teilnehmer für sich herstellen zu lassen. Wäre es nicht denkbar, dass auch unser Thomas dies Buch gekannt und benutzt hat? — Möglich ist es immerhin, aber nicht zu erweisen. Wissen wir doch nicht einmal, ob diese Liste vor dem Ende des Konzils nach Augsburg gekommen, oder ob sie in die Hände des Dichters gelangt ist. Jedenfalls zeigt die Notiz, dass man allgemein in Augsburg gut *informiert* war und selbst Kosten dafür nicht scheute.

Döllinger nahm — wenigstens für die Orden — in den Anmerkungen bei Liliencron eine Vorlage an. Wie ich glaube, mit Unrecht. Eine Zusammenstellung aller Orden um ihrer selbst willen, etwa gar noch von geistlicher Hand, wäre sicherlich nach irgend einem Gesichtspunkte angelegt worden. Für unsere Ordensliste trifft das aber ganz und gar nicht zu. Sie ist nicht alphabetisch, worauf die ersten 4—5 Namen deuten möchten, sie ist nicht genetisch nach der Entstehung der Orden, ihrer Entwicklung aus einander, sie ist endlich nicht chronologisch nach den Jahren der Gründung, obwohl auch dazu Ansätze hie und da vorhanden sind. Gerade dies Durcheinander verschiedener Prinzipien aber ist das charakteristische Moment für ein regelloses Aufschreiben aus dem Gedächtnis, wobei sich die einzelnen Glieder bald so, bald so assoziieren. Auffällig wäre ja auch, dass dem Dichter bei genauer Kenntnis der Kleidung eines Ordens dessen Name unbekannt sein sollte (s. V. 406). Dies ist eher ein Fehler des Gedächtnisses als der einer Vorlage.

Wie mit der Ordensliste, so ist es mit den anderen

Am wenigsten Positives bietet die Liste der Wissenschaften. Sie ist gänzlich freies Spiel des Dichters. Er konnte sie unbekümmert um tatsächliche Verhältnisse aufstellen und ohne Gefahr, den Tatsachen dadurch zuwiderzulaufen. Auch hier ist die Annahme einer Vorlage eine unnötige Weiterung. Bestimmte auf dem Konzil anwesende Vertreter nennt Thomas nicht; so kam es nur auf Ordnung der Wissenschaften an. Er giebt sie nach dem bekannten Schema der Scholastik: zuerst die prima scientia, die Theologie, dann das Jus, darauf die 7 artes liberales (Trivium und Quadrivium), deren Reihenfolge etwas verändert ist, dann folgen die Naturwissenschaften: Physik und Medizin, dann die Philosophie und endlich die Geheimwissenschaften. Interessant ist sein freimütiges und verständiges Urteil über die letzteren, um so mehr, als bereits auf dem Baseler Konzil durch die Bemühungen des Ketzerrichters Johann Nider das Feuer der Hexenverfolgungen, das gegen Ende des 14. Jahrhunderts nachzulassen schien, von neuem entfacht wurde. Gott selbst hätte gegen ihre Benutzung von frommen Männern nichts einzuwenden, meint Thomas und bedauert, dass Bücher wie die *bůch Salomonis* von der Kirche auf den Index gesetzt worden sind.

### 2. Literarische Quellen.

Prischuch erklärt (109 ff.), sein Werk sei nur für den Gebildeten bestimmt, nicht für die *toren,* die alles lächerlich finden. Hiermit stellt er sich geradezu selbst als gebildeten Mann hin. Um den Beweis dafür zu erbringen, citiert er viel, so seine Belesenheit zeigend und gleichzeitig die Autorität seines Urteils kräftigend.

An der Spitze steht natürlich die Bibel, *die hailige geschrift.* Ich gebe eine Uebersicht der von ihm citierten Stellen und Namen:

1. Altes Testament: Abraham 1627, 1801, Isaac 1801, Jacob 1801, Moses 1628, die Ausführung Israels durch Moses (Exodus 12 ff. u. Numeri) 1583 ff.,

Josua 1629, Gideon 1629, David 1627 und 1801 (Psalm 53,2), 674[2] (Ps. 37,25) und 82[2] (Ps. 118, 24), Absalons Tod (Sam. II, 18) 1471, Daniel 1002, Jeremias 1384 (1, 6 f.) u. 657[2], Judas Machabeus 1630. Der Anruf *her Sabaoth* 664.

2. Neues Testament. Hier erfahren wir weniger Namen, aber um so mehr Schriftworte.

Mattheus 5, 6: V. 801. Vers 1801 klingt an Matth. 8, 11 (oder Luc. 13, 28f.) an. Vers 1214 nennt er fälschlich Lucas als Beleg der 1217 citierten Worte, die Matth. 10, 8 stehen. Matth. 16, 26: 1365f.; Matth. cap. 23, 13 — 15 und 23: 1212 f.; Matth. 23, 2: 438[2]; Matth. 24, 29: 470[2]; Matth. 24, 5: 510[2] und 25, 24 u. 41: 1839f.

Lucas 19, 40: 1270f. (vgl. Anmerk. zu dieser Stelle).

Joh. 10, 12, 14: 1568.

Apostelgesch. cp. 1: 372[2], 8, 23: 1249.

Und vor allem die Briefe des Paulus: Röm. 6, 23: 1245; 1. Cor. 3, 19: 1239; 2. Timoth. 4, 7f.: 1743; Eph. 4, 5: 1165. Aus Eph. 6 stammt dann auch die Figur des christlichen Ritters: 1639ff.

Die Verse 483[2]—500[2] stützen sich auf Matth. 24, 6—12 und die Verse 293[2]f. erinnern an Apokal. 19,8 u. 17, 4.

Die neutestamentlichen wie die Psalmstellen gehören fast sämtlich zu denjenigen, mit denen man der Simonie und andern Gebrechen der Kirche gewöhnlich entgegentrat. Ausserdem finden sich noch eine ganze Reihe biblischer Reminiszenzen (s. u. Stil).

Daniel und Apokalypse verehrt er besonders (1002. 453[2]).[26] Dies erklärt sich aus seiner grossen Vorliebe für die Gattung der Prophezeiungsliteratur. Alles, was wir noch anzuführen haben, schlägt in diese Richtung. Hier ist zuerst der Abt

26. Kommentare zur Apokalypse gab es unzählige und unserm Dichter werden gewiss mehrere davon bekannt gewesen sein.

Joachim von Calabrien zu nennen: 144 ff., 1007 ff. und 1053 ff.

An der ersten Stelle handelt es sich sicher um seine vielfach kommentierten XXX Vaticinia de summis Romanis pontificibus (abgedruckt bei Wolf, Lectiones memorab. et recondit. rer. I, 444 ff. 1600). Welches der 30 vaticinia Prischuch auf Johann XXIII. speziell bezogen habe, konnte ich nicht feststellen. Die zweite Stelle 1007 bezieht sich auf das Cisma. Prischuch meint hier die Expositio Apocalypsis magni prophetae Joachimi, das Werk eines gewissen Telesphorus oder Theolosphorus von Cosenza,[27] der darin um 1386 unechte und echte Fragmente aus Joachim zusammenstellte (vgl. Liliencron zu Vers 997 seiner Zählung). Eine kurze Inhaltsangabe davon findet sich bei Wolf a. a. O. hinter den Vaticinia. An der dritten Stelle, wo Prischuch sich auf einen *tractat Joachims von römischen kaisern küngen all* beruft, ist nach Döllinger (Liliencron z. St., Vers 1055 ff.) wieder eine unechte Schrift Joachims bei Telesphorus gemeint. Die Zeilen vorher (1053 ff.) gehen gleichfalls auf letzteren.

Auf Hildegart von Bingen beziehen sich die Verse 1277—1306. Sie gehen zurück auf einen Brief der Heiligen an Werner von Kirchheim (Migne Patrol. 197, 269—71). Derselbe Brief wurde noch 1527 von A. Osiander zu gleichem polemischen Zweck übersetzt.[28] Interessant ist, wie gross das Ansehen der frommen Frau noch $2^1/_4$ Jahrhunderte nach ihrem Tode war — sie starb 1178. Die Epitheta, die ihr Prischuch gibt: *die wiss, die zart*, lassen deutlich das Bestreben erkennen, sie besonders auszuzeichnen (vergl. auch 457[2]).

---

27. Ueber ihn vgl. die Notiz in der Biographie Joachims in den AA. SS. VII, 139b, 60: 'Egregium de Joachimo caelitus testimonium accepit Theolosphorus quidam, aliis Telesphorus, rarae virtutis Eremita et a Consentinis scriptoribus Beati titulo honoratus'. Sein Werk wird hier De magnis tribulationibus et statu Ecclesiae genannt.

28. Sant Hildegardten weissagung vber die Papisten etc. Im M.D.xxij. iar.

Unter Bernhards von Clairvaux (Vers 987ff.) Schriften (edid. Migne Patrol. 182 — 85) habe ich keinen Traktat oder Kommentar zu Apokalypse oder Daniel finden können, wie ihn Döllinger hier als Quelle vermutet.[29] Auch unter den einschlägigen anderen habe ich Passendes nicht gefunden. Es wäre möglich, dass Prischuch eine uns unbekannte unechte Schrift Bernhards vorgelegen hat.

Nur flüchtig erwähnt werden in dem zweiten Gedicht *brůder Berthold von Regensburg*, die sibyllinischen Bücher, der Bischof Methodius von Olympus († 231; gemeint sind wohl seine „Revelationes"). Woher Prischuch die Erzählungen von dem Minoriten Pedro von Arragon (1083 ff.) und der Seherin von Paris (1073 ff.) nahm, weiss ich nicht. Die Prophezeiungen des Ordensmeisters Lucas (492 ff.) sind ihm von Konstanz her zugetragen worden.

Dies alles bezeugt wie die bedingte Verteidigung der Geheimwissenschaften und die Freude an den dunklen prophetischen Stellen der Mystiker einen ausgesprochenen Hang Prischuchs zu dem zeitgenössischen Aber- und Wunderglauben.

Prischuchs Verhältnis zur Mystik ist ein sehr enges. Abgesehen von der genannten mystischen Literatur weisen die Anmerkungen im letzten Teile des Gedichtes eine ganze Reihe eckhartischer Gedanken nach. Ich glaube nicht, dass er diese aus Eckhart unmittelbar schöpfte. Eckharts grosse und langdauernde Wirkung ist bekannt, überall lebten seine Schüler und lehrten in seinem Sinne. Die Hauptsätze seiner Lehren waren und wurden immer mehr geistiges Allgemeingut, sie begegneten auf Schritt und Tritt, so dass man sie kaum noch als individuelles Eigentum betrachtete.

Die vielen Schriften[30] des Heinrich von Langenstein

29. S. G. Hüffer, Bernhard v. Clairvaux I, Münster, 1886.

30. S. O. Hartwig, Heinrich von Langenstein (de Hassia). Marburg, 1858, wo ein genaues Verzeichnis der Schriften gegeben wird.

oder Henricus de Hassia (zu Vers 1037 ff.) tragen alle einen deutschnationalen, antipapalen Charakter. Hier ist nicht der Tractatus adversus Telesphori eremitae vaticinia de ultimis temporibus gemeint, wie Liliencron annimmt. Der Traktat enthält zwar in cap. 36 ein kurzes Citat von 7 Versen, ihr Inhalt trifft aber hier nicht zu. Auch sonst findet sich der hier ausgesprochene Gedanke dort nicht vor. Es muss also notwendig eine andere Schrift, und zwar ein Gedicht gemeint sein. Hartwig teilt nur ein Gedicht Heinrichs in Hexametern mit. Wie die Form ist auch der Inhalt ein anderer. Schriften unter Heinrichs v. L. Namen weist fast jede Bibliothek auf. Er kann unmöglich ihrer aller Verfasser sein. Oft genug ist er wohl nur der Sammler gewesen, den man dann fälschlich für den Autor nahm. In anderen Fällen ist er mit dem jüngeren Heinrich von Hessen verwechselt. Das erschwert natürlich die Identifizierung.

Interessant ist noch die zweimalige Erwähnung der Konstantinischen Schenkung (362[3] und 585[3]f.) und dass im zweiten Gedicht die Reihe der guten Regenten z. T. aus der Kaiserchronik geschöpft sind, ein Zeichen, wie sehr jenes Buch noch zu Prischuchs Zeiten wirksam war. Man vgl. die Verse 581 ff., 591 ff., 596 ff., 607 ff. und 611 ff. mit Kaiserchr. 6102 ff., 11138 ff., 11352 ff., 13067 ff. und 13670 ff. (Ausgabe von Schröder in den Mon. Germ.). Endlich möchte ich noch auf die Verse 156[3] ff. hinweisen, die auf den Physiologus zurückgehen.

Ueber andere Bildungselemente des Dichters, wie z. B. alchemistische Studien, geben die Anmerkungen einzelne Vermutungen. Beiläufig seien noch erwähnt seine Berufung auf ein *rechtbůch* als Norm für die Papstwahl 1506 ff., auf *götliche* Rechtsbücher in seiner Polemik gegen die Simonie und, abgesehen von einigen Namen in der Liste der Wissenschaften, das einzige Fragment antiker Bildung, die Erwähnung des *Dedalus im irrgang* (1170).

Aus allem geht hervor, dass unser Augsburger Patrizier

als ein Laie ziemliche Kenntnisse besass, mehr jedenfalls als trotz allen Zurschaustellens aus seinem Werke hervorgeht. Man merkt ihm wenigstens das Bemühen an, den Fragen seiner Zeit durch eifrige Lektüre tiefer auf den Grund zu gehen. Seine Angabe, dass er *studiert vnd las*, ist keine Phrase.

## III. Literarhistorischer Zusammenhang.

164 Jahre, bevor Prischuch seine Werke dichtete, war der letzte Hohenstaufe ins Grab gesunken, ein Jahrhundert war verflossen, seit die letzte grosse Fehde zwischen Papst und König zum Austrag gekommen, und seit 40 Jahren bestand jene innere Spaltung der Kirche, die jetzt gerade ihr Ende fand. Aber der neugewonnene Friede sollte auch keinen ewigen Bestand haben: 99 Jahre später schlug Luther seine Thesen an die Türen der Wittenberger Schlosskirche. Indessen hatte sich in Italien eine neue Zeit angekündigt, die glänzend und überreich ihre Blüten entfaltete: Humanismus und Renaissance. Petrarka war schon 44 Jahre tot, Johann Medici legte gerade den Grundstein seines Hauses und Künstler wie Ghiberti und Brunelleschi, Donatello, Fra Angelico schufen ihre ersten Meisterwerke.

Von all dem Neuen und Grossen, das dort unten in Italien sich ereignete oder vorbereitete, sah man in deutschen Landen noch nicht die mindesten Spuren. Aber hier wurden doch schon zur Zeit unseres Dichters jene Männer geboren, die auch für i h r e Heimat eine neue Epoche begründen halfen und jenen beiden grossen Werken ein drittes, noch gewaltigeres an die Seite stellten, die Reformation. 1455 wurde Reuchlin geboren, 1467 Erasmus, 1470 Pirckheimer. Und kurze Zeit nach Prischuchs Tode folgten ihnen Luther (1483), Zwingli (1484), Hutten (1488), und Melanchthon (1497). Lernte unser Dichter in seinem späteren Leben den Humanismus noch in seinen Anfängen kennen, so blieb er von der Renaissance völlig unberührt.

Das erste reine Renaissancewerk in Augsburg, die Grabkapelle der Fugger in St. Anna, stammt erst aus dem Jahre 1512.

Die Kunst seiner Zeit war die Gotik, aber diese in ihrer höchsten Pracht. Gerade im 14. Jahrhundert waren jene weltberühmten Dome und Münster zu Strassburg, zu Köln, zu Regensburg, Wien und Prag entstanden. Noch 1377 hatte man in Ulm, der treuen Schwester Augsburgs, unter der grössten Begeisterung der Bürger und mit prunkender Feierlichkeit den Grundstein zu dem dortigen Münster gelegt.

Herrscht also hier immer noch reges Treiben, so sieht es auf den Gebieten des geistigen Lebens um so trüber aus. Hier stagnierte fast alles. Die wenigen Vertreter der Dichtkunst suchten die Höfe und dichteten bezahlte Lob- und Prunkreden, lang und langweilig, schematisierend und allegorisierend. Nur wenige Namen haben noch einigermassen guten Klang, wie Muskatblüt.

Der Bürger pflegte die edle Poesie in seinen Meisterschulen mit ebenso geringem Erfolge. Wie in der gotischen „Ueber"-Ornamentik, so zeigt sich auch hier ein kaltes äusserliches Rechnen, das die edlen, einfachen Linien des Kunstwerks mehr und mehr verwischt und an Stelle der einfachen Kunst verschnörkelte Künstelei setzt. Alles wird auf Formeln gebracht, die zwar tot und starr sind, aber sich doch hübsch merken lassen. Erwähnt jemand e i n e Tugend, so zählt er sicherlich auch sofort alle anderen an den Fingern ab; eine Wissenschaft zieht die andere so gewissenhaft nach sich, wie die 1 die 2 und das a das b.

Rechnet man hierzu noch das allgemeine Elend der kirchlichen Verderbnis sowie einen ernsten, religiösen, innerlichen Charakter, so ersteht wieder unser Thomas Prischuch vor unsern Augen. Gliedert er sich also allgemein ohne Schwierigkeit ein, so ist es im besonderen geradezu unmöglich.

Prischuch war Dilettant und mit seinem Hauptwerke sicherlich Debutant. Ob seine Kenntnis zeitgenössischer und gar älterer Poesie gross gewesen, möchte ich stark bezweifeln. Seine Verehrung dafür war wenigstens sehr minimal. Er nennt uns so viele, zum Teil weithergeholte Namen: kein einziger Dichter ist darunter. Und zwei tüchtige Poeten, die letzten Säulen alter Pracht, waren doch in Konstanz anwesend: Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein. Von ihnen kein Wort. Thomas verehrte auch keinen zeitgenössischen oder älteren Dichter als sein poetisches Muster. Dass er Aufzählungen liebt wie Boppe, zeigt keine stilistische Abhängigkeit von ihm. Thomas Prischuch schreibt vielmehr den Stil seiner Zeit und verleugnet keinen Augenblick dessen Eigentümlichkeiten, ist sich aber seiner Schreibart nirgends bewusst. Hier und da greift er sich seine Bausteine heraus, wie es ihm gerade passt. Solche Elemente gewinnen aber in seiner Hand nicht. Er folgt dem Lucidarius mit seiner ganzen Sippe in der dialogischen Form (s. u.), aber ihm gelingt nicht einmal die schlichte Dialogführung jenes darin vorbildlichen Werkes, im Gegenteil. Typisch für Prischuchs Zeit ist die einleitende Anrufung Gottes, wie die Bitte um Unterstützung bei seinem Vorhaben. Typisch sind die Entschuldigungen seiner geringen Kunst, wenn schon sie hier den Tatsachen entsprechen. Typisch ist auch die Formulierung des Schlusses unter peinlicher Angabe des ganzen Nationales.

Und wie in diesen formalen Dingen, so ist Thomas Prischuch auch sachlich betrachtet ein getreues Bild seiner Zeit und seiner engeren Heimat, Augsburgs, dessen geistiges Niveau sich in seinen Werken von dem selbständig-reifen Kritizismus der Kirche gegenüber an bis zu dem Hang zur mystischen und Prophezeiungsliteratur widerspiegelt. Und darin liegt der Grund unseres Interesses an ihm.

R. v. Liliencron hat das Werk in seine Sammlung

historischer Volkslieder aufgenommen. Hierin nimmt es neben Bernhards von Utzingen „Vom Würzburger Städtekrieg“ (Nr. 40) eine besondre Stellung ein, nämlich durch den Umfang. Volkslieder sind beide nicht, sondern epische Reimgedichte. Wie verhalten sie sich zu einander? —

Jenes andere verdient poetisch auf jeden Fall den Vorzug. Keck und lebendig, mit vollen, frischen, freudigen Farben schildert es uns die Beratungen mit ihrem Hin und Wieder, die Rüstungen und den jammervollen Endkampf, straff vorwärts eilend, nie retardierend und unnütze Worte machend, mit scharfem Blick die guten und brauchbaren Szenen herausfindend, dabei voll köstlichen und glänzenden Humors. Wie starr sieht dagegen das ernste Werk Thomas Prischuchs drein?

Liliencrons Sammlung enthält endlich noch ein paar kleinere Gedichte, die auf dasselbe Konstanzer Konzil Bezug nehmen, die Nrr. 51—54. Alle vier sind kürzer (200, 88, 25 und 45 Verse) und ebenfalls in Reimpaaren geschrieben. Das letzte, ein übles Werk Eberhard Windekes, handelt von der Hurenplage in Konstanz und warnt vor den Verkehr mit den Freudenmädchen; Nr. 53, von einem Unbekannten, lässt Johann XXIII. über den Verlust seiner Würde klagen: diese beiden scheiden also ohne weiteres aus! Nur die beiden ersten erzählen weitläufiger vom Konzil. Das zweite, kürzere Gedicht berichtet von Wenzels Absetzung, Sigmunds Wahl, preist seine Tugend und sein Bestreben, das Schisma zu beseitigen, springt dann auf Johanns Flucht über, den es dem Antichrist vergleicht, und endet mit dem Lobe des Pfalzgrafen Ludwig. — Das erste und längste Gedicht, des Johannes Engelmares red vom Concili zu Costnitz, beginnt mit der Entschuldigung des Verfassers, dass seine Kunst so gering sei (1—19). Dann folgt eine kurze Darstellung des Schismas und dessen Bekämpfung unter Berufung auf Matth. 16, 18f (20—64). Weiter berichtet Engelmar von den Ver-

handlungen zwischen Johann und Sigmund über das neue Konzil, meldet die Einberufung und gibt eine längere (36 Verse) Aufzählung der Länder und Stände, die auf dem Konzil vertreten sind (65—121). Dann wird Johanns Flucht und Friedrichs von Ö. Bestrafung durch den König (122—149), die Hinrichtung des Huss und Hieronymus und nun sofort der Schluss des Konzils und die Wahl Martins V. erzählt (150 bis Ende).

Schon aus dieser Andeutung geht hervor, wie so ganz anders die beiden Gedichte geartet sind. Keine Tendenzstücke sondern einfache kurze Erzählungen, ohne poetischen Wert, aber auch ohne jeden Anspruch darauf, Eintagsfliegen, unter dem unmittelbaren Eindruck der Ereignisse entstanden. Das aber ist gerade an ihnen lehrreich, dass sie uns zeigen, was der Welt damals am ganzen Verlauf des Konzils das meiste Interesse abgewann. Und wenn wir dann sehen, dass auch Prischuch uns gerade diese Dinge überliefert, so werden wir mit seiner Auswahl zufriedener sein, als wir es von unserm Standpunkte aus ohne dem sein könnten.

Und auch den praktischen Wert des Werkes dürfen wir nicht nach unserem heutigen Massstabe berechnen. Deshalb wollen wir hier zum Schluss noch einem Zeitgenossen das Wort verstatten. Burkhard Zink sagt in seiner Chronik (AChr. II, S. 66), als er die grosse Zahl der Teilnehmer nennen soll: *das lass ich alles vnderwegen, dann es stat alles und ieglichs von allen fürsten, künigen, herren, grafen, freien, rittern und knechten, von allen gaistlichen fürsten und herren, cardinelen, patriarchen, bischoffen, äpten, prelaten von aller cristenhait, von allen orden und von allen schuelen in meinem buech mit dem copert, das also anfacht: „Item (on) anfang, mittl und on end bis du herr, dein gnad mir send“*. Zink verweist also auf das Gedicht unseres Thomas, das er selbst besass (in eigener Abschrift?), als

auf die Quelle, aus der man glaubwürdige Nachrichten schöpfen konnte.

Auch das zweite Gedicht hat Zink gekannt und benutzt. Er schreibt (AChr. II, S. 63), Martin V. *was darvor ain cardinal und hiess herr Ott vom fürstentůmb oder von dem edlen geschlecht von der Saul,* ein Citat der Verse 75—77 der „Schlussrede“:

*Vor was er cardinal zů Rom*
*und hiess herr Ott vom fürstentům* (Hs. *fünstertům*)
*von der Sul des edlen geschlecht.*

Der „copert“ des Chronisten enthielt also wie unser cgm. Monac. die beiden Gedichte Thomas Prischuchs.[31]

31. Vgl. a. a. O. Anm. 2 u. S. 66, Anm. 1, wo zum ersten Mal auf die „schlossred“ aufmerksam gemacht wird.

# IV. Thomas Prischuchs Dichtungen als Geschichtsquellen.[32]

## A. Des consilis gruntvest.

### I. Eröffnung und Besuch des Konzils.

'Das Konzil, von König Sigmund angeregt (53—56, 96—100, 120, 133 f.) und nach Konstanz gelegt (728), begann am 1. November 1414. Der König war der erste am Platze, dann kamen nacheinander Papst Johannes (135 f.), die Patriarchen von Antiochia (153), Konstantinopel (155), Aquileja und Friaul (157), Papst Martin *von der sul* und Scharen von Geistlichen, Gelehrten und weltlichen Fürsten, so dass endlich die *fünf herlich nacion* vertreten waren (174)'.

Hierin stecken bereits einige Mängel. König Sigmund war nicht der erste in Konstanz. Prischuch behauptet das nun gerade nicht, zwingt uns aber jene Auslegung durch das *darnach* hinter *anvacher* geradezu auf. Das lag auch sicher in seiner Absicht: der hochverehrte König sollte auch hier den Ruhm des praevenire haben. Liliencron meint vorsichtig (a. a. O. S. 231): „vielleicht will der Dichter hier auch nicht sowol sagen, der König sei vor dem Papst schon zur Stelle gewesen, als vielmehr verbergen, dass er es nicht war." In Wahrheit waren alle die angeführten

---

32. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, Fehler durch eine bis ins einzelne ausgeführte Darstellung bekannter geschichtlicher Tatsachen zu widerlegen. Ich verweise für das Konzil auf C. J. von Hefele, Konziliengeschichte, VII, für Sigmund auf Aschbach, Gesch. Kaiser Sigismunds, und W. Altmann, die Urkunden Kaiser Sigismunds (1410—1437). Innsbruck, 1896—1900 (= Böhmer, Reg. I mp. XI.)

Prälaten lange vor dem König da, der erst am 25. Dez. mit dem Kurfürsten Rudolph von Sachsen zusammen eintraf. Die erste allgemeine Sitzung hatte schon am 16. November unter dem Vorsitz Johanns stattgefunden. Erst die zweite leitete der König mit Johann zusammen. Auch steckt ein Anachronismus in den Worten: *patriarch von aglaw vnd frigul chom zu babst martin von der sul*, denn der Titel *babst* kommt Otto de Colonna, der erst 1417 durch das Konzil zum Papst gewählt wurde, hier noch nicht zu.

Die lange Reihe der übrigen Teilnehmer gibt uns Prischuch in drei Abteilungen: Schulen, Orden, Fürsten.

Unter den Schulen gedenkt er zuerst der *vier schůl principales*, Paris, Bologna, London, Salamanca. Dann folgen Rom und Athen: jenes besass gar keine Schule im gewöhnlichen Sinne, und die berühmte atheniensische Schule existierte längst nicht mehr. Die übrigen Schulen werden in geographischer Ordnung aufgeführt; zunächst die französischen: Montpellier, Avignon, Toulouse, Orleans und Angers; dann die spanischen: Toledo, Valencia, Lerida; dann das italienische Padua, das englische Oxford; zum Schluss die deutschen Schulen zu Wien, Köln, Heidelberg, Erfurt und Prag—Leipzig. Diese Anordnung wird im Text einmal durchbrochen, dadurch dass Angers hinter Toledo aufgeführt wird.

Mit der Aufzählung dieser 21 Namen hat sich der Dichter völlig genug getan. Sie sollen nur sein *ticht* zieren. Ob die Schulen wirklich alle in Konstanz vertreten waren, interessiert ihn garnicht. Was er des Näheren mitteilt, ist denn auch ganz nichtssagend. Die Schulen sind *durchlücht, glücklich, erlich, vßerwelt, kostlich, nützlich, gar wol geformiert, fruchtbar, künstrich, wol gelert, durchgrüntlich* u. s. w., ihr Auftreten *kostlich, fürstlich, geziert, großwirdiclich.* Ebenso scharf werden die *maister*, deren kein einziger namentlich angeführt ist, charakterisiert. *All hoch schůl hand groß lob vnd pris* oder *hoch wißhait, künst*

*kant all schůl gar* ist alles, was er über die Universitäten im allgemeinen zu sagen weiss. Ebenso flach sind seine Beurteilungen einzelner, wie Orleans, Lerida, Heidelberg: *ich main, das kunst da schin vnd glentz; da man groß kunst ze lernen git; kan höflich kunst, wort, will vnd werck;* etwas spezieller, wenn auch willkürlich die Angaben, dass man in Salamanca *wissent der gschrift fundament* ist, in Toulouse *list grámtica die ros* oder in Toledo *list leges vnd verstet.* Bei Prag hält ihn nur Huss länger auf, wobei er sich wieder in Klagen ergiesst. —

Mit 8 Versen (235 ff. u. 251 ff.) ist die Beziehung der Hochschulen zum Konzil ganz allgemein abgetan. Ihre Bedeutung für dasselbe geht nur aus der Fülle der epitheta ornantia hervor.

Es folgt der Ordenskatalog: wieder eine stattliche Reihe von — Namen, fast ein Sechstel des ganzen Gedichtes beanspruchend. Dem Dichter selbst scheint es zum Bewusstsein gekommen zu sein, dass diese Nomenklatur im Rahmen seines Werkes das rechte Mass überschreite, wenn er schon Vers 306, wo er noch nicht den fünften Teil erledigt hat, ausruft: *Ab so vil orden niemant schüz!*

Dass es ihm nicht darauf ankam, objektiv zu berichten und zu unterrichten, hat er selbst gesagt (705 ff.), und die Ordensliste bezeugt es. Er zählt Orden auf, die wie St. Pachomius und die Templer zu seiner Zeit nicht mehr existierten, oder die gar keine Beziehungen zum Konzil hatten und nie in Konstanz gewesen sind. Bei mehreren Orden und Kongregationen ist die Identität entweder garnicht oder nur mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu bestimmen.

Was er über die verschiedenen Orden zu sagen weiss, ist wieder sehr dürftig. Das meiste ist Verlegenheitsphrase, in der schrecklichen Not um einen Reim entstanden; so z. B. die weise Bemerkung 354: *die orden hand vil differens [: Grandimontens]*, die Bitten zu Gott, er möge die Orden

unterstützen, sie mit seinem heiligen Geist erleuchten (337, 530—32). Erträglicher, weil realen Verhältnissen entsprechend, sind fromme Wünsche nach sittlicher Hebung einzelner Orden (376 ff. und 395 f.).

Einzelheiten beschränken sich fast nur auf die Tracht, und diese wird zumeist mit einem einfachen *wis vnd schwartz, rot vnd plaw* etc. abgetan. Von 9 Orden erfahren wir etwas mehr: von den Ritterorden von Calatrava und St. Jacob (307 ff., 325 ff.), den Wilhelmiten (352), den Cisterciensern, den Kartäusern (339 ff.), den Dominikanern (464 ff.) und den Franziskanern (477 f.). Aber es sind nur belanglose Allgemeinheiten. Nur zweimal, bei dem Benediktiner- und Brigittenorden, nimmt Prischuch wirklich auf das Konzil Bezug: des ersteren Regel wurde einer Revision unterworfen, und der Grossmeister des zweiten hatte als Berater des Kaisers und Johanns XXIII. eine Rolle gespielt.[33]

Ueber die lange Reihe der Wissenschaften (555—702) s. o. S. 38.

Es folgen die Namen der weltlichen Mächte und deren Vertreter im Konzil und zwar, wiederum nach allgemeinen einleitenden Bemerkungen, zunächst die Königreiche (711—960).

An der Spitze steht das römische Reich; eine erwünschte Gelegenheit, Sigmund einiges Lob zu sagen. Dann folgen Frankreich; England; Aragon mit seinen Nebenländern Catalonien, Sardinien, Majorka und Sicilien; Provence und Valencia; Portugal, Castilien und Navarra; Apulien; Dänemark, Schweden und Norwegen; Schottland; Polen-Warschau, Böhmen, Polen-Krakau; Cypern; das griechische Kaisertum; zuletzt die übrigen Kronländer Sigmunds, Ungarn, Bosnien, Dalmatien und Kroatien.

33. Ueber Lucas s. die Notizen des Diarium Wastenense (ed. Ericus Michael Fant, Scriptores Rer. Suecic. med. aevi I, 130 ff.) zum 1. Mai 1394, 21. März 1396, 30. Sept. 1402 und 14. Mai 1429, besonders die Anmerkung zu der letzten Notiz.

Hier, wo der Dichter wieder einmal bei Sigmund angelangt ist, findet dann auch seine Gemahlin Barbara ihren Platz.

Schon diese Reihe erregt Bedenken. Denn Polen-Warschau war nur ein Herzogtum. Die Provence war seit 1425 bereits wieder in französischen Händen, wenn zwar das Kompositionstalent unseres Dichters nicht gerade zu der Annahme zwingt, er habe es zu dem spanischen Reiche zählen wollen.

Abgesehen von den ersten drei Weltmächten ist eine geographische Anordnung durchgeführt gemäss den vier Hauptrichtungen der Windrose. Sehr glücklich ist der Gedanke, mit Sigmund, der als deutscher Kaiser die Reihe eröffnet, auch wieder zu schliessen, gleichsam ein Symbol dafür, dass die deutsche Kaiserkrone in der Person ihres Trägers die ganze europäische Welt umspanne. —

In der Reihe der Kurfürsten, Herzöge, Fürsten, Grafen u. s. w. herrscht gröbste Unordnung. Prischuch nennt zunächst Sachsen, die Kurpfalz, Baiern und Brandenburg, die die Kurwürde hatten. Vor letzteres schiebt er aber noch die Grafen von Görz und Meissen ein. Bei Nennung Brandenburgs gedenkt er des neuen Kurfürsten Friedrich von Hohenzollern, der wieder die Erwähnung des Bruders, des Burggrafen Johann, veranlasst. Im folgenden wird man an jene gloriose Reise Hieronymi Jobsens erinnert, wenn der Dichter uns in kühnen Sprüngen von Orlamünde nach Schwarzburg-Plauen, dann nach Brieg, von hier nach Cleve-Mark, dann nach Baden, weiter nach Holland, Brabant, Braunschweig und mit einem neuen Riesensprunge nach Polen, Littauen, Weiss-Russland, Ostrog, dann zurück nach Geldern, nach Berg, nach Flandern reisst, so dass wir froh sind, wenn wir nun längeren Aufenthalt im einen Frankreich nehmen dürfen. Aber auch hier noch können wir ihm nicht behaglich folgen: die Route Orleans, Bar, Anjou, Savoyen, Burgund, Picardie, Bretagne, Berry, Normandie, Armagnac bietet manches hin und her.

Jetzt geht es in geordneterem Marsche zurück nach dem Osten: Hennegau, Seeland, Friesland, Brandenburg, Stettin, Preussen, Rotrussland; vor dem letzteren aber werden wir plotzlich nach der Grafschaft Cilli und zu den Winden geführt. Von Russland bringt uns der Dichter wieder nach der Lombardei, dann nach Oesterreich, nach Lothringen, um endlich in das innere Deutschland zurückzukehren: Württemberg, Schwarzburg, Oettingen, Henneberg, Hessen und Thüringen.

Man sieht, der Dichter strebte keine geographische Ordnung an. Seine Aufstellung macht durchaus den Eindruck des Improvisierten. Dies oder jenes Land fällt ihm ein, damit verbinden sich die Grenzländer desselben, und so kommt jene planlose Reihe zu stande.

Nur zum Teil nennt er uns die Potentaten aller dieser Länder. Meist heisst es nur: der *kung, hertzog, fürst, graf* von Soundso, mit den üblichen Epithetis, wie *loblich, lobwirdig* u. s. w., die wir zur Genüge kennen. Nur zweimal wird er präziser, wenn er den *kung von Frankrich* den *christenlich kung* (rex christianissimus!) und den Grafen von Savoyen den *nü hertzog* nennt.[34]

Sonst heisst es schlechthin *das kunckrich, das rich.* Der Gedanke: der oder jener schickte eine Gesandtschaft, wird von dem Dichter endlos variiert und bleibt uns kaum einmal erspart. Dazwischen tischt er uns hie und da ein Körnchen seiner Weisheit auf, z B. *Norwegen ist verr am end der welt gelegen*, teilt aber nur sehr wenig Positives mit, wie z. B., dass Schweden zugleich mit der Gesandtschaft an das Konzil eine besondere an den König schickte (V.766).[35] Doch auch hier muss die leise Andeutung genügen; Zwecke und Ziele dieser Botschaft verrät er uns nicht.

In einigen Fällen nennt er dagegen auch die Namen

34. S. Altmann, No. 1932.

35. Vgl. Dalins Gesch. d. Reiches Schweden übersetzt von J. C. Dähnert, Wismar 1756—64, II, 483 und meine Anmerkungen.

der Fürsten. So hebt er hervor den Kurfürsten Ludwig III. von der Pfalz, der *vicary* sein musste *des hochhailigen consiliums vnd des kuncklichen kaysertůms,*[36] den Herzog *Ludwig von Brig, der hat gewunnen offt den sig . . . vnd ist kuny Sigmund by gestanden,*[37] den Grafen von Cleve und seine Erhebung in den Herzogsstand;[38] die Grafen von Schwarzburg und von Oettingen wegen ihrer Klugheit und Weisheit, die sie als juristische und diplomatische Ratgeber in des Königs Dienste gestellt haben.[39]

Die Reihe der Fürsten läuft in eine ganz allgemeine, bunte Aufzählung aus; Tartaren, Türken und Albanesen finden hier ihre Stelle; alle Stände, *gelerte pfaffen, münch vnd layen, erber burger, kauflüt, edel grafen, herren, freyen* ziehen noch einmal an uns vorüber und verstärken noch einmal den Eindruck des Bunten und Mannigfaltigen; dann schliesst der Dichter mit der bedacht bis hier aufgesparten und pointiert dargestellten Mitteilung: 'Alle Welt darf sich freuen. Denn selbst aus dem fernen Indien ist eine Gesandtschaft eingetroffen, was nur selten seit Christi Geburt sich ereignet hat. Das gereicht dem Konzil zu besonderer Ehre'.[40]

## II. Verlauf des Konzils.

An Daten hieraus ist das Werk arm, zumal wenn man nur die Ereignisse in Betracht zieht, die Prischuch einer gesonderten Behandlung würdigt. Wir zählen kurz die einzelnen Momente auf und setzen dabei die nur beiläufig erwähnten in Klammern.

[1.] Revision der Benediktinerregel 269 ff. (19. 2. 1416 beantragt).

---

36. S. Altmann, No. 1764 und 1771.
37. Ebd. 2432, 1921 und meine Anmerkungen.
38. S. Altmann, No. 2226.
39. Graf Günther XXVI von Schw. und Graf Ludwig XII von O. S. Altmann Register.
40. Vgl. Richental S. 51.

OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA



2. Die „Prophezeiungen“ des Ordensmeister Lucas an den König 493 ff. und den Papst Johann 509 ff.
[3.] Erhebung des Burggrafen Friedrich zum Kurfürsten 869 ff. (18. April 1417).
[4.] Erhebung des Grafen von Cleve zum Herzog 891 ff. (28. April 1417).
5. Huss und Hieronymus von Prag 241 ff., 1113 ff. (6. Juli 1415).
6. Absetzung der 3 schismatischen Päpste: Johann XXIII., Gregor XII., Benedict XIII., 1143 ff. (29. Mai 1415, 4. Juli 1415, 30. Januar 1416. Narbonn. Artikel 26. Juli 1416).
7. Bestechungsversuch an Sigmund 1307 ff.
8. Johanns und Friedrichs von Oest. Flucht 137 ff. und 1340 ff. (21. März 1415).
9. Sigmunds Reise nach Perpignan etc. 1405 ff. (18. Juli 1415 bis 27. Januar 1417).
10. Wahl Martins V. am St. Martinstag 1417 1751 ff.

Diese 10 Punkte, unchronologisch geordnet, umfassen an historischem Wert Wesentlicheres und Unwesentlicheres nebeneinander. Unter 2, 7 und 9, indirekt auch noch unter 3 und 4 erfährt wieder Sigmund eine ausgedehnte Behandlung, unter 2, 3 und 8 das Schisma, 10 die Neuwahl des Papstes, 5 die Ketzer Huss und Hieronymus und unter 1 eine der vielen Reformationsaufgaben. So ist sowohl die causa fidei als die causa unionis und reformationis vertreten. Wie weit ist nun jede zu ihrem Recht gekommen?

### III. Veranlassung und Zweck des Konzils.

*Cisma* und *Simony* und deren Abstellung durch das Konzil — auf diese Formel lassen sich alle Auslassungen und Argumente des Dichters reduzieren. Schisma und Simonie sind die beiden Sterne, unter denen unser Dichter wie seine Zeitgenossen geboren wurden, die ein

ganzes Menschenalter hindurch den schlimmsten Einfluss übten, zu denen jeder einzelne Stellung nehmen musste. So auch Prischuch.

'Das Schisma hat schon viel zu lange gedauert, und es ist die höchste Zeit, dass es ein Ende nimmt (125 ff., 541 ff.). Schon an die 40 Jahre währt es jetzt (967 ff.). Mit Urban VI. begann es, gegen den sich Clemens VII. in Avignon erhob. Acht Päpste hintereinander lösten einander ab, und immer dauerte die Spaltung fort. Aber keiner von ihnen war auch des Thrones würdig, bis auf den einen Gregor XII., der durch seinen Schutzherrn Malatesta von Rimini in Konstanz seinen freiwilligen Verzicht verkünden liess. Zuletzt gab es gar drei Päpste zu gleicher Zeit: den eben genannten Gregor, dann Benedict XIII., Petrus de Luna, und Johann XXIII., Balthasar Cossa. Sie alle hätten wissen müssen, dass es, wie es nur einen wahren Christenglauben gibt, auch nur einen wahren Vicar Christi geben könne; ebenso wie es ja auch nur einen wahren Gott gebe.' — Und wie erklärt sich nun eine solche Irrung? — *Das macht symony, der dystel!*

Die Simonie ist unserm Patrizier die Wurzel alles Uebels. Dem *gross maister Bernhart* stimmt er darin völlig bei:

*das got hab ainikait lang gespart,*
*das pfaffheit nit hab gottes huld:*
*Das machet symony ir schuld.*
*. . . . woltens symony ablan*
*so liess got ainikait vff gän.*

In den Versen 1174—2306 äussert er sich des Näheren über diese *symony*.

'Dieselbe hat ihren Ursprung in der *geittikeit*, dem *gitz* der Geistlichen. Unter deren schädlichem Einfluss stehen mehr oder minder alle, Hohe und Niedere, Kardinäle und Bischöfe wie die Pfarrer. Ihr ganzes Sinnen und Trachten steht nur auf Gewinn. Alle und jede Gottesgabe ist um

Geld feil. Jedes Bistum, jede Abtei, jede Pfarre und Pfründe so hoch wie möglich zu verschachern und so ihre Einkünfte so gross wie möglich zu machen, ist die einzige Sorge. Wo denken die Pfaffen nur hin? Gerade den *gitz* hat Gott strengstens verboten. Sie mögen doch nur in der heiligen Schrift nachschlagen oder im Dekretal, sie sollen doch nur mal an Christi eigene Worte denken: „Umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es auch.“ Aber keiner kehrt sich daran; jeder führt sein gottloses Leben unbekümmert weiter. Sie haben eben keine *conscientia* mehr. Aber wenn sie so die Sache der Wahrheit hintergehen und schädigen, so schädigen sie sich schliesslich nur selbst: denn sie betrügen sich damit um ihre eigene Seligkeit. Das werden sie auch nach ihrem Tode merken. Simonie tötet die Seele wie Gift des Basilisks.'

Prischuch redet hier eine energischere Sprache. Man merkt, dass der Dichter sich hier nicht mehr auf Traditionen und Quellen stützt, sondern aus eigener Erfahrung spricht. Streng und frei geht er vor, mit Bibelzitaten seine Aeusserungen stützend und kräftigend. Scharf betont er die Forderung, dass jeder Geistliche nur die Seelsorge einer Pfarre innehaben soll. Unverhohlen wälzt er alle Schuld an dem Niedergange der Kirche diesem Treiben der Geistlichkeit zu. Und kräftig schliesst er mit dem Hinweis auf die Prophezeiung der heiligen Hildegard von Bingen seine Philippika ab.

Hier verlässt ihn seine angeborene bescheidene Zurückhaltung fast völlig. Seine Entschuldigung den guten tüchtigen Geistlichen gegenüber wird zur blossen Formel, und die kurz angedeutete Hoffnung, man werde ihn ob seines Freimutes nicht strafen, klingt auch nicht zaghaft und ängstlich. Wenn er endlich sich auf einen der vielen Mängel beschränkte, die die Kirche an Haupt und Gliedern aufwies, so führte er diesen einen Punkt, gerade den wundesten aller, dafür *in ernst* nachdrücklich durch. Einen tiefen

historischen Blick beweist er ja auch hier nicht; seine Argumente fliessen mehr aus dem Herzen als aus der Reflexion. Jenes Sinken der Kirche sah er als etwas Unabänderliches an, nicht als ein Strafgericht Gottes, bestimmt, die Menschen zur Umkehr zu mahnen (s. d. Verse 538, 982 ff.), sondern als ein Werk des Teufels, der die Geistlichen zu ihrem sündigen Leben verführt hat.

Als das einzig mögliche Mittel der Abhilfe erscheint ihm nun das Konstanzer Konzil. Von ihm wie von dem neuzuwählenden einigen Oberhaupte der Kirche erwartet er einen völligen Umschwung (1043 ff.). Er setzt in die Mitglieder der glänzenden Vesammlung das höchste Vertrauen: *kain symony noch kunterfay hab da gehebt noch pfaff noch lay*. Zweierlei stellt er dem Konzil zur Aufgabe. Eines wird nur einmal beiläufig genannt: *den cristen glauben defendieren* (535). Um so nachdrücklicher wird das andere hervorgehoben: Beseitigung des Schismas und Wahl eines neuen einigen, frommen und gerechten Papstes (s. d. Verse 976—81 und 237 f., 536, 809 f.). Dessen Hauptsorge müsse dann die Unterdrückung der Simonie u. s. w., kurz die Reformation der Kirche sein (V. 1043—52). Die Wahl dieser rechten tüchtigen Persönlichkeit sei der *stain phylosophorum*, der alle Schäden heile, uud den man in Konstanz zu suchen habe (701 ff.).

Prischuch verlangt zwar nirgends ausdrücklich, dass die Reformation nach der Neuwahl des Papstes vorgenommen werden solle, wodurch er sich gegen den angebeteten König mit dem Klerus einverstanden erklärt hätte,[41] aber nach seinen Ausführungen stellt sich die Sache doch so dar. Hierin verriete sich wieder geistlicher Einfluss auf unsern wackeren Patrizier, müsste man nicht annehmen, dass ihm, der ja doch den Ereignissen nachfolgte, vor allem daran lag, dass es überhaupt zu einer Reformation

41. Vgl. hiermit Aschbach, a. a. O. II, cap. 15.

käme, gleichgültig, ob mit oder ohne Mitwirkung des Papstes. Und so ist der kirchlich gesinnte Mann mit dem vorläufigen Ergebnis des vierjährigen Konzils völlig zufrieden. Freudig und des Dankes gegen Gott voll begrüsst er den neuen heiligen Vater, Martin V. Gemäss der hohen Bedeutung nennt er genau den Tag seiner Wahl, den 11. Nov. 1417, und fleht zum Schluss die Gnade und den Beistand Gottes auf den Neugekrönten herab, nicht ohne ihn noch einmal vor Simonie, Bestechlichkeit und Unredlichkeit zu warnen (1751—1836, 1842—49).

## IV. König Sigmund.

Auf seinen König weiss der Dichter alles Verdienst um die endliche Abstellung des Schismas und des damit verbundenen Unglücks zu häufen. Sigmund erscheint ihm fast in einer Aureole wie ein Heiliger. Jede Gelegenheit ihn zu preisen wird begierig aufgegriffen, und so ist am Schlusse die Widmung an Sigmund nicht mehr überraschend, ebensowenig die Einseitigkeit des Urteils über ihn.

'Einstimmig, im Beisein aller Kurfürsten [87—90] ist Sigmund, der Sohn Kaiser Karls, zum römischen König erwählt worden. In seiner Hand ruht die grösste Gewalt auf Erden. Denn wenn er selbst das römische Reich nicht gesehen hätte, so wäre seine Macht schon grösser als die aller andern Herrscher; Böhmen, Ungarn, Siebenbürgen, Szeklerland, Bulgarien, Serbien, Bosnien, die Walachei, Dalmatien, Kroatien und noch viele andere Fürstentümer hat er von seinem Vater ererbt, so dass jetzt keiner mächtiger ist als der römische König. Er ist aber auch ein Landesvater, wie er sein soll; keine Mühe, keine Anstrengung ist ihm zu gross, wo es das Wohl seiner Untertanen gilt; noch nie ist er im Kampfe überwunden worden (733 f.). Sein Ansehen und seine Machtfülle kam denn auch darin zum Ausdruck, wie ihn die fremden Fürsten auf dem Konzil ehrten (1509 ff.), und zeigte sich auch in der „Prophezeiung"

des Ordensmeisters Lucas (492—508). So wünscht denn der Dichter ebenfalls seinem Könige allerorten *glück vnd selden* (116) für alle Zeit, besonders ausführlich in dem langen Abschnitt 1539—1750, wo er ihm für seine Bemühungen um das Zustandekommen des Konzils dankt.

Gott selbst, so will es dem Dichter scheinen, hat Sigmund auf die Erde unter die Menschen gesandt, die verschwundene Einigkeit wiederherzustellen (117 ff.). Denn Sigmund hat die Initiative zum Konzil ergriffen (53 ff.), hat, ohne zu ruhen und je nachzulassen im Eifer, es in kurzer Zeit wirklich zu stande gebracht (96 ff.); er hat das Konzil nach Konstanz gelegt (728), war der erste dort (133 f.), hat weder sich selbst noch Geld und Gut geschont, die Verhandlungen so viel wie möglich zu fördern (1520 ff.). Unaufhaltsam im Interesse der Allgemeinheit tätig, unternahm er die Reise nach Perpignan, Benedict zur Abdankung zu bewegen und, als ihm dies misslang, dessen Anhänger auf die Seite des Konzils herüberzuziehen (1415—1504), wodurch dann auch glücklich die Absetzung Benedicts erreicht wurde; er reiste mit eigener Lebensgefahr weiter nach Paris und London, um den englisch-französischen Krieg beizulegen, der beide Nationen von den Interessen des Konzils abzog (1518—38), immer nur getrieben von dem Bestreben, die Kirche wieder zu einen, gleichsam dem Spruche nachlebend: „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit“ (793—802). Durch seinen Eifer für die gute Sache hat er, der treue Hirt des Konzils (1566), der keiner Bestechung zugänglich (1307—39) durch sein Tun jede böse Verleumdung zu Boden schlägt (1552 ff.), alles zum guten Ende geführt. Und für diesen Erfolg dankt der Dichter Gott, Jesus, Maria, den Engeln und allen Heiligen.

Leid tut es ihm, dass der König für seine vielfachen Aufopferungen nicht einmal verdienten Dank ernten wird, was man von der Welt auch nie erwarten kann. So vergleicht er Sigmund dem Moses, dem ebenso für seine vielen

Mühen um das Wohl seines Volkes nur Undank ward, und bittet Gott herzinniglich, dem König durch seinen gnädigen Beistand den Dank der Welt zu ersetzen, welche Wünsche des Näheren allegorisch-symbolisch ausgeführt werden (1580—1750). Gleichsam tröstend auf den Himmel, wo alles Gute dereinst belohnt wird, verweisend, wünscht er Sigmund wie allen Frommen die ewige Seligkeit (1837 ff.) und widmet ihm am Schluss sein Gedicht *in lob sinr höchsten wirdigkait.* Gefällt es ihm, so ist seine Mühe genug belohnt (1862 ff.).

Wie Sigmund, so lobt er auch in einem längeren Abschnitt dessen erlauchte Gemahlin, die Königin Barbara (811—42). Ihre Schönheit, ihr Gebahren, ihre Tugend lassen sie ihm als das Urbild aller edlen Frauen erscheinen. Besonders rühmt er, dass sie sich den weiten Weg nicht hat verdriessen lassen und ebenfalls nach Konstanz gekommen ist.

Dieser Teil, oder besser diese Teile unseres Gedichtes bergen mehrere Ungenauigkeiten und Fehler.

Falsch ist zunächst die Behauptung, dass Sigmunds Wahl eine einstimmige gewesen sei, denn nur drei Kurstimmen vereinigten sich auf ihn, die andern fielen auf Jobst, und gleichzeitig erhob Wenzel wieder Ansprüche auf den Thron. Erst als Jobst 1411 starb, erlangte Sigmund, der unterdes eifrig für die Sicherung seiner Krone tätig gewesen war, alle Stimmen für sich, und hierbei waren auch nicht alle Kurfürsten bezw. deren Gesandte anwesend.

Die Reihe der Sigmund als ungarischem König und anderweitig unterstellten Länder konnte der Dichter jedem öffentlichen Erlass des Königs entnehmen. Dass der König mehrere derselben nicht mehr oder wenigstens nicht unbestritten in Besitz hatte, war allgemein bekannt. Prischuch drückt sich gewandt um diese Tatsache mit der weitdeutigen Bemerkung herum: *das hand sin vind ain tail verderbt.* Ueber Dalmatien, Bosnien, Serbien, Siebenbürgen, die

Walachei genoss der König nur noch eine Art Oberhoheit, Bulgarien gehörte ihm garnicht mehr; all dies war ihm durch die stetig wachsende Macht der Türken geschmälert oder genommen. Falsch ist ebenso die Angabe: *das behmisch rich hat er geerbt,* wenigstens für das Jahr 1418, denn erst 1419, nach Wenzels Tode, erbte Sigmund die böhmische Krone.

Ebenso falsch ist die zweimal geäusserte Behauptung, Sigmund sei noch nie überwunden worden (734 f. u. 123). Es sei dagegen nur an das eine Nikopolis 1396 erinnert.

Was Sigmunds Tätigkeit beim Konzil anlangt, so ist es richtig, wenn Prischuch alle Verdienste um dessen Zustandekommen, Durchführung und Förderung dem Könige zuschreibt; denn mehrfach, wie beim Kampf um die Abstimmung nach Nationen, bei der Flucht Johanns, wo das ganze grosse, die kühnsten Erwartungen der abendländischen Völker erregende Einigungswerk aus den Fugen zu gehen und ins Wasser zu fallen drohte, hielt Sigmunds reger Eifer und seine Entschlossenheit die verschiedenartigen Elemente zusammen. Nur dass unseres Dichters Glaube an die Selbstlosigkeit seines königlichen Herrn für uns heute nicht mehr stichhaltig ist. Auch seine Entrüstung über den Bestechungsversuch erscheint uns heut nicht so ganz am Platze; wissen wir doch, dass der König bei seiner Verschwendung und ewigen Geldverlegenheit mehrmals nicht sehr skrupulös war, wenn ihm Geld geboten wurde. Auch die Städte hatten zum grossen Teil nur ihrem stets bereiten Geldsäckel die freundliche Geneigtheit des Königs zu verdanken. Doch diesen Ueberblick konnte die zeitgenössische Welt über den Charakter und das Tun und Handeln Sigmunds nicht haben, besonders unser Dichter nicht. Und wenn wirklich hie und da sich ein Fehler und Makel zeigte, so wurde er durch die unleugbaren, dem Auge jener Tage unermesslich scheinenden Verdienste Sigmunds reichlich in Schatten gestellt. Aus diesen Ver-

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA



hältnissen heraus erscheint das Urteil Prischuchs über Sigmund, sein Rühmen und Preisen, wohl verständlich. Und sein Urteil deckt sich mit dem seiner Zeitgenossen. Der Kölner Chronist (Städtechr. Köln III, S. 745) z. B. erklärt kurz und bündig: *„Sigemont . . . dede grois dinge bi dem Cristen glowen, ind dairumb is he gelovet boven vil keiser ind koninge.“*

## V. Die Tendenz der Dichtung. Schlussbetrachtung.

*Dès concilis gruntvest* ist als historische Quelle in allen ihren Teilen völlig wertlos. Fehler, Unklarheiten, bewusste Verhüllungen wechseln bunt mit Richtigem ab. Von dieser Seite her betrachtet, wäre das Gedicht also ohne jedes Interesse. Um so mehr gewinnt es aber eben dadurch von anderer Seite.

Aus allen bisherigen Erörterungen geht mit Deutlichkeit hervor, dass es Prischuch nicht auf historische Treue der Darstellung ankam. Sein Werk sollte keine Chronik werden, sondern war und ist ein „Gedicht“. Und wenn es von ihm selbst immer nur *ticht* genannt wird, so trifft diese Bezeichnung auch auf den Inhalt, nicht nur auf die Form, zu.

Im Mittelpunkt des Ganzen steht der König, er und sein Lob sind der Selbstzweck des Werkes. Um ihn herum gruppiert sich alles andere, nur im Hinblick auf ihn gewinnt es Bedeutung und Interesse. Seine Persönlichkeit, seine lautere, edle Selbstlosigkeit und Uneigennützigkeit, sein unablässiges und stets bereites Eintreten für die Angelegenheiten des Konzils, d. h. für das Wohl der ganzen abendländischen Christenheit, und der Glanz, der davon auf ihn zurückstrahlt: das war der Vorwurf, den der Dichter ausführen wollte. Sigmunds Verdienste mussten aber um so heller hervortreten, sein Ruhm um so mehr leuchten, je mehr einerseits die Zustände, denen das Konzil, sein Werk, abhelfen sollte, hervorgehoben wurden, und je glänzender, herrlicher, prächtiger andererseits die Versammlung, die in Konstanz tagte, geschildert wurde.

Deshalb kann sich der Dichter nicht genug tun, Namen über Namen aufzuzählen, deren Anwesenheit in Konstanz ihm ganz gleichgültig ist; nur deshalb fügt er zur *floritur* Namen wider besseres Wissen hinzu, weil sie durch ihren Ruhm, wie die Templer, oder durch ihr ehrwürdiges Alter wie der Orden St. Pachomius, zur Erhöhung des Glanzes beitragen konnten; nur deshalb berichtet er uns so viele Einzelheiten von den Wissenschaften u. s. w.

So kam es auf die Richtigkeit der einzelnen Angaben garnicht an; so wurde etwa eine Teilung der Konstanzer Verhandlungen und Beschlüsse nach Konzils- und Reichstagsangelegenheiten hinfällig, und so wurde auch die Anordnung der einzelnen Teile, so schlecht und wirr sie künstlerisch ist, inhaltlich belanglos. Sigmund ist der Angelpunkt des Gedichts, um den sich alles dreht, und nach des Dichters Meinung auch der des Konzils, er ist die Sonne, durch die alles erst Licht und damit die Möglichkeit des Daseins und Werdens erhält: er ist *des concilis fundament, des concilis gruntvest.*

Gerade durch diese Tendenz wird das Gedicht wertvoll. Es ist ein Zeichen für die grosse Verehrung, die König Sigmund genoss, namentlich in den Städten und speciell in Augsburg, und bezeugt anderseits die ungeheure Erregung der gebildeten Laienkreise über die kirchlichen Zustände und die Sehnsucht nach Abhilfe. Es wird somit zu einem lehrreichen Stimmungsbild aus der klösterlichen und städtischen Welt aus dem Anfange des 15. Jahrh. und zeigt, welche lebendigen Kräfte hier wurzelten, Kräfte, die früher oder später eine Wandlung bedingen mussten. In diesem tieferen Sinne ist es doch eine historische Quelle.

## B. Das consily zů Costentz.

### Schlossred von küng Sigmunds lobred.

Auch dieses zweite Gedicht (992 Verse) ist nur in diesem weitern Sinne historisch wertvoll. Tatsächliche Angaben fehlen

hier: die eine über die Sitzung, der Prischuch in Konstanz beiwohnte, kennen wir schon (S. 22). Mit den Reformbeschlüssen des Konzils (z. B. vom 21. März 1418) hängt offenbar zusammen seine Kritik der kirchlichen Zustände. Aber solche Gedankengänge waren alltäglich und lassen kaum eine Identifizierung zu. Ich gebe, weil das Gedicht bisher noch nicht publiziert ist, den Inhalt genauer an.

Eine kurze Anrufung Gottes als des Allmächtigen, Allumfassenden leitet das Gedicht ein (1—5).

*Got, aller creatur vrspring,*
*am anfang schöpfer aller ding,*
*als das der himel ring vmbgrift,*
*was die vier element vß wift,*
*als firmament, planeten ganck!*

Dann geht es unmittelbar in medias res. Prischuch erzählt, er sei nach Konstanz gekommen, und habe die hohe Versammlung selbst gesehen. Er giebt eine kurze Aufzählung, bewegt sich dabei aber ganz im Allgemeinen. Dann folgt seine Angabe über die uns schon bekannte Sitzung, in der alle fünf Nationen vertreten waren. Prischuch fand sie in einem *schönen huß,* in dem jede eine besondere *kamer* innehatte (29—31). Gott selbst habe durch König Sigmund dies grosse Werk zu stande gebracht (39 f.) und ihm sei es auch zu danken, wenn *die vier vnd fünfzig stimm in rechten eren, gottes minn gantz über ain recht worden sind.* Darüber freuten sich alle Christen und nur die *bösen,* wie *juden, ketzer, haiden,* wären damit unzufrieden (48—54).

Es folgt die Angabe der Dauer des Schisma (40 Jahre), das endlich im Jahre 1417 durch die Wahl Martins V., der vorher Kardinal zu Rom war und aus dem Geschlecht *von der sul* stammte, aufhörte (55—77). Den Tag der Wahl könne man den *tag der fröden* nennen und auf ihn den Osterpsalm anwenden: „Dies ist der Tag, den der Herr macht; lasst uns freuen und fröhlich darinnen sein!“

Nie habe, so ruft der Dichter aus, sein Herz grössere

Freude empfangen! Es sei ihm, als wäre er im Himmel, wohin *Sant Pauls enzuckt ward.* Dankerfüllt preist er Gott den Herrn, dessen Weisheit und Gnade alles so herrlich geordnet, und rühmt König Sigmund, dessen feste Beharrlichkeit und unermüdliche Aufopferung das *cisma*, das 40 Jahre gewährt, nun beendet habe.

*Er ist der* (sc. *ainikait*) *so lang nachgeraiset*
*ins ellend, da sy was verwaiset,*
*bis das ers doch haimlich fand;*
*hat sy her wider pracht ins land* (78—132).

Das Schisma gleiche einem falschen Planeten, der 40 Jahre im Zeichen des Saturnus umgelaufen sei. Die Einigkeit habe 40 Jahre lang geschlafen, bis sie Gott durch das Konzil zu Konstanz wieder erweckt habe. Die Einigkeit sei siech und krank gewesen, bis Gott ihr seine Arzenei und Trank gegeben habe. Dass die Einigkeit von ihrer Krankheit genesen sei, dafür loben wir Gott und danken dem Könige, die die rechten Aerzte gewesen seien.

*Die bos falsch irrung sy verflůcht!*
*Der küng die ainikait hat gesůcht;*
*die was verloren vnd ist gefunden.*
*Ainnung Cisma hat vber wunden!*
*Ainnung was tod vnd lebt sider,*
*ist vf erstanden vom tod wider.*

Mit Hülfe des Löwen Juda (= des Königs) ist das Schisma besiegt. Gott habe dem *leo Sigmund* geholfen; wie der *leo sine welff mit stimm vnd gschray vom tod erkůckt* (156 f.), so habe Sigmund die *ainnung transsliert* (?), *mit grosser arbait resussetiert.* Deshalb sei

*got vater geert,*
*des suns lob fast gemert,*
*dem hailgen gaist gesagt gracias,*
*der hailgen driualt, die ye was,*
*ye vnd immer ain götlich wesen.*

Die Christenheit hat ein einig Haupt, des freut sich

die Mutter Gottes, und die Chöre der Engel, die der Dichter uns nach den drei Hierarchieen vorführt, frohlocken. — Es folgt dann eine längere Aufzählung der Preisenden und Dankenden: *der kor der patriarchen* (233), *propheten kor* (235), *chor sanctorium, senatus apostulorum, chor aller martrer* (240), *der peichter chor, schar der sälig junckfrawen* (245), *als himlisch her* (253) und *die sel, die im fegfür lident rost* (256); am Schluss fällt der Dichter selbst in den Chor ein:

261. *Dich ewig got laudamus,*
*allmächtig, glorifficamus!*
*gloria, herr in celis!*
*benedictus, laudabilis!* u. s. w.

So geht es noch fort bis Vers 330; eine grosse Fülle von biblischen Bildern zeigt wieder des Dichters genaue Kenntnis der Schrift; wieder werden die Begriffe *cisma* und *ainnung* gegenübergestellt. Die *ainnung* wird endlich als ein lang ersehnter Gast begrüsst, und Prischuch fordert alle Christen auf, diesen lieben Gast durch würdige Geschenke zu fesseln. Als solche schlägt er vor (305 ff.): *recht gericht, recht gwalt*, Halten der 10 Gebote, Vermeiden aller Sünden und Zauberei, Beachtung der *acht salikait*, Unterlassung von *nyd vnd has*, Liebe und Verehrung für den Glauben und *des hailgen gaistes syben gaben, götlich minn, glaub vnd zůversicht, demůt, warhait, gerechtikait* und anderes. Mit dem Wunsche *got geb vns alles, das wir petten!* (330) schliesst dieser Teil.

Prischuch wendet sich wieder den praktischen Dingen zu und behandelt zunächst die Pflichten des neugewählten Papstes (331 ff.). Er solle nur gelehrte Männer zu Priestern weihen, Simonie verbieten und auf ein ehrbares Leben der Geistlichen sehen. Im Anschluss daran unterzieht er die gesamte Hierarchie einer Kritik. Alles wäre jetzt für Geld feil, sogar die heiligen Sakramente (345); dem könne der Papst recht wohl entgegentreten, wenn er durch genaue Aufsicht auch dafür Sorge trage, dass jeder Geistliche

durch *zechend vnd widem* erhalte, was er notwendig brauche sein Leben zu fristen. Das reiche auch zu, denn der *zechend* sei ja fast nur für die Pfaffen, wie *kayser Constantin* bestimmt habe. Aber jeder Pfaffe müsse und könne nur dann auf den *zechend* Anspruch erheben, wenn er ihn im Dienste Gottes verdiene, andernfalls gereiche er ihm und seiner Seele zum Schaden (— 380). Aber auch die Laien gehen nicht leer aus. *Ir presten sol man auch rüren*, meint der rechtliche Dichter und wirft ihnen das Schwören und Fluchen, Meineid, Treulosigkeit, Wucherei, Ehebruch, falsches Urteil, Ehrabschneiden, Raub und Brand vor, alle ermahnend und warnend. Dann wendet er sich wieder der Geistlichkeit und deren schlimmstem Fehler, ihrer Weltlichkeit und Simonie, zu (397 ff.). Besonders rügt er, dass die hohen Geistlichen, Bischöfe und Prälaten, alle Einkünfte in ihre Taschen stecken zu Ungunsten tausender armer Pfaffen, die allein eigentlich durch treue Arbeit im Dienste Gottes ein Recht darauf hätten. Und gerade diese seien die Ehrbaren, Frommen und Tüchtigen, Gebildeten. Aber nur Geld helfe zum Ziele; dann könne man so dumm und verdorben sein, als man wolle. Jener Armen solle sich der Papst erbarmen und annehmen, sie solle er nach Verdienst belohnen; dann könne er dereinst frei und ledig vor Gott hintreten. Andern Falls aber fahre er in die Hölle. Ebenso solle der Papst darauf dringen, dass die Geistlichen wirklich ihres Amtes walten, sonst würde es ihnen übel ergehen, denn:

*Von brůder Berchtolt man das hat*
*in siner predig vnd von Sybill,*
*was in der sach ist gottes will.*
*Methodius auch etwas setzt,*
*das gaistlich volk wird fast geletzt.*
*Apokalipsis sagt auch me*
*von dry grossen schwären we,*
*was vber gaistlich volk kompt,*

*den layen es auch nit gefrümt.*
*Von Bingen die lieb sant Hiltgart,*
*die setzt in Irem buch so hart*
*über gaistlich volk gar schwärlich*
460. *vnd Cismas, schribt gar gefärlich.*
*Woll gaistlich volk sich nit an lan*
*bas, es möcht in übel gan.*

Es scheint dem Dichter, wenn er die ganze Verrohung und Entsittlichung der Welt betrachtet, ein Strafgericht Gottes zu sein, wenn jetzt allüberall in der Welt Erdbeben und Ungewitter vor sich gehen, das Erdreich sich unfruchtbar, sauer und bitter zeigt, in Frankreich, Lüttich, Ungarn, Preussen und Schottland der Krieg wütet, Misswachs und Hagel, Hungersnot und Teuerung kommen, die Pest umherschleicht, wenn Mann gegen Mann, Volk gegen Volk sich erhebt, Meineid, Falschmünzerei und bestochene Richter die Welt verderben, der Vater das Kind, die Kinder die Eltern, der Bruder den Bruder, der Freund den Freund betrügt, wenn die Ketzer sich neu erheben, wie Huss in Böhmen (505), der die Menschen mit der ketzerischen Lehre Wicleffs verführt und leider grossen Anhang gewonnen hat (507 *das hat gewürtzet laider wit).* Alles das hält er für Vorläufer und Ankündiger des nahenden Antichrist (511), der vom Patriarchen Jakob, und zwar von dessen Sohn Dan abstammt. Darum, so schliesst Prischuch, sollen Papst und König — und mit des letztern Erwähnung leitet er zu seinem Schlussteile über —, sollen Martin und Sigmund dies alles beherzigen zum Heil ihrer Seele, die Gerechtigkeit lieben und sich die Beispiele früherer Machthaber zur Warnung oder zum Vorbild dienen lassen (463—535).

536. *Das dicht küng Sigmund ich yetz end*
*mit seinen gnaden vnd vrlob*
*vnd beger dar vmb kain guldin gab,*
*dar vmb in kainen weg ze lon.*

*Sein gnad mags mich ergetzen tůn,*
*das mir nützlich ist nach eren;*
*den lon wolt ich haben geren.*
*Das ticht sich schier dar nach beschlüst,*
*ob es küng Sigmund nit verdrüst.*

Des Gedicht schliesst aber noch nicht so bald. Die Redefreude des Zeitalters siegt über des Dichters Vorsatz, denn es folgen noch 148 Verse, d. h. ein Fünftel des Ganzen. Prischuch kann sich nicht enthalten, sein Wissen noch kurz vor Toresschluss leuchten zu lassen. Er hält dem Könige, der wert sei, auf eines Kaisers Thron zu sitzen, nichtsdestoweniger einen Regentenspiegel vor, indem er eine Reihe von heidnischen, jüdischen und christlichen Kaisern und Königen als gute und schlechte Beispiele vor seinem Auge vorbeidefilieren heisst. Zuerst kommen die *frummen*, *pesten* unter ihnen und zwar zunächst die Heiden: Cyrus, Julius Caesar, Augustus, unter dem *got ze menschen ward*, geboren von Maria, dem *rainosten vaß, das nie von kainer sünd ward naß;* weiter Tiberius und Titus, Vespasian, der Christi Tod rächte, und Trajan. Von jüdischen Herrschern: David, Salomon, Josaphat und Zedekia, Jotham und Josias. Von christlichen: Philippus (nahm zuerst die Taufe an), Constantin, der *gar hocher wirdikait genoß vmb sein manigualtig gůt*, Heraklius, der mit St. Helena das heilige Kreuz fand, Narcissus und sein Sohn Kaiser Dietrich, Justinian, der das Rechtsbuch zusammenstellte, Theodosius, Leo Constantin, der auf Unterricht im *lantrecht* hielt und St. Stephans Leiche nach Rom brachte, und endlich Kaiser Karl (621). An diese alle, die immer durch gerechte Gewalt und Gericht im Glück lebten, solle Sigmund denken. Gerechtigkeit wird immer belohnt, Ungerechtigkeit immer bestraft. Das zeigen die schlechten Regenten: Nabochodonosor, der *wutrich kung Pharo*, der im roten Meer zu Grunde ging, Saul, Jerobeam, Joram und Achab, der Naboth tötete, Achasja, Asa und Amon,

Herodes bei den Juden und unter den Heiden Nero, Decius, Domitian, Diocletian, Julian und der noch schlimmere Maximian, die alle in der Hölle geendigt haben (656).

An alle diese Könige solle sich Sigmund erinnern und *das bös, das gůt nemen.* Dem *besten tail* solle er folgen, damit ihm *gůt vnd er nit zerrint,* eingedenk der Worte des Psalmisten: „Ich bin jung gewesen und alt geworden und habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen". Dann folgt der Schluss:

*Das ticht sy küng Sigmund geschenckt,*
*der fürstlich er nie hat bekrenckt,*
*mit wort, mit werck nie hat geletzt.*
*Des werd sein sel von got ergetzt,*
*da es im aller liebest sey.*
*Das geb got ain vnd namen drey,*
*die behüten vns vor bösem flůch. —*
*Das ticht hat Thoman Pryschůch*
*vß gemacht, das dy warhait ist,*
*da viertzechen hundert jar het Crist*
*ze Augspurg mer achzechen jar*
*diuisio zwölffbotten; das ist war.*

---

Um die Beurteilung des tatsächlichen Materials, des Thomas Prischuchs Gedichte liefern, zu erleichtern, stelle ich das Wichtige hier noch einmal kurz zusammen, indem ich für alle Einzelheiten auf meine Anmerkungen verweise.

Notorisch falsch sind, abgesehen von der Aufzählung der Schulen Roms, Athens, der Orden St. Pachomius und der Templer als Teilnehmer und der Bezeichnung Polen-Warschaus als Königreich, besonders die Behauptungen: Sigmund sei einstimmig zum römischen König gewählt worden, habe (1418!) Böhmen geerbt und noch nie eine

Schlacht verloren. Verhüllt ist, dass Sigmund nicht zuerst in Konstanz gewesen ist, und dass er nicht mehr im völligen Besitze aller seiner Kronländer war.

Richtig sind dagegen folgende Angaben, die in ihrer Wahl erkennen lassen, welchen Ereignissen man damals Wichtigkeit beimass: Die Standeserhebungen Friedrichs von Hohenzollern und der Grafen von Kleve und Savoyen, die Erwähnung Ludwigs von der Pfalz als königlichen Vikars, Ludwigs von Brieg und der Grafen von Schwarzenberg als der Ratgeber Sigmunds, die Revision der Benediktinerregel, die indische Gesandtschaft. Ausserdem der Name des Ordensmeisters der Brigittiner, Lucas, sowie die Doppelgesandtschaft Schwedens, beides immerhin wertvolle Bestätigungen anderer Ueberlieferungen. Beiläufig erwähnt sei auch die Angabe des Datums der Sonnenfinsternis vom 7. Juni 1415.

Neu, sonst unbekannt ist die Erzählung von dem Bestechungsversuch an Siegmund, und dass der Ordensmeister Lucas Sigmund und Johann XXIII zu beeinflussen gesucht habe.[42]

---

42. Mit jener „Sitzung", der Prischuch beigewohnt haben will, scheint mir jetzt zweifellos das Konklave zur Wahl Martins V gemeint zu sein. Prischuch irrt sich nur in der Zahl der Stimmen um eine: es waren 53, nicht 54. Im übrigen stimmt er aber mit seiner Schilderung so mit der Richentals z. B. überein, dass allein das Konklave gemeint sein kann. Vgl. Richental S. 111, 116, 118 ff. v. Hardt IV, 1473, 1479 f.

## V. Die Sprache.

Zwischen der ersten Niederschrift der Gedichte und Erlingers Abschrift, die einem kritischen Texte zu Grunde gelegt werden muss, liegt eine Zeit von 51 Jahren. Die Differenz ist gross genug, um die Frage zu rechtfertigen, ob der Sprachstand Erlingers mit dem des Dichters noch identisch ist. Für Prischuchs Sprache zeugen nur die Reime, für Erlinger die ganze Handschrift. Beide, die Reimuntersuchung wie die Darstellung der handschriftlichen Orthographie, sind daher gesondert zu behandeln. Ich unterscheide sie im Folgenden durch den Druck. Auf die letztere ist mehr Raum verwandt, als sonst üblich, aber die genauere Analyse der Schreibweise Erlingers hat wegen ihrer sorgfältigen Art auch ein eigenes Interesse, zumal da auch er in Augsburg zu Hause ist.[43]

### I. Abschnitt: Lautlehre.

A. Vocalismus.

1. ă Dehnung wenigstens vor Liquiden bezeugen die Reime *Cardinal : zal* 151, *gar : zwar* 325[2].[44]

Umlaut. Die Reime zeigen im Part. und Prät. schwacher Verba umgelautete Formen: *gefert : verzert* 1329, *nennt : gesent* 487, *gesennt : Orient* 957, : *sacrament* 1131,

---

43. Vgl. zu diesem Teil F. Kauffmann, Geschichte der schwäbischen Mundart 1890 (= K), K. Weinhold, Mittelhochdeutsche Grammatik[2] 1883 (MG.), derselbe Alemann. Gram. 1863 (AG.) A. Birlinger Augsburgisch-Schwäb. Wörterbuch 1864 (B.) u. F. Scholz, Geschichte der Schriftsprache Augsburgs. Acta Germanica V. 2 1898 (S).

44. Der Index 2 deutet auf das zweite Gedicht.

*geschennt : Clement* 1082, wie daneben umlautslose: *halt : gezalt* 195. *halten : erzalten* 329, *erzalt : alt* 507, *genant : sant* 233. *gesant : hant* 371, *: lant* 1031, *genant : Engelant* 739, *Lamparten : verzarten* 921. Prischuch sprach also wohl *gezelt* u. s. w., gebrauchte aber im ererbten Reim die alten umlautlosen Formen.

Im Versinnern vermissen wir den Umlaut nur selten: *halt* 1494, *mang* (aber *mäng* 272, *menger* 352, *mengerlay* 390) *schamlich* 523 *(schämlich : nämlich* 127), *verstandnüß* 1652, *erkantnüß* 1716 neben *gedächtnüß* 1645.

Erlingers Bezeichnung des Umlautes schwankt. In der Regel verwendet er *e* für den älteren (Ausnahmen *vält* 1239, *verpränt* 1115), *ä* für den jüngeren (einmal *mechtig* 308).

Kontraktion des Umlauts-*e* mit dem Suffixvokal nach Beseitigung des Stammauslautes findet sich fast nur bei *tragen* und *sagen*. Prischuch reimt einmal 878 *glait : biderbkait*, sonst zu *e*, *ae*: *geset : het* 31, *tet : let* 93, *stet : abgeset* 1497. Der Kontraktionslaut war also ein helles offenes *ae*.

Dazu stimmt Erlinger, der in der Mehrzahl ä schreibt: *trät* 69, 283, 297 u. ö., *tret* 71, 286, 319 u. 372, *gelet : set* 243, Vgl. K. S. 91.

Sogenannten „unechten Umlaut" (MG. § 21) beweist der Reim *ächt* (octo) *: recht* 1018.

Im Versinnern ist *ächt* (octo) noch zweimal und einmal (1874) *glentz* belegt. In *hentschůch* 1668 steckt wohl der Plural *hende*. Die alemannisch beliebte Rundung des *e* zu *ö* ist nur für Erlinger gesichert: *frömder* 1067, 1526, *schöpfen* 1368, *zwölff* 1129 u. ö., *wöll* 1297 u. a.

2. ë Klangfarbe. Prischuch reimt altes *ë* auf das Umlauts-*e*, namentlich in Reimen auf *heben : lebt : erhebt* 51, 1853. *eben : heben* 109, 973, *leb : heb* 607, 1405, *heben : geben* 1311, *leg : pfleg* 1381; sonst nur bei schwachem Umlaut: *ächt : recht* 1017, *geschlecht : recht* 1043, *vält : welt* 1239.

Die Reime zeigen auch eine reich entfaltete Dehnung zu *ē*: *ler : gēr* 3, *glert : gērt* 43, *begērt : kert* 497, 1221, 150, *begērt : verrert* 1337, *geert : wērt* 1513, *erst : begērst* 565, *eren : begēren* 1787, 541[2], *geert : begērt* 595[2], *er : hēr* 121, 959, *her : er* 209[2], 577[2], *sel : gēl* 1443 u. a. Hiernach scheint fast nur *r* diese Wirkung gehabt zu haben.

3. ĭ. Erlinger wechselt in der Bezeichnung zwischen *i* und *y*. Das *y* steht in Fremdwörtern und fremden Eigennamen: *anagoyce* 1726, *phylosophy* 644, 999 und dessen Derivativen, *cyrogromacy* 633, *fryul* 157, *hyspany* 741, 1479 u. s. w. Doch dominirt *i* in der Endung *-ieren*, *-iert*. — In deutschen Wörtern findet sich *y* fast ausnahmlos in *ye* und seinen Zusammensetzungen (735 *nimer*). Dass es im Pronomen *sy* fest ist, beruht wohl auf der durchgehenden Neigung, im Auslaut *y* zu setzen.[45] Bei *ī* zeigt sich derselbe Wechsel einmal im Anlaut: *yttel* 286, 409 u. *itel* 468.

Kontraktion erscheint selten und bietet nichts specifisch Alemanisches: *līt : zit* 20, : *wit* 80, : *gīt* 217; *gīt* noch: *zit* 972 (im Versinnern nur 1209 u. 1577).

Dehnung. In der *î*-Klasse der starken Verba hat der Sing. Prät. das alte *ei* zu Gunsten des *ĭ* des Plur. aufgegeben, wobei letzteres zu *ī* gedehnt wurde: *Petriner : schīn er* 469, *schrib : blīb* 363. Vgl. ausserdem *elixir : mīr* 689, *Ludweig : sīg* 885.

4. ȯ Im Reim wird der Umlaut *ö* geschrieben; *höff : bischöff* 1185, *töcht : möcht* 1460, *sölt : wölt* 1461 *(solt : wolt* 809*)*, alles nichts sicheres.

Die Handschrift zeigt überwiegend *ö*, z. B. *vögel* 613, *götlich* (29 mal, *gotlich* 4 mal), *höflich* 232 (*hoflich* 632), *röcke* 421. Dagegen heisst es stets *loblich* (11 mal, *loblichkait* 1610) und *kostlich* (10 mal).

Der Apex dient weiter zur Bezeichnung eines nachschlagenden Gleitelautes, namentlich vor *r* (K. S. 70): *bekör* 1198 (: *vor*), *dört* 1708, *mört* (= mordet) 1250, *örden* (10 mal) 477 im Sing., so dass an keinen Umlaut zu denken ist, *zörn* 1369 (: *verlorn*). In den Formen des Verbums *komen* : *kȯm* (conj. praes.) 530, 1442, (sing. praet.) 809, 850, 870, 880, 1024 (: *näm*), *kömen* 168, endlich in *pömp* 1235 soll der Apex vielleicht die Nasalierung des Vokals andeuten.

Die Reime beweisen die Dehnung zu *ō*; namentlich vor *r*: *kor : Victōr* 373, *toren : verlōren* 1125, *vōr : kor* 1735,

---

45. Eine tiefere Aussprache des *i* in *nimer*, *immer* durch *y* anzudeuten, braucht also nicht, wie S. S. 359 will, in der Absicht der Schreiber gelegen zu haben.

205[2]; — vor ch: *Anthyōch : zoch* 153, *floch : nōch*, Vgl. AG. § 43 und K. S. 70.

5. *ŭ*. Die Reime bieten hier nur geringes Material. Für den Umlaut sind sie beweislos: *züchten : früchten* 395, *sünd : verkünd* 1243, *: vrkünd* 1843 u. a. Wertvoller erscheint *gelückt : erkickt* 117, Erlinger schreibt aber sonst *erkückt*. Dementsprechend wird auch *verdrückt : erkückt* 1052 und weiter *vnderdrückt : gezückt* 617 zu beurteilen sein. Dagegen zeugt *schilt : gült* 1059 sicher für die Entrundung des Umlautes *ü* zu *i*.

Die Reime von *-tům : -um* (*basiliscum : bistům* 1255, *consilium : kaysertům* 861, *bistům : Christum* 339[2]) sprechen für einen Monophthong, der nach dem Reim *studium : kom* (praet.) 181 nach *o* geklungen haben könnte (K. S. 100). Nur für Senkung des *u* vor Nasal zu *o* kann *stünd* (hora) : *günd* 1451 zeugen, wenn anders der Apex bei *stund* eine Bedeutung haben soll. S. *ū*!

Der Reim *vff : schruff* 107[2] könnte ebensowohl die Kürzung des einen wie die Dehnung des anderen *u* beweisen.

Erlingers Schreibung ist in der Verwendung von *u* für den Inlaut (*vn vberwunden* 123 bildet keine Ausnahme), *v* für den Anlaut (*über* 534, 297, *und* 11, 81, 316, 497, *under* 210, 365, *unser* 439) streng geregelt. Im Auslaut wechselt *u* mit *w* ab.

Welchen Wert haben nun die beiden in der Regel über *u* auftretenden Punkte?[46] Das Zeichen *ü* hat bei Erlinger eine Proteusnatur. Die Punkte können: 1.) eine rein graphische Geltung haben wie unser *u* - Haken. Erlinger schreibt in der Regel *u* für *w*, *f* (*v*) und fremdes *v*. Hierunter finden sich dreimal (*geüaren* 553, *Praüant* 900, *Naüerren* 759) die Punkte. Sollen sie die konsonantische Natur des *u* charakterisieren? — In *au* = mhd. *â* schreibt E. dreimal blosses *u*; dreimal aber wieder *ü* (*begaübt* 1785, *plaüg* 1301, *waürlich* 1010.), wodurch E. wohl dieses *u* als nicht notwendig bezeichnen will, wie er ja auch zumeist *a͛* für unechtes *au* gebraucht. — 2.) bezeichnen die Punkte den Umlaut. E. ist hierbei mehrmals ungleichmässig. Er schreibt z. B. 10 mal *vber*, 7 mal *vber*, 23 mal *für*, aber einmal *fursichtig* u. a. m. Manchmal

46. Die Fälle in denen es = mhd. iu und üe ist, scheiden hier natürlich aus.

scheint ein Umlaut unsicher oder ungewöhnlich: *lützel, wünschlich, würcken, vnmüglich, gezückt, pünntnüß* (vgl. S. S. 400), *bürgen* (pl. von *burg*), *früchten* (inf.), *mügt*. Endlich steht *u* mehrmals, wo man den Umlaut erwarten möchte: *jungern* 1215, *lugnern* 1555, *stuck* (pl.) 1067 u. a. — 3.) Vor Nasal deuten sie etwa die Senkung zu *o* an (K. S. 74): *gefrümt* (: *kompt*) 1048, *wünders* : *sonders* 589², *künst* (sg!) *künstrich, künstlos, hünger, hüngert, vmbsünst, vrkünd, wünne, sünne, prünn* (fons), *stünd* (hora), *früm, günst*, zum Teil wieder mit *u*-Formen daneben. Manchmal schreibt E. direkt *o*: *konst* 44, *bsonder* 1379, *bsonderen* 479, *sonders* 590² (daneben *sunder* 402, *bsunder* 386, 651).

6. ā Das lange *a* wurde durch starke Nasalierung dem *au* < *ou* ähnlich; Prischuch reimt unbedenklich *gab : glaub* 1647, *Schwaben : glauben* 941, *babst : glaubst* 135, *begäubt : hůpt* 1785, *zam* (= mhd. *zoum*) *: kram* 1703, *graff : lauf* 925, *frägen : taugen* 597, *hůbt : begaubt* 183², *tauf : straff* 119², *můl : Saul* 641², *frät : bestät* 253² (= *fraut : bestaut* ist wohl als *frouwet : bestât* zu fassen), *vrlob* (= *vrlŏb?*) *: gab* 537².

Erlinger schreibt entsprechend häufiger geradezu *au*, meist *ă*, seltener *ä* und einmal *å* (*fråg* 1302). Auffällig sind *gün* 422 u. *mün* 1062 (Wandelung zu *ãu* vor Nasal; s. K. S. 43 f.). *Ane* erscheint 11 mal geradezu als *one*, 7 mal in der Form *ane*. — Der Umlaut wird graphisch durch *ä*, häufiger durch *e* wiedergegeben. Auch für latein. *æ* tritt *e* ein: *ve, hyppocrite* 1212, *leticia* 326, *prelatur* 1225.

Reime zwischen diesem *e* (= *æ*) und geschlossenem *ê* (*Israhel : quel* 1571 und *er : mer* 17) sind unsicher; *quel* kann man mit *ĕ* ansetzen und *mer* ausser als *mœre* auch als *mêr* interpretieren. Kürzung des Umlautes zeigt *volbrächt : schlecht* 399, *versmecht : ächt* 1133.

7. ē. Rundung das *ē* bezeugt die Schreibung *kört* (*: begert*) 121².

8. ī. Der Dialekt wiederstrebt aufs Entschiedenste der Diphthongierung zu *ei*. Die verhältnismässig geringe Anzahl *ei* bei Erlinger wird dem Einfluss des nachbarlichen Baiern zuzuschreiben sein. *ei* tritt am meisten in den Wörtern auf, die am häufigsten in Gebrauch stehen, z. B. den pron. poss. *min, din, sin*, in *dri, si, find* u. s. w. Ausserdem vgl. die Reime *nygromancy : sey* 667, *sey : dry* 1643, *wil : meil* 839, *grübelin : ein* 1367, *feindt : schint* 1875 u. a.

Die Reime geben nicht e i n Zeugnis für den Diphthong, ja *Ludweig : sig* 885 spricht, wenn auch nicht entscheidend,

dagegen; ebenso *Augustin : sin* 1361, *Constantin : sin* 611², *riter (verb.) : witer* 1603 (hs. *rütter : weytter*).

Kürzung erfolgte in dem Suffix *-lich*, z. B. *sich : seleclich* 107, *: adelich* 1523, *dich : wirdeclich* 489, *ich : vnmüglich* 1377. Vgl. S. S. 368 und 355(?).

9. ō. Prischuch reimt *lon : tân* 621, 539², *Rom : tûm* 75². Schwäbisch *o* wurde über *ǒ* endlich zu *ao*. Für unsere Zeit dürfen wir jene Mittelstufe *ǒ* ansetzen. Vgl. K. S. 72 u. unten sub 15.

Erlinger stimmt genau dazu, denn sein ö in *röes* (: *Tolos*) 204, *krön* 731, *schön* (adv. : *synodon*) 13 werden wir mit Recht als *ǒ* deuten. Alle übrigen *ö* sind umgelautete *o*, z. B. *Österich* 923 u. ö., *clöster* 477, *böse* 6 mal, *höchste* 15 mal (aber 1783 *hochsten*), *frölich* 638 (gegen *frolich* 1551) u. s. w. — Einmal (*her* 1382) ist *ö* durch *e* wiedergegeben, was auf breitere Aussprache schliessen liesse, vielleicht aber nur Schreibfehler ist.

10. ū. Die Reime zeigen *ūi*: altes *iu*, was für uns ohne Belang ist, bieten aber sonst kein Material. Spuren des neuen Diphthongs fehlen durchaus. Nur der Reim *arcana : luna* 665 (hs. *archüna : lüna*) = *arc̃na : l̃na* ist noch von Interesse für das Zusammenfallen von *a* und *u* durch Nasalierung. Vgl. K. S. 46 u. 75.

Erlinger folgt hier derselben Schreibregel wie bei *ü* (*uß* nur 4 mal gegen 40 *vß*.) S. o. — Wie er bei *ī* den baierischen Diphthong des öfteren schreibt, so auch hier. Nur 5 mal findet sich geradezu *au*: *tausent : grüsent* 1313, *trawren : natüren* 641, *außgang* 8, *trawren : gebawren* 51². Sonst begnügt sich Erlinger mit seinen beiden Punkten: *büren* 1043, *tüsünt* 1397, *hüs* 1246, *sür : natür* 1192, *: trür* 1574 u. a. Vgl. K. S. 77 Anm. Vor *n* soll wohl wieder die Senkung zu *o* durch Nasalierung bezeichnet werden: *jünio* 1413, *güma : spüma* 691. — Der Umlaut ist stets durch *ü* wiedergegeben.

11. **ai**. Auch hier nur ein Reim von Belang, *hailig : sälig* 621². Vgl. K. S. 61 f. - Man verbinde damit Erlingers *flesch* 1099, *bēde* 766, 853 (gegen 7 *baide*).

Erlinger schreibt sonst in der Regel *ai*, im Auslaut und in der Compositionsfuge *ay* (Ausnahmen: *wißheit* 9, *ein* 707, 386, 407 und *treit : geseit* 731). Ueber das Praet. der *i*-Klasse der starken Verba s. o. sub. 3. Zweimal steht einfaches *a* für *ai*: *an* 212 u. *mannig* 973.

12. **au.** Die Hs. zeigt einigemal $\overset{v}{a}$ statt au, viermal ä: *$\overset{v}{a}$ch*, *h$\overset{v}{a}$pt*, *gl$\overset{v}{a}$bt*; *betäbt*: *bestäbt* u. a. Bei der engen Berührung mit ā ist die Schreibung *a* für *au* leicht erklärlich: *glabst*, *laffen*, *lab*. — Im Auslaut tritt *aw* auf: *plaw*, *fraw*, *Hanegaw* und selten auch im Inlaut, also nur in Fällen, wo das *w* eine etymologische Berechtigung hat. — Ueber die gemein-mhd. Grenzen hinausgehende Vereinfachung zu ō, zugleich wohl mit Verkürzung zu ŏ zeigt *och* 1461 und vielleicht auch *vrlob : gab* 627[2]. S. o. sub 5.

13. **iu.** *rieff : tieff* 1780 ist = *riuf : tiuf*, also ein völlig reiner Reim (vgl. Braune, Ahd. Gram. § 47 Anm. 3). Unrein wäre dagegen *tieff : brieff* = *tiuf : brief* 1071. Aber *iu* beginnt schon mit dem 10. Jh. nach fränkischem Gebrauch auch vor Labial in *ie* überzugehen (Braune, a. a. O. Anm. 7). Vgl. auch den Reim *rieff : schlieff* 1075. Zur Erklärung des unreinen Reimes *vberlüt : betüt* = mhd. *vberlût : betiut* (1079) verweise ich auf K. S. 76 und 83.

Der im Ahd. entwickelte Monophthong zeigt in Erlingers Schreibweise: *ü (ẅ)*, *ui*, *üi*, *eu (ew)* diphthongische Spuren. *ü* ist die reguläre Form, massenhaft bezeugt. Für *ü* tritt im Auslaut *ẅ* ein (Ausnahme *tẅfels* 1814). Von den diphthongischen Schreibungen kommen *ui* und *üi* nur einmal vor: *trüilich* 1105, *fuir* 5. Um so häufiger *eü (ew)*: *trew* (adj.) 516, 1467, (vb.) 119, 384, *ernewt : gerewt* 517, *steür* 6, *eüch*, *eẅ*, u. a., also immer für *iuw* und sicher Diphthong. Nur einmal findet sich das alte *iu*: *morgenrötiu* 1290. Die lautliche Identität der verschiedenen Formen beweisen die Reime *fuir : steur* 5, *getrewer : rüwer* 426, *neẅ : triẅ* 1819.

14. **ie.** Der Reim *verdienen : Magdalenen* 427 deutet wol auf die Nasalierung des *ie* zu *ẽe* vor *n* hin (K. S. 97).

**15. uo.** Nur sehr selten weist die Hs. blosses *u* für den dem Dialekt gemässen Diphthong auf. Sonst steht $\mathring{u}$ oder *ü* (= *u*[e]), worin die Klangunsicherheit des zweiten Bestandteiles zum Ausdruck kommt. $\mathring{u}$ überwiegt bei weitem, *ü* steht z. B. in *demüt* 424, *tü* 1830, *hüt* 1696. Die Identität beider Zeichen erhärtet der Reim *müt : $\mathring{h}$ût* 1631. — Der Umlaut *üe*, zahlreich belegt, hat ausnahmslos die Form *ü*. In *gerömpt* (: *geplümpt*) 1740 ist $\ddot{o} = \overset{v}{o}$, einer häufigen Form des $\mathring{u}$.

16. Die Vokale der Nebensilben. Apokope und Synkope.

Für die Erhaltung des Vollgewichtes des Suffixes *-ære* zeugt der Reim *mer* (= *mære*) : *martrer* 239[2].

Volle Vokale sind im Versinnern nur selten erhalten: *tusunt, innan, clainat, obrost, ragunder.* Sonst findet sich nur irrationales *e*, wenige Male dafür *i*, z. B. *werdin.*

Das *e* unterliegt massenhaft der Apokope und Synkope. Die Reime zeugen beredt dafür. Hier einige Belege.

1. Nomina. nom. acc. sing. *stür* (: *für*) 5, 933, *er* (: *her*) 121, *sitt* (: *habit*) 324, *farb* (: *warb*) 403, *tür* (: *für*) 1121, 1267, *sur* (: *natur*) 1192, *hirt* (: *wirt*) 1566, *wolck* (: *volck*) 1596, *zart* (: *Hiltgart*) 1277, *nam* (: *kom*) 1023. — gen. sg. *bicht* (: *verzicht*) 1846. — dat. sg. *außgang* (: *anfang*, acc.) 8, *grund* (: *kund*) 48, *rat* (: *gat*) 150, (: *stat*) 1507 u. ö. *sul* (: *Frigul*) 158, *grab* (: *gab*, pract.) 303, *claid* (: *underschaid*) 318, *kor* (: *Victor*) 373, *stund* (: *kund*) 525, *geticht* (: *ßgericht*) 711, (: *spricht*) 998, *mal* (: *gral*) 1086, *sel* (: *gel*) 1443, *schwert* (: *mert*) 1673, *haupt* (: *begåbt*) 1786, *hůt* (: *gemůt*) 1631, *van* (: *Johan*) 880. — nom. acc. plur. *cardinal* (: *zal*) 151, *bärt* (: *gewärt*) 419, *lind* (: *sind*) 506, *tag* (: *mag*) 1062 u. ö., *undertan* (: *han*) 1476. — gen. plur. *gemält* (: *gefält*) 150, *wort* (: *ort*) 1395, *mer* (: *penitencier*) 430.

2. Adverbia. *lanck* (: *danck*) 126, *schier* (: *Mumpelier*) 200, *hüt* (: *rüt*) 1139, *schnell* (: *sinwell*) 1449.

3. Verba. indic. praes. 1. pers.] *sag* (: *mag*) 16, (: *tag*) 546, *clag* (: *tag*) 1351, *sůch* (: *Prischůch*) 30, *vergilt* (: *wilt* vb.) 50, *hab* (: *gab*) 81, *main* (: *stain*) 699, *vernim* (: *Joachim*) 142, *sprich* (: *mich*) 1544, 1580, *spar* (: *Balthasar*) 1150, *bieg* (: *krieg*) 1527, *vind* (: *sind*) 147, *bris* (: *fliß*) 1865. — 3. pers.] Synkope nach dentalem Stammauslaut *rüt* (: *hüt*) 1140, *dürst* (: *fürst*) 799, *stent* (: *vestament*) 320, *find* (: *kind*) 1821; sonst *wechst* (: *sechst*) 1483, *mert* (: *schwert*) 1674. — conj.] *halt* (: *gezalt*) 195, *haiß* (: *waiß*) 406, *het* (: *gesel*) 32, *find* (: *sind*) 616, 846, *richt* (: *spricht*) 1824, *straff* (: *låff*) 1275, *dunck* (: *vnck*) 1253, *volbrächt* (: *schlecht*) 399, *versmach* (: *nach*) 1570. — praet. sw. flex.] *bekert* (: *gelert*) 198, *sant*

(: *genant*) 224; Synkope *lenten* (: *studenten*) 654, *verwûst* (: *mûst*) 249, *lad* (: *rad*) 357. — ptc. sw.] Synkope nach dentalem Stammauslaut *geschift* (: *gift*) 1806, *vßgericht* (: *geticht*) 711, *gestalt* (: *kalt*) 639, *qelaist* (: *gaist*) 338, *gestift* (: *antrifft*) 412, (: *geschrift*) 552, *berait* (: *wirdikait*) 1863, *gesent* (: *Orient*) 957.

Ebenso heisst es immer *-ung*, nie *-unge* (Reim: *jung* 1385). Die Reime beweisen, dass Prischuch diese gekürzten Formen sprach, daneben aber liefen die alten volleren Formen als literarisches Erbe weiter und wurden, wenn das Metrum es verlangte, im Versinnern ohne Bedenken verwendet, z. B. *aremut*, *anefang*.

B. Konsonantismus.

Für Prischuch bezeugt der Text nur sehr wenig. Ich stelle es hier der Uebersichtlichkeit halber am Anfang zusammen.

1. Die Reime *scharpf : darff* 1257, 1613 beweisen, dass man *pf* nur schrieb, aber *f* sprach. Vgl. K. S. 227 f. — 2. Dass Prischuch auslautende Media immer noch als Tenuis sprach (Erlinger schreibt häufig die Media), zeigen die Reime *schaid : gerait* (= *gereit*) 1713, *zerrint : befind* 669², *gefält : gemäld* 149, *danck : langck* 125, *: einganck* 1557, *perck : werck* 33². — 3. Er reimt unbedenklich echtes und unechtes *ch* (= *h*) aufeinander: *Prischûch : sûch* 27, *tûch : schûch* 1675, *sprach : sach* 1215. — 4. Auslautendes *m* ist verflüchtigt zu *n*: *haim : main* 807, *hain : main* 1535, 1479, *Bechem : sechen* 777, *vernim : apocalipsin* 1001. — 5. Mhd. *s* und *z* reimen: *baz : las* 25, *daz : was* 133, 1415, *was : laz* 219, *saz : was* 837, *was : vergaz* 1089, *grözlich : böslich* 137, *erlos : genoz* 523, *uz*, *hus* 1425. — 6. Prischuch braucht *niht* und *nit* nebeneinander: *nit : mit* 113, 381², *: schmidt* 1605, *niht : spricht* 1020, 1744, *: gericht* 625², *: wiht* 1470, immer (im Reim) die Form *herr* (: *verr* 65, 263, 1482, aber *herlich : erlich* 233, 1757). — 7. Die Endung *- et* fällt mit stammhaften *d*, *t* zu *t* zu-

sammen: *dürst* (: *fürst*) 799, *find* (: *kind*) 1821, *gestalt* (: *kalt*) 639. ü. ö. — 8. Epenthese von d oder Assimilation von *nd* > *nn* lehrt der Reim *günnen* (inf.) : *künden*. 1272.

Die übrige Untersuchung beschränkt sich also ganz auf Erlinger und ist im wesentlichen orthographisch.

1. Die Labialen.

**b** und **p** wechseln häufig, doch nicht in allen Worten. Nur *b* haben z. B. auch *babst, bäbstlich, bäbsty, baner, bantzer; bischof, bistům.* Es bleibt ebenso stets im Auslaut: *stab, laub, lib; traib, verdarb, gab.* Erst recht natürlich bei Apokopen: *alb, farb, hab.* — Wechsel tritt dagegen ein bei stammhaftem *b* + *t* des Suffixes. Doch ist auch hier *b* die Regel: *lobten : lopten, haubtman : haupt, abt : apty.*

In den Verbindungen *bl-* und *br-* wird *b* meist zu *p* (Ausnahmen *brinn* 342, *breiss* 1865, *brislich* 201, 765 u. ö., *brůder* 789, 1088, 1849).

Einfluss scheinen auch vorausgehende Konsonanten zu üben, z. B. (abgesehen von den *l-* und *r*-Verbindungen) hinter *t*: *potschaft* 754, *pitter* 476[2]; hinter *s*: *alspald* 1119, 1459, *pald* 200, *augspurg* 27; auffälliger hinter *n*: *pünntnüß* 1358, *perck* 33[2], *pott* 612[2]; hinter *m*: *perg* 449. Doch geht das nicht durch (*enbor* 658).

In fremden Eigennahmen sind *p* und *b* gehalten (Ausnahmen: *badaw, paur, perrin, pulgery, praüant* [einziges Beispiel für *ü* = *b* [*v*]].)

Epenthetisches *p* haben *geplůmpt, gerůmpt* 1739 f., epithetisches *b* einmal in *bistumb* 264.

Nd. *pp* ist durch *wappen, wappenrock* und *verwappen* vertreten. Dagegen weiss ich mir die *p* in *lapp* 609 (conj. von *lauffen*) nicht zu erklären.

**f** und **v.** Im Auslaut steht nur *f*, sonst beide im Wechsel, aber *f* hat weitaus die Uebermacht. Für inlautend *f* (*v*) steht zuweilen *u*. Nur *v* haben *alevantz, anvacher, vackel, van, vater, vind* (subst.), *verr, vest, vestikait, gruntvest, vier, vogel, vogt, volgen, vol, volk, ver-, vil, von, vor.*

Ziemlich ausgedehnt ist die Verdoppelung des *f*. Doppel-*f* steht auch nach langem Vokal und bleibt auch im Auslaut: *straffen — straff, schlieff — geschlaffen — schlaff* (subst.), *lauffen — lauff, kauffmanschaft — verkauff* (aber *kaufleut* 952), *tauff, tieff* (567 *tief*), *rieff, griff* (praes.), *vff* (1708 *vf*), *graff — graffen* (aber *graf* 4 mal), *brieff* u. a. (aber *zwyfel, tüfel*). Vgl. auch *hoff* (*höflich* 2 mal), *bischoff, hoffen.* Auch nach *l* und *r* stellt sich *ff* ein: *darff*, Formen von *helffen* (aber *zwölf*). Die Verdoppelung tritt sehr selten ein vor *t* des Suffixes: *-schafft* (2 mal), *offt, gifft* (vb.), *gestifft, creffte* (nur 1644). Demgemäss wechseln *kauffen* —

*kauft, rieff — rûft, darff — dörfte, helffen — hilft* und sogar *aft* 1464 (von *äffen*).

**ph** steht nur in Fremdwörtern: *prophet, phylosophy* u. a.

**w.** Ueber *ŵ* vgl. oben sub 8. Im Auslaut bleibt *w* in den *w*-Stämmen erhalten: *graw, plaw,* wo ich es nicht wie Weinhold MG. § 179 für Schreiblaune halten kann. Zu festem *b* wurde es in *farbe.*

2. Die Dentalen.

**d** und **t.** *d* überwiegt im Auslaut gegen die alte mhd. Regel bei weitem und ist namentlich fest in Formen, in denen für die Sprache die Apokope noch nicht durchgedrungen war: *verkünd', send', end', fremd', fröd', frid', schand', stund'* u. a. m. Dass man doch noch *t* sprach, bezeugen die Reime. S. o.

Stammhaftes *d* wird an suffigiertes *t* gern assimiliert. Nur selten bleibt *d* stehen: *findt, schadt,* sonst immer *rett, abgesant, geschennt, lenten;* nur einmal *find.*

Die Lautgruppe *nd* hielt *d* fest in *achzehend, hinder.* — Epithese weisen auf: *allenthalb, lebends* 1746, *niemant* (meist *nieman*). Umgekehrt fällt *t* in *achzehend* und *gelersten* aus.

*th* steht nur in Fremdwörtern, zu Unrecht in *thittel* (Ausnahme *fürstenthům*).

*tt* steht nicht nur nach der Regel inlautend nach kurzem Vokal; es geht auch in den Auslaut über: *gottes — gott* (aber auch *got — gotes*), *göttlich* (meist *göt-*), *bottschaft* (meist *bot-*), *sitt* (neben *sit*), *stetten* (neben *stat*), *tett* (neben *tet*), aber *spot.* Noch seltener nach langem Vokal: *krüttern, lüttern, rütter : weytter, zitt — zitten* (meist *t*).

Zur Lautverschiebung sind nur ein paar Kleinigkeiten anzuführen. Erlinger schreibt *betüten, tegen, tichten* u. s. w., einmal *dichtes.* Echtes *t* ist erhalten in *antlit* und *gitekait* (neben *gitz*).

**z** erscheint in- und auslautend als *tz.* Anlautendes *z* in der Kompositionsfuge bleibt nur, wenn der zweite Bestandteil des Kompositums noch als selbständiges Wort erkannt wird, sonst steht *tz.* Daher *darzů, vierzechen, achzechend,* aber *viertzig, hertzog.*

**s** tritt in verschiedener Geltung auf: = mhd. *s* und = mhd. *z, zz.* Es wechselt hierbei mit *ss, ß* und *sß* ab.

1. = mhd. *s* ist es fest im Anlaut, Inlaut (intervokalisch) und vor *t* Dagegen stellt sich im Auslaut, auch des ersten Teils der Komposita, vereinzelt *ß* ein: *breiß, erloß, waß, wiß* (sapiens 7 mal, gegen 17 *s*) *bößwicht, bößlich, wiß* (modus), *roß,* (equus), *wachß,* regelmässig *-nuß.* Dies Eindringen von *ß,* dem speziellen Zeichen für mhd. *zz,* zeigt, dass *s* auslautend, also stimmlos, mit jenem confundiert worden ist.

In der Flexion steht als Endung immer *s.* Nur wenn es (durch

Synkope) mit *t* zusammentrifft, wird es ständig *z* geschrieben: *tichtz*, *gotz* (vgl. auch die Enklise von *sie* in *fürtz*, *batz*). Hinter anderen Konsonanten bleibt s.

2. = mhd. *zz*. Erlinger verwendet nach kurzem Vokal intervokalisch dafür *ss*: *glassen*, *besessen*, *verflossen* u. s. w., selten hinter langem Vokal bezw. Diphthong: *liessen*, *grossen*, *haisset*, *müssig*, *spiessen*. Hier wie überall auch im Auslaut und vor Konsonanten ist *ß* die gewöhnliche Vertretung: *anboß*, *kraiß*, *laß*, *ließ*, *muß*, *vß* (aber *usserlesen*, *usserwelt*), *weiß*, *wiß* (albus) u. s. w., *vergißt*, *fleißt*, *mißt* (neben *haist*). *sß*, eine unnötige Häufung, aber wie das *ß* vor *t* ein deutliches Zeichen für die grössere Schärfe dieses Spiranten im Vergleich zu *s* (wofür nie *sß*), kommt nur viermal vor: *vsß*, *wisß* (albus), *wisß* (*wizzen*) und *haisßen*. *s* ist durchgedrungen in *das* (Artikel, Pron. und Konjugation; nur 1490 steht *daß* Konjunktion), *was*, *bas* und *es*.

Das *sch* hat sich auch auf die Gruppe *sw* ausgedehnt: *beschwůr*.

3. Die Gutturalen.

**g** ist in allen Stellungen fest, auch vor *t* und im Auslaut. Nur selten erscheint hier die Tenuis (*ganck*, *lanck*, *einganck*, *lanckleben* etc.).

Das Suffix *-ic* hat sein *c* nur vor *-lich* bewahrt: *ewiclich*, *menclich* u. ö., aber *ewig*, *gnädig*, *wirdig*.

Auflösungen des *g* durch Palatalisierung sind nur spärlich vorhanden: *angleit*, *lit*, *let*, *seit*.

Nie erscheint *ch* für auslautendes *g*; *g* reimt auch nicht auf *ch*.

**k** wird anlautend in Fremdwörtern, *crist*, *crütz*, in *curfürst* und in der anlautenden Verbindung *cl* durch *c* wiedergegeben (nur je einmal *klagen*, *kleidet*, *klain*, *christen*).

**ch** kommt nur 20 mal (*chert*, sonst Formen von *chomen*) einer Unzahl von *k* gegenüber vor. Dies *ch* ist als Affrikata aufzufassen und gibt den eigentlichen Lautwert des *k* wieder. Vgl. S. S. 488 f.

Im Inlaut ist überall *ck* gebraucht. Nur nach *l* steht einfaches *k* (*volk*, *wolk*). Demgemäss erscheint das von *küng* (nur 2 *künck* neben gen. *küngs*) abgeleitete *küncklich* und *künckrich* meist mit *ck*; *küng*, in unserem Text fest, fiel aus der Reihe der *-ic*-Bildungen heraus.

Traf in der Komposition *-hait* mit *-lich* zusammen, so entstand *-lichait* (*haimlichait*, *loblichait*). Dagegen wurde aus *-ic* + *-hait*, *-ichait*> *-ikhait*> *-ikait* (*dryualtikait*, *vestikait*). Ganz vereinzelt *mässigkait* 1654.

**h** steht nur noch im Anlaut. Sonst ist es überall durch *ch* vertreten (*beschechenje*, *chen*, *sechen* u. a. m.).

4. Die Nasale.

Im Auslaut werden beide nach dem Vokal oft durch einen Strich ersetzt. Ueber inlautenden *n* oder *m* vertritt ein Strich die Gemination. Doppel-*m* hinter kurzem Vokal ist noch nicht Regel (nur je ein *kommen, clammer*).

Zwischen *m* und *t* erscheint *p* in *geplůmpt, gerůmpt, kompt* und *nimpt*.

Doppel-*n* erscheint nur ausnahmsweise im Auslaut (*kann, gewinn, sinn*) und vor *t* des Suffixes (*genennt, nennt, gesennt, geschennt, brinnt*, aber *erkant, begint* u. s. w.); regelmässig aber nach Abfall der Endung (Apokope, Elision).

Noch nicht assimiliert ist *n* in *anboss, enbor* u. *enpfangen*. Auslautendes *m* endlich ist oft durch *n* vertreten *(hain)*. S. o. die Reime.

5. Die Liquiden.

**r.** Es stehen 33 *herr* 11 *her* gegenüber, und zwar ist *her* nicht etwa auf die Anrede beschränkt. Vgl. die Reime: *verr*.

**l**, in der Gemination fast immer historisch berechtigt, tritt auch im Auslaut verdoppelt auf: *all*: *al* (74 : 1). Es heisst aber stets *als* (= *allez* und *alles*). Nur *vol* macht eine Ausnahme: *volbrächt*. Inlautend nach kurzem Vokal ist *l* geblieben (Ausnahme *sullen*), *wil* überragt *will* bei weitem (23 : 5).

## II. Abschnitt: Formenlehre.

Die Nominalflexion, soweit sie von Elision etc. verschont geblieben ist, bewegt sich auf normalen Bahnen. Reime s. o. S. 81 f. Einzelheiten wie *ächt* neben *acht* sind schon zur Sprache gekommen. Die Abweichungen der Deklination Prisschuchs von der mhd. Norm sind nur die üblichen des 15. Jahrhunderts. Ergiebiger ist die Verbalflexion.

1. Die Stammbildung. a) Starke Flexion. Ueber *ligen, traqen* s. o. S. 76 f. — Das pract. von *komen* lautet *kom* (bair. < *quam;* : *kaysertům* 787, *fürstentům* 87). — *verlieren* (: *studieren*) 1203 mit jungem *r*, aber *verloß* (: *Frantzos*) 1418. Vokalische Ausgleichung in *ich bieg* (: *krieg*) 1527 und im sing. praet. der *î*-Klasse; s. o. S. 77. — Die 1 p. sing. der *e*-Reihen hat noch ihr *i*: *vernim* (: *apocalipsin*) 1001, (: *Joachim*) 143, *sprich* (: *mich*) 1543, 1579. — Der conj. praet. umlautlos: *erfunde* (: *grunde*) 1004. —

Redupl. Verba: stets *lan*, nie *laßen*, (: *vndertan* 501, *stan* 811, 1035, *gan* 195), aber *verlaß* (: *Altopaß*) 321. — Bei *stan* und *gan* überwiegen die *a*-Formen (Reime 201, 280, 670, 811, 1035, 1161, 213, 1065 und 582, 129, 478, 342[2] u. ö.), *stet* nur : *glet* 727, : *Tolet* 208 und : *decret* 1206, *get* einmal (: *vniversitet*) 1399. *stent* (: *vestament*) 320 zeugt für das praes. *stande*, das im conj. *stand* 1837 (: *hand*) u. 83 (: *land*) noch zweimal belegt ist; partic. *gestanden* : *landen* 889, das praet. *vfstaünd* (: *land*) 503[2] ?. Das praet. von *gan* lautet meist *gieng* (Reime 36, 101, 499, 1016, 89[2] u. ö.), einige Male auch *gie* (Reime 298, 1790, 636[2] u. ö.). *lie* oder *vie* ist nicht zu belegen: immer *ließ*, *vieng*. — *du wilt* (: *vergilt*) 49, conj. *welle* (: *helle*) 1696. — conj. praet. *wist* (: *mißt*) 1057, *west* (: *vest*) 1877.

Erlinger gibt im Versinnern noch einige Erweiterungen: conj. *hulff* 1265, *wurck* 1612; — zu *lan* die Formen *laß* 165, 1342 und *la* (*law*) 652, 1377, 1811; — den imp. *bis* 1828; — *sullen* 396, *süllen* 328 u. ö., conj. *sölte* : *wölte* 1462; — den imp. *wiß* (*wizzen*) 967; — *wend* als ständige Form der 3. ppl., wie die conj. *well* und *wöll*.

b) Schwache Flexion. Ueber den sog. Rückumlaut s. o. Vokal. 1. Im Versinnern herrschen die umgelauteten Formen (vgl. noch *berürt* : *fürt* 1347), nur vereinzelt Formen wie *satzten* 722. — *han*: die kontrahierten Formen überwiegen; *haben* : *begraben* 1117 und *hab* : *gab* 81 sind die einzigen Reimbelege für *b*-Formen. Dagegen *han* : *stan* 1161, 359[2], : *vndertan* 1475; *hand* : *stand* 515[2]. praet. *het* : *Oliphet* 450, : *tet* 1590, 369[2]; *hetten* : *stetten* 952, : *poeten* 584. conj. praet. *het* : *geset* 32. — Die Reime *frawten* : *eintraten* 162 und *frät* : *bestät* 253[2] bezeugen *frauwen* als die Prischuch geläufige Form. — Schwaches part. *erhebt* (: *lebt*) 52.

Erlinger gebraucht bei *han* einige *b*-Formen (*haben* inf. u. 1. ppl. und *habt*), als 2. psg. praes. einmal *hest* 1632 und 1782 *gehebt*.

2. Die Endungen. Das *t* der 3. ppl. praes. ist fast ganz geschwunden. Einigermassen fest ist es noch in den Formen *gand*, *hand*, *wend* (aber *hans* 998), wofür auch einige Reimbelege. Sonst zeigt es sich nur ver-

einzelt im Versinnern: *werdent* 506, *lernent* 597, *sagent* 674, *gebends* 930, *volgent* 1137 u. e. a.

Die alem. 2. ppl. in *-nt* taucht nur einmal auf: *richtend*, 1822 (Bibelcitat). Für *-e* (3. psg. conj.) tritt einige Male *y* ein: *findy, wisty.*

Das Präfix *ge-* im part. praet. fehlt bei *gangen* 1303, 1535, *tan* 137, *funden* 270, *geben* 340, 1312, *ritten* 356, *komen* 708, 845, *boten* 772 und *klaidet* 876, *bracht* 1499, *gacht* 1500, *kert* 1502. Daneben auch Formen mit *ge-* z. B. *gekert* 1550.

# VI. Metrik.

## I. Versart, Vers- und Wortaccent.

Thomas Prischuch erzählt in Reimparen, der alten traditionellen, für seinen Stoff angemessensten Form. Die Verse zeigen durchweg vier Hebungen, mit teils stumpfem, teils klingendem Ausgang. Die ganze Untersuchung drängt sich uns in die eine Frage zusammen: fielen Wort- und Versaccent bei dem Dichter zusammen oder nicht? Bei vorhandener Kongruenz beider wäre, wenn wir die Schreibung der hs. festhalten, ein regelmässiger Wechsel von Hebung und Senkung unmöglich, das schematische Silbenzählen schlösse wiederum jene Kongruenz aus und verträgt sich ebenfalls nicht mit der hs.

Beschränken wir uns zunächst auf die Verse, die in allen drei Handschriften übereinstimmen. Es sind 614, also beinahe ein Drittel des ganzen Textes. Davon sind 490 regulär gebaut, d. h. Hebung und Senkung wechseln regelmässig ohne Verletzung des Wortaccents mit einander ab. Eine ganze Reihe von Versen können wir, obwohl sie nicht einstimmig überliefert sind, dennoch mit heranziehen, weil die geringen Abweichungen, meist nur Schreibversehen, für die Metrik nicht in Betracht kommen; es sind 455 Verse. So erhalten wir 945 Verse, d. h. etwas mehr als die Hälfte des Ganzen. Nur 124 sind sicher irregulär.

Sehen wir nun zu, durch welche Mittel die Verse von dem Dichter regulär gemacht sind, so springt neben einigen flexionslosen Formen vor allem die häufige Ver-

wendung der Synkope, Apokope, Elision und Krasis oder Kontraktion in die Augen. Ueberall, auch im sichernden Reim, begegnen Formen wie *on'*, *studirt'*, *fürt'*, *hort'*, *lang'*, *fragt'*, *red'*, *sag'*, *hoff'*, überall enklitische Bildungen wie *sichs*, *ald*, *ind*, *fürtz*, *batz*, oder proklitische wie *zvil*, *zbaingwand*; ebenso reichliche Kontraktionen: *mim*, *sim*, *dim*, *lit*, *tret*, *gset*, *han*, *hand*, *zamen*, Synkope eines unbetonten e, das vor allem in der Genetivendung sowie in den Präfixen *ge-* und *be-* schwindet: *küngs*, *lobs*, *glücks*, *mins*, *dins*, *sins*, *minr*, *sinr*, *gschrift*, *gschicht*, *globt*, *gwesen*, *gwannen*, *gstift*, *gnoß*, *grecht* u. v. a. Man vgl. Verse wie 480 *in áller gschrift glert wis vnd clůg* oder 551 *ir lérer maister hailger gschrift*.

Das *i* des Affixes *-ic* schwindet ebenfalls nach Bedarf, in *manig* sogar in dieser Form: *manger* neben *maniger*, *hailger* neben *hailiger*.

Ganz gleich nun, ob Erlinger diese Schreibweise, die das Auge beim Lesen unterstützen soll, bereits in seiner Vorlage vorfand, oder ob er aus eigener Machtvollkommenheit so verfuhr, auf jeden Fall gewinnen wir damit eine sichere Handhabe dafür, wie diese Verse damals gelesen wurden. Aber auch Erlinger ist mit dieser Art streng seiner Vorlage gefolgt, denn:

1. Die Handschriften H und L, die sich um die äussere Form garnicht kümmern, zeigen die Kürzungen selten. Wenn diese seltenen Fälle nun aber, vor allem in H, gerade an Stellen sich zeigen, wo sie metrisch stimmen, so dürfen wir wohl den Schluss ziehen, dass diese Synkopen wirklich im Original standen.[47]

2. Hätte Erlinger aus eigenem Antriebe diese Hilfsmittel angewandt, so hätte er das Prinzip wohl konsequent durchgeführt. Nun zeigen sich aber hie und da Abweichungen, die den Rhythmus stören: und zwar in der

47. Beispiele dafür bietet der Text in Menge (s. die Lesarten!); hier seien nur *glück* H 116, *gelertsten* L 548, *glerter* H 1185 genannt.

Umgebung nicht synkopierter Formen Auflösungen ursprüngliche Synkopen und umgekehrt wieder falsche Synkopen in der Umgebung ursprünglich vorhandener.[48]

3. H und auch L zeigen zum Vorteil des Verses Synkopen manchmal gerade da, wo M sie nicht hat.[49]

Aus diesen drei Punkten ziehe ich den Schluss: Die synkopierten Formen standen bereits in dem von dem Dichter selbst redigierten Original. Dadurch werden sie noch bedeutungsvoller, denn sie zeigen uns dann auch, wie Thomas Prischuch selbst seine Verse gelesen wissen wollte.

Der Normalvers Prischuchs war demnach eine Zeile mit 4 Hebungen und entweder stumpfem oder klingendem Ausgang, mit oder ohne Auftakt. Es findet ein regelmässiger Wechsel von Hebung und Senkung statt unter Bewahrung des Wortaccents. Die Senkung ist, wenn die vom Dichter gewollten Wortformen eingesetzt werden, stets einsilbig. Die Synkopen etc. werden stets so verwandt, dass der Wortaccent nicht mit dem des Verses kollidiert. Vers 835 heisst z. B.: *ich* | *maín fraw* | *Bárba-* | *rà ge-* | *lích.* Legte der Dichter weniger Wert auf den Wortaccent, zählte er nur die Silben, so war | *ích main* | *fráw Bar-* | *bàra* | *glích* ebenso gut. Ebenso zieht er 343 *der* | *órden* | *nít da* | *haím be-* | *laíb* einem | *dér or-* | *dén nit* | *dáheim* | *blaíb* vor, wie 1491 *Küng* | *Sígmund* | *bátz das* | *sỳ be-* | *líben* einem | *Küng Sig-* | *mínd batz* | *dás sy* | *bliben.*

Gerade dieses sorgsame Abwägen führt zu dem Schlusse, dass es dem Dichter auf die Kongruenz von Wort- und Versaccent ankam. Und sichtet man nunmehr

---

48. Auch hierfür verweise ich auf die Lesarten, z. B. 834, 1265.

49. *gborn* L 119. *gnoß* H 524. *glück* L 854. *gwalt* H 721. *gnad* H L 1692. *grecht* L 1150. *gwunn* H 1265. *breuft* H, *bruft* L 1279, u. a. m. Dass vereinzelt Synkopen in L u. H dem Verse widerstreben, wie *gwan* H 776, *gleich* L 836, kann bei der Verfassung der beiden Hss. nicht Wunder nehmen.

den ganzen Text, so finden sich unter 1878 Versen nur 388, die noch nicht in unserem Sinne regulär sind. Diese rregulären Verse verteilen sich nun auf die einzelnen Hunderte folgendermassen: 17, 19, 18, 27, 27, 26, 22, 33, 20, 34, 24, 20, 15, 9, 8, 14, 18, 15, 13. Ihre starke Zunahme vom vierten Hundert bis zum elften erklärt sich aus dem Inhalt: es sind die Aufzählungen der Schulen, Orden, Wissenschaften und Fürstlichkeiten. Die vielen Namen unterzubringen, ohne dem Verse Gewalt anzutun, überstieg die Kräfte des Dichters. Lassen wir die hierdurch zerstörten Verse fort, so bleiben nur noch 243 übrig. Und diese wollen wir jetzt genauer betrachten.

Ungenaue Betonung beweisen die Reime: *cismà*: *Calabria* 1007. *botschaft* : *kraft* 715. *kraft* : *sighàft* 1625, : *herrschàft* 1741. *namhàft* : *priesterschàft* 431. *tail* : *vnhaìl* 1533. *ain* : *vnraìn* 1261. *wainen* : *vnraìnen* 1283. *arbaìt* : *cristenhait* 55. *torhaìt* : *brait* 1241. *warhaìt* : *mässigkait* 1653. (*Wilhàlm* : *psalm* 351). *anefang* : *aussgàng* 7. *haubtmàn* : *an* 53, (*Polàn* : *gewan* 715). *lang* : *irrgàng* 1169. *danck* : *eingànck* 1557. *anfàng* : *gang* 1795. *west* : *gruntvèst* 1877, *anplìckt* : *schickt* 1119. *anplìck* : *schrick* 1833. *gwìcht* : *vßrìcht* 1621. *gieng* : *anfìeng* 499, 1873. *anvìeng* : *angìeng* 1015. *höff*: *bischöff* 1185. *herzògt* : *vogt* 85. *erlòß* : *genoß* 523. *anbòß* : *groß* 1611. *vnzùcht* : *flucht* 511, : *frucht* 1107. *barfüss* : *grüss* 1091. — *(Gebwer* : *ortheber* 679*)*. *schuldìgen* : *gsígen* 1193. *irdìschen* : *zwischen* 601 u. a. m.

Darnach dürfen wir solche Unregelmässigkeiten erst recht im Versinnern annehmen, wo sie lange nicht so auffällig sein konnten wie im Reim. Sie finden sich:

1. in Verbalsubstantiven: *anwìsung* 25, *anvàcher* 134, *zukùnft*, *eingànck* 1558.

2. in Nominalcompositis: a) Substantiva; *haubtmàn* 53. *bistùm* 1255 (: *basiliscum*). *hertzòg* 850 (: *Ostròg*). *künckrìch* 890, 1090, besonders die mit *un-*, *vor-*, *nach-*, *ab-* und andern Präpositionen zusammengesetzten: *vnwìtz* 1347, *vnzùcht*

512, 1108, *vorfàrn* 1813, *nachvàrn* 1097, *abgrùnd* 599, *vnschùld* 1611, *anbòß* 1611, *fünckliˆn* 1689, *wéltboßhaìt* 1614, *korhèrren* 727,[50] *erwìrdikaìt* 395, *yemàn* 1253, *niemànt* 1269,[50] *vierzèchen* 104. — b) Adjektiva auf *-lìch,* besonders in flektierten Formen: *loblìch* 464, 1646,[50] *wislìch* 399, *götlìch* 344,[50] *herlìch* 1049,[50] *gotformlìch* 348, *billìchen* 1420, *götlìche* 1242,[50] *gotlìchw* 1820, *götlìcher* 1651, 1699, *yedlìcher* 372, 651, *küncklìchen* 862, *fürstlìcher* 899,[50] andere Adjektiva: *selìg* 799, *hailìg* 108, *wenìg* 808, *manìg* 898, *layìscher* 432, *fursìchtig* 224, *namhàft* 431, *vnraìnen* 1284, *hochwírdig* 183, aber *lóbwirdìgen* 13, *dúrchlüchtènd* 739.

3. Die Simplicia *Cóstiz, císma, simonỳ* und *consíly,* zumeist mit dieser Betonung auftretend, zeigen auch verschiedene Male versetzte Accente, so *Costíz* 447, 854, *cismà* 541, *symóny* 538, 1055, 1142, *cónsilỳ* 360, 382, 392, 661, 774, 855, 872, 1034.

4. Sehr auffällig sind die betonten *vèr* — in: *vérstossèn* 1027 und *vérendèrt* 273.

5. Accent auf tonlosem e. Garnicht anstössig sind *römischèn* 16, 195, *ainigèr* 979, *éwigèm* 1137. Weit mehr die Fälle, wo nach Synkope des i nur noch das e einen Accent trägt, wie *hailgèn* 1876. Derartige è finden sich zunächst bei einsilbigem Auftakt. So: *vbèr* 519, 1597, *laidèr* 580, *schadèn* 1536, *sprachèn* 1553. Im Versinnern könnte man *è* häufig genug ansetzen, doch sind auch hier noch Besserungen möglich. Sicher scheinen mir nur: *wissagèt* 509, *márggrafèn* 901, *ymmèr* 1135, *edlèr* 775, *lutèr* 1653. In einigen Fällen aber enthält die Senkung wirklich zwei Silben. Die oben behandelten Synkopen sind ihrem ganzen Umfange nach für das Ohr und die Sprache der Zeit und Gegend möglich, und nicht nur Worte wie *glück, gnad,* in denen sich die Synkope ja allgemein durchgesetzt hat, konnten wirklich als einsilbig empfunden

50. Im Auftakt.

werden, sondern auch Bildungen wie *gschrift, gstift, gfärd, gfürst, gbärd.* Diese Entwertung eines unbetonten *e* erstreckte sich weiter auch auf Endungen wie *-en, -el.* Ich gebe einige Beispiele: *vier zechẹn jár* 105, *órdẹn von* 307, *wisẹn vnd* 538, *kommẹn die* 159, *lebẹn der* 346, *ordẹn mit* 406, *jünckfrawẹn* 436, *frawẹn crütz* 443, *bsónderẹn* 474, *érẹn ist* 736, *cristẹnhait* 981, 1280, *cristẹn glaub* 1155, *bäbstẹn hart* 990, *ménschẹn nit* 1271, *kòstlichẹn* 1289 (oder *irẹn kostlìchen*), *sìbẹnden* 1413, *fürstẹn vnd* 1573, *dienẹn bis* 1667, *lüchtẹn als* 1808, *wárẹn daby* 89, *mûtẹr der* 987, *spiegẹl all* 1657 (vgl. die Schreibung *mentl* 389). In allen diesen Fällen ist also von Zweisilbigkeit der Senkung eigentlich nicht die Rede, sondern nur von einer kaum ins Gewicht fallenden Ueberfüllung.

Die im 13. Jh. beginnende Dehnung kurzer Stammsilben war die Folge eines fortschreitenden Tonverlustes der Nebensilben. Ihr völliges Abwerfen stellt nur das Extrem dieser Entwickelung dar, gegen welches erst zwei Jahrhunderte später die Reaktion praktisch und theoretisch einsetzte. Beweisend für die geringe Wertung unbetonter Silben ist auch die Enklise von *in* an *wolten* in *woltenn* 1475.[51] Es konnte naturgemäss nicht jede Endung einfach über Bord fallen, weil damit der syntaktischen Durchsichtigkeit Abbruch getan werden musste.

Solche Verminderungen nehme ich weiter an in *genẹrál* 549, *índer dẹn* 1025, *délibẹrièrt* 1756, *et cétẹra* 77, 731, *bénẹdicìer* 1797; in dem Präfix *ge-* in den Versen 149, 212, 517, 542, 1773, 1807, 1809; für das *i* in *rechtikait* 448, 800, *gerechtikait* 1051, 1674, 1706, *geittikait* 1184, *ainikait* 992.

Hatten wir es bisher mit stark gefüllten Senkungen zu tun, so finden wir anderseits Verse, in denen die Senkung zu fehlen scheint.

51. *wolten in* glaube ich in *woltenn* lesen zu müssen, weil einmal das *in* notwendig ist, und zweitens die Schreibung (doppeltes n mit Strich darüber, die sonst für einfaches n nicht Erlingers Art ist) dies andeutet.

So 264. *von mangem bistûmb tûmherren.*
742. *sant hochglobt botschaft fürträchtig.*
766. *schickt nützlich botschaft in beden.*
645. *mit stainen würtzen vnd krütern.*
663. *dir ewigem herren vnd got.*
778. *got aller engel vnd throny.*
1332. *geraiten vnd calkelieren.*
938. *von landen, stetten vnd bürgen.*
1071. *das cisma vnder babst ächt.*
1475. *die woltenn für ainen babst han.*
55. *mit groß schwär herter arbait.*
8. *bring zů ainem gůten außgang.*
1834. *so du ansichst gottes anplick.*
715. *der küng all vil fürsten botschaft.*
758. *kostlich botschaft in nit verdroß.*

Wie soll man diese Verse lesen? — Wir haben oben S. 82f. und 87f. schon gesehen, dass man mit dem Erbe der poetischen Technik auch eine Reihe alter Formen übernahm, nur weil sie so bequem zu handhaben waren (*anefang* neben sonstigem *anfang, aremût* neben jungem *armût*). Und hiermit haben wir den Schlüssel für obige Verse. Man braucht nur die alten Formen *ûze-, ane-, tûme-, boteschaft, vnde, babest, arebait,* einzusetzen, um sofort glatte Verse zu erhalten. Man sprach zu Prischuchs Zeit sicher jene Formen synkopiert, aber metrisch wurden sie immer noch unsynkopiert gebraucht und ohne Anstoss so empfunden. Die beiden angeführten Formen *anefang* und *aremût* beweisen direkt das Fortleben solcher Erbstücke.

Ebenso ist es bei vielen anderen Versen. Auch hier versteckt sich hinter der sprachlich jungen Form die metrisch alte.

Man lese: *künste* für *künst* 186, *götelicher* für *götlicher* 1799, *fliße* für *fliß* 99, *genennet* für *genant* 693, *fürste* für *fürst* 896, 898, *künge* für *küng* 1427, *herreschaft* für

*herrschaft* 1742, *vone* für *von* 789, *saget* für *sagt* 425, *vnde* für *vnd* 263, 331, 1758, *haisset* für *haist* 391, *bäbste* für *bäbst* 1063, *schämelich* für *schämlich* 523, *vmbegat* für *vmbgat* 669, *boteschaft* 751, 766, *alle* für *all* 1166, 912, *also* für *als* 942, *glerte* für *glert* 950, *wolte* für *wolt* 944 u. s. w. Und dies berechtigt uns, auch sonst solche leisen Aenderungen vorzunehmen, so 1475 *ain* statt *ainen*, 1331 *man es* statt *mans*, 1727 *libes* statt *libs*, 1595 *verdienet* statt *verdient*.

Die Eigennamen machten dem Dichter die Arbeit sauer genug. Es half ihm nur das Vergewaltigen derselben aus der Unmöglichkeit, sie überhaupt in den Vers zu bringen. Auch sein geliebtes Latein zeigt sich des öfteren sehr widerspenstig.

1. Im Reim. Zweisilbige Namen sind hier meist auf der letzten Silbe betont. *Thomàn Prischůch* 29, *Orlièntz* (2silbig!) 205, *Wilhàlm* 351, *Victór* 374, *Lucàs* 492, *Gebwèr* 679, *Frankrìch* 737, *Engelànt* 740, *Kraggàw* 781, *Friedrìch* 869, *Ludwèig* 885, *Prunschwìg* 900, *Bernhàrt* 991, *Clemènt* 1081, *Hainrìch* 1037, *Petrùs* 1148, *Hyltgàrt* 1277, *Jacòb* 1801. Dreisilbige etc. haben die verschiedensten Accentuierungen. Der Reim zwingt auch meist der letzten Silbe einen Accent auf. So: *Grandimontènß* 353, *Ambrosiùs* (3silbig!) 379, *Jörómiàs* 1384.

2. Im Innern des Verses. Vers 755, 759, 764, 769, 773, 867, 882, 897, 900, 913, 918, 919, 921, 937, 941, 943, 1471, 1631 wird man nur auf diese Weise bewältigen können. In anderen können wir gefüllte Senkungen in der oben erläuterten Art ansetzen und kommen dadurch zu lesbaren Versen; so z. B. 325 *der | órden ist ín Galícià*, desgleichen 266, 267. In 209 möchte ich gegen die drei Hss. ein *von* einsetzen nach Analogie der anderen Verse, in denen Schulen genannt werden. Dennoch bleibt eine ganze Reihe von Namen übrig, bei denen wir nichts ändern können, wie *vngrìscher* 730, *Ysràhel* 1590, *Màriàms* 437, *Cleménts* 1096, *Ertfùrt* 234 u. a. m. Bei *Domínicus*

477 und *Lazàrus* 313 gar hilft nur gewaltsames Lesen: *Do-mini-cus, Lâ-zarus*, ebenso bei *prouidier* 237. Accentuierungen wie *enígmatìci, grámatica, súbtil*, muss man mit in den Kauf nehmen, während in anderen Fällen wieder die bekannten Mittel die lateinischen Accente wahren helfen.

3. Im Auftakt. Auch hier finden sich Betonungen wie *Petrùs* 1103, *Petrò* 1088, *Cristùs* 1095, *Moysés* 1583, 1593, *Sigmùnd* 727, *Lutrìnge* 924, *Balthàsar* 1349, *Athenìs* 197, *Polony* 181; sie sind aber hier um vieles erträglicher und daher schon in mhd. Zeit an dieser Stelle erlaubt.

## 2. Der Auftakt.

Ungefähr $^1/_{18}$ aller Verse ist auftaktlos, alle übrigen beginnen mit Auftakt. Derselbe ist in der Ueberzahl einsilbig, nur 30mal etwa scheint er zweisilbig, einige Male auch dreisilbig zu sein. Dass des Dichters Streben dahin ging, den Auftakt einsilbig zu gestalten und nicht zu überladen, geht aus dem Verhältnis des ein- und mehrsilbigen hervor, wird aber auch noch durch Schreibungen am Versanfang wie 296 *seinr*, 323 *der gwánd*, 441 *wiß gwánd*, 548 *die glérsten* bewiesen, wo durch Synkopen die Einsilbigkeit hergestellt ist.[52]

Der zwei- und besonders der dreisilbige Auftakt muss demnach auffallen. Er lässt sich denn auch meist beseitigen. So in Vers 8 *bring zů aínem* lies *zeinem*, 60 lies *Römsch* und ähnlich 147, 501, 514, 555, 922 u. a.

Dreisilbiger Auftakt findet sich 170 *sitzt yedes | Còllegiùm* (*i* vor Vokal fast immer zu diesem zu ziehen), 801 *Mathey | quinto*, 288 *orden der | hailigen*, 1008 *hat abt Jo | àchim*, 424 *dem consi | ly*. Man kann und muss das schwere Gewicht dieser Arsen unbedingt vermindern, denn sie sind unmöglich alle so dem Dichter durch die Feder gegangen. Wir werden also 170 etwa *sitzt | yéds Col | lég*

52. Hiernach wäre z. B. 401 *schwartz gewand* in *schwartz gwand* zu ändern.

lesen müssen, 801 *Ma | thèy quin | tó* mit Synkope in dem folgenden *geschriben* u. s. w. Ich verweise auf den Text und die Lesarten.

### 3. Reimtechnik.

Die Verse zeigen stumpfe und klingende Ausgänge; das Verhältnis beider ist annähernd wie 5 : 1. Besondere Reimkünste kennt das Gedicht nicht; sie gehörten auch nicht hierher. Nur der Doppelreim kommt einige Male vor; 627 *cyròmacy: pyròmacy,* 637 *vnderschaídenlìch: waídenlìch,* 1187 *gemaínìclìch : raínìclìch,* 421 *reueréncia : peniténcia,* 325 *Galícia : letícia,* 1761 *consílium : fílium,* 659 *noctória : glória,* 1723 *hystóricè : rethóricè,* 1725 *theológicè : anagógicè;* einmal läuft dabei ein Flexionsreim unter: 361 *güttigèn : demüttigèn.* Ein unreiner Doppelreim könnte *Germanica : Alemannia* sein.

Ueber unreine Reime s. den Abschnitt über die Sprache. Ein einziger schlechter Reim findet sich in der *schloßred* 117, *fräd : beschwärd.* Ueber Hauptsilben im Reim auf Nebensilben siehe oben. Die Aequivoca kommt nur einmal vor, und in durchaus erlaubter Form: 215 *zwar : war.* Sehr lustig weiss sich Prischuch Vers 1765 aus Reimnöten zu befreien, indem er statt der Jahreszahl „tausentvierhundert“ *M vier C* setzt und auf *me* reimt. Da die meisten Verse stumpf endigen, andererseits einsilbigen Auftakt haben, so ergiebt sich ein fortlaufender Rhythmus, wodurch leicht ein monotones Geklapper entstehen kann; um so mehr als bei klingendem Ausgang mehrfach der folgende Vers ohne Auftakt ist. Doch ist dies Prinzip, Versschluss und Versanfang in rhythmischen Zusammenhang zu bringen, als solches Prischuch wohl nicht bewusst gewesen. Denn häufig genug treffen zwei, ja drei Senkungssilben in der Versgrenze zusammen, und ebenso oft stossen zwei Hebungen hier aufeinander; auch das ohne besondere Absicht. Ebensowenig war ihm die Kunst des *rîme brechen* bekannt.

## 4. Verston und Satzton.

War das Augenmerk des Dichters auch darauf gerichtet, den Wortaccent möglichst zu bewahren, so war er dem Satzton gegenüber machtlos. Ueber die Verletzungen des Satztones im Auftakt sprach ich schon. Im Versinnern zeigen sich noch mehr; z. B. 105 *vierzéchen jar*, 324 *rót crütz*, 345 *sünt hábens*, 597 *díe bûch*, 613 *âll tier stimm*, 741 *dér küng*, 866 *grâff Hans*, 910 *aín fürst*, 1147 *dér erst*, 1191 *ír hertz*, 1274 *dér welt*, 1283 *índ clagt*, 1481 *dén küng*, 1644 *dér sel*, 1736 *sín sel;* vgl. ferner 145, 162, 204, 246, 247, 260, 270, 388, 407, 564, 722, 963, 1007, 1090 und 1226. Die Mehrzahl dieser Unschönheiten kommt auch hier wieder auf die Aufzählungen und auf Verse, die auch sonst unregelmässig sind.

Eine Zusammenfassung ergiebt folgendes Bild:

Thomas Prischuch dichtet in viertaktigen Reimpaaren, dem Masse der mhd. Erzählungskunst. Die Verse endigen stumpf oder klingend. Der Auftakt, der nur selten fehlt, ist in der Regel einsilbig. So erhalten wir als die dem Dichter beliebteste Form den vierhebigen Vers mit stumpfem Ausgang und einsilbigem Auftakt: ⏑x–x–x–x.

Die Senkung fehlt nur scheinbar manchmal. Immer handelt es sich dann um ererbte Wortformen der poetischen Technik, die sprachlich einsilbig, metrisch dagegen noch zweisilbig gebraucht wurden. So bleibt Wort- und Satzaccent mit dem des Verses meist in Kongruenz, hierin steht Prischuch also auf dem Boden der guten Tradition. Wie anders steht es dagegen mit seinem zur Silbenzählung neigendem Streben, Hebung und Senkung regelmässig einsilbig wechseln zu lassen, und mit den Mitteln, durch die er seine Absichten zu verwirklichen sucht.! Wenn sein Können hier aber mangelhaft wird, so liegt die Schuld nicht allein bei ihm. Die Nebensilben hatten an rhythmischem Wert ausserordentlich verloren und Prischuch entsprach der durch die damalige Sprachentwickelung nahe

gelegten Technik seiner Zeit, wenn er unter den unbetonten Silben durch reichliche Verwendung der Apokope, Synkope, Elision u. s. w. derartig aufräumte, dass manche seiner Verse nur noch Stammsilben enthalten. Wie konnte dabei der glatte, wohllautende Fluss, die schöne Modulation des mhd. Verses erhalten bleiben? So tritt an die Stelle des fliessenden, gleitenden Legato der mhd. Cantilene ein hartes, stolperndes Staccato. Man lese Verse wie: 20 *da so vil lobs, glücks, säld anlit,* 39 ff. *do fragt ich in vor an der mer, von wannen oder wer er wer. Er sprach: Von Costitz ich her rit. Ich sag dir bald, nit lang mir bit. . .,* 46 *wes din hertz lust, das sag ich dir* u. v. a., und man wird sich des angedeuteten Eindrucks nicht erwehren können.

Thomas Prischuch steht somit in den ersten Anfängen einer neuen Sprach- und Kunstübung, und unter diesem Gesichtswinkel gesehen gewinnt sein Können wieder, und seine Verse dürfen, wenigstens da wo er schlicht erzählt, rein gefühlsmässig urteilt und spricht, ohne an Tabellen und Namen gebunden zu sein, wie in dem Gebet für den König und seiner Schilderung desselben als des christlichen Ritters, nach dem Massstabe seiner Zeit fliessend und klangvoll genannt werden.

# VII. Komposition und Stil.

## I. Komposition der Gedichte.

### A. Des consilis gruntvest.

Die Gliederung des Inhaltes ist kurz folgende: 1. Vers 1—50. Einleitung. Anrufung Gottes. Einführung des *maisters*. — 2. 51—175. Stellung des Königs zum Konzil und Eröffnung desselben. — 3. 176—254. Verzeichnis der Schulen. — 4. 255—492 der Orden. — 5. 493—545. Weissagungen des Lucas. Absichten der Orden und Schulen. — 6. 546—710. Verzeichnis der Wissenschaften. — 7. 711—960 der weltlichen Fürsten. — 8. 961—1112. Zweck des Konzils. Das Cisma und Prophezeiungen desselben. — 9. 1113—1140. Huss und Hieronymus. — 10. 1141—1306. Die Simonie. — 11. 1307—1339. Der Bestechungsversuch. — 12. 1340—1358. Friedrich von Oesterreich und Johann XXIII. — 13. 1359—1402. Entschuldigungen des Dichters. — 14. 1403—1564. Sigmunds Reisen. — 15. 1565—1750. Sigmund, der treue Hirt des Konzils, ein zweiter Moses, der christliche Ritter. — 16. 1751—1861. Ermahnungen Martins V. — 17. 1862—1878. Widmung an Sigmund und Schluss.

Die Tendenz des Ganzen, das Lob des Königs, wird von Anfang bis Ende ziemlich durchgehalten. Wie ein roter Faden ziehen sich entsprechende Bemerkungen durch das Gedicht hin (vgl. die Verse 10—20; 53—100, 133f., 726—735, auch 811—42, die Abschnitte 11, 14, 15 u. 17).

Aber dass der Gegenstand des Werkes von Vers 100 bis 1300 fast ganz zurücktritt, verrät keine glückliche

Hand. Prischuch sucht seinen Zweck zu oft und zu viel indirekt zu erreichen; die Abschnitte 3, 4, 6, 7, 12 dienen nur Siegmund und seinem Ruhm zur Folie. Das sind aber nahezu 800 Verse, also beinahe die Hälfte des Ganzen. Und auch der Rest gehört ihm nicht völlig (s. Teil 8—10, 13 u. 16). Nur etwa 500 Verse beziehen sich direkt auf den König.

Der Zweck des Konzils (Abschnitt 8) wird unnötig z. T. schon im Abschnitt 5 vorweggenommen, Johann XXIII. an drei verschiedenen Stellen behandelt. Und auch in den dem König selbst gewidmeten Versen stören Wiederholungen.

Das Gedicht leidet wie in der Komposition so in der gewählten Einkleidung an Formlosigkeit, die man aber nicht allein Thomas Prischuch, sondern dem 15. u. 16. Jh. überhaupt vorwerfen muss. Unser Dichter verdient sogar noch Beifall, weil er sich der Unzulänglichkeiten in seiner Komposition bewusst war (s. Vers 306, 398f.) Anderseits ist er so recht ein Kind seiner Zeit, wenn er, die langen Aufzählungen beginnend, ausruft: *allererst hebt sich min ticht recht an* (176).

Prischuch kleidet sein Gedicht zunächst in die Form eines Dialogs zwischen ihm selbst und einem *maister*, der in Konstanz gewesen ist. Aber die Form des Dialoges hängt dem Gedicht nur äusserlich an. Von einem wirklichen Dialog ist kaum die Rede. Aus dem oft eingefügten *der maister sprach* kann man nur selten auf vorhergehende Rede des Dichters schliessen. Der Gewährsmann spricht fast ununterbrochen bis Vers 1380, wenn man ihm die Augustinepisode überhaupt noch zuerteilen darf, dann ist er sang- und klanglos verabschiedet: Alles folgende ist Prischuch eigen, die Dialogform aufgegeben. Thomas Prischuch selbst wird mit seiner Doppelnatur als Teilhaber des Zwiegesprächs wie als berichtender Dichter nicht recht fertig.

Er ist bald das eine, bald das andere, ja manchmal, wie Vers 1341 f., beides auf einmal.

Unterbrechungen des Dialoges sind häufig zu finden. Sie werden z. T. vom Dichter nicht einmal bemerkt. So 176 ff., wo er dann 214 erklärt: *der maister mich die* (Schule von Valencia) *setzen bat.* Gleich im folgenden Verse heisst es dann: *ain fruchtbar schůl, sag ich dir zwar.* Ebenso heisst es mitten in der Rede des *maisters* 289 ff. plötzlich: *der ritterschaft orden edel Jesu Cristi in meim zedel stat hie billich diligenter in meinem ticht reuerenter.* Auch 349: *der crützger orden setz ich gern* sind Prischuchs Worte, denn der *maister* setzt nicht. Die Zwischenbemerkungen Prischuchs Vers 398 u. 703—14 stören nicht minder wie die indirekte Rede in der Frage an den *maister* Vers 1340 f.

Die Art des Dialoges von kurzen Fragen und Antworten war seit dem Lucidarius und dessen ganzer Sippe eine geläufige Form. Lateinische und deutsche Schriftsteller des Mittelalters hatten sie mit Glück gehandhabt, bald einfach theoretisch belehrend, wie z B. Bernhard von Clairvaux (Tonale, s. Migne, Patrol. 182, 1154), bald satirisch wie Ulrichs von Lichtenstein Frauenbuch und der Seifried Helbling.

Besonders der letztere bedeutet von der knappen Art jener ersten Versuche einen entschiedenen Fortschritt zu freierer Führung des Gespräches. Prischuch fällt ins Extrem: seine Antworten spinnen sich zu langen Reden aus, die Fragen sind im Verhältnis dazu zu knapp und kommen zu selten. So vergisst man oft, dass überhaupt eine Unterhaltung vorliegt, und stutzt kaum noch, wenn es der Dichter endlich selbst vergisst und mit eigenem Munde sein Werk schliesst.

### B. Die *schloßred.*

Die Gliederung ist hier viel freier und straffer. Auf

die Dialogform ist einsichtig verzichtet. Wir unterscheiden bequem folgende Teile:

1. Vers 1—77. Einleitung. Grösse, Zusammensetzung, Art und Zweck des Konzils. Martin V. und seine Herkunft. — 2. 78—330. Dankespredigt: Das Schisma im Gegensatz zu der neugewonnenen Einigkeit als Thema: Lob Gottes und König Sigmunds. — 3. 331—462. Strafpredigt. Pflichten des Papstes. Kritik des höheren und niederen Klerus und des Laienstandes. Simonie, Weltlichkeit, Unbildung, Pfründenwucher ohne Rücksicht auf Fähigkeit und Würde als Hauptfehler des ersteren. — 4. 463–535. Mahnpredigt. Krieg, Misswachs und Krankheit, Sittenlosigkeit und Ketzerei (Huss). Zeichen der strafenden Hand Gottes. Bedeutende Warnung vor der Ankunft des Antichrists. Mahnung an König und Papst. — 5. 536—672. Schluss. Widmung an Sigmund. Regentenspiegel und nochmalige Ermahnung des Königs.

Das ist klar und übersichtlich. Auch das Grössenverhältnis der einzelnen Teile ist besser als in der ersten Dichtung: der Hauptteil (78—330) hebt sich deutlich heraus. Nur der Schluss ist zu lang, denn neu darin ist ja nur die Widmung, die in ein paar Versen abgetan ist, alles übrige dagegen ist Wiederholung. Trotzdem bedeutet das zweite Werk Prischuchs einen erstaunlichen Fortschritt in der Kompositionstechnik.

## II. Der Stil.

Eine allgemeine Charakteristik der Grundfeste ist leicht zu geben. Das Ganze ist eine trockene und, wenn man milde und aus dem Charakter des Dichters heraus urteilen will, schlichte Erzählung und Aufzählung. Dies mehr als jenes: wie oft vergisst man nicht, dass überhaupt ein leitender Faden da ist! Wenn Prischuch mit entwaffnender Anspruchslosigkeit auf dichterischen Ruhm verzichtet, so ist diese Bescheidenheit nur allzu berechtigt. In eintönigem Parallelismus reiht sich schwerfällig ein Satz an

den anderen. Nur selten tauchen einige leichtflüssigere Zeilen auf; grobe syntaktische Härten stören auf Schritt und Tritt. Das Fehlen der Hypotaxe, die mechanische Verwendung des *daß*, welches jede logische Beziehung darstellen soll, die entsetzliche Häufung von Namen und Namen und das gänzliche Fehlen anderer Kunstmittel machen das Gedicht als Kunstwerk ungeniessbar. Und doch ging Prischuch nicht ganz ohne aesthetisches Bewusstsein zu Werke. Wie eifrig ist er zum Beispiel bemüht, Tautologien wenigstens in der Form zu meiden, wie ängstlich variiert er nicht den Gedanken: der und der Orden „kam nach Konstanz" in seiner langen Ordensliste! Aber das ist es gerade: diese Aengstlichkeit, dieses mühsame Ringen mit Stoff und Form zeigen deutlich die engen Grenzen seines dichterischen Könnens. Er wird sich dieser oder jener künstlerischen Forderung bewusst, aber nur um fortan ein Gefangener zu bleiben. Zur freien Beherrschung sich durchzukämpfen, dazu fehlt ihm die Kraft. Gott hat ihn nicht begnadet, so viel er auch darum gebeten.

Und so geraten ihm gerade die Partieen am besten, wo er mehr Mensch ist als Dichter, wo er mehr mit dem Herzen als mit dem Kopfe redet. Hier wird sein Stil freier, seine Verse leichter und fliessender.

Das weist deutlich das zweite Gedicht. Der Dichter tritt allein als Prediger auf. Die Freiheit von der beengenden Dialogform und der persönlichere Gehalt machen die Diktion glatter, lebendiger. Die Sätze reihen sich müheloser aneinander. Nur wo der Gelehrte mit dem Dichter wieder durchgeht, wie in der Einleitung und dem Regentenspiegel, schleicht er mühsam, stolpernd vorwärts. Jedenfalls bedeutet die *schloßred* einen Fortschritt von der Reimchronik, die den Stoff einfach wiedergiebt, zu freierer Gestaltung und Beherrschung desselben.

1. Prischuchs Werk und das Publikum.

Thomas mochte seine Dichtung zunächst wohl für

mündlichen Vortrag geplant haben. Er bezeichnet demgemäss seine Tätigkeit als *sagen.*[53] So Vers 16: *das ich von dem römischen küng sag . . .* und ebenso fordert ihn der *maister* 112 auf: *Du solts auch sagen nun . . .* daneben kommt, allerdings nur im Munde des referierenden Meisters, *erzeln* vor, nur einmal *reden* (1387).

Sehr bald aber kam ihm bei fortschreitender Arbeit, vielleicht halb unbewusst, die Einsicht, dass sein Gedicht sich besser lesen als hören lasse. Darauf deutet die mehrfache Bezeichnung seiner Tätigkeit als *schriben.* Schon 115 fordert ihn der *maister* auf: *was ich dir sag, solt schriben an* (ebenso 489, 620); und er selbst sagt 703: *nun schrib ich fürbaz aber n.er* und 936: *die ich mit namen nit all schrib.* Für *schriben* tritt auch *setzen* in derselben Bedeutung (vgl. Vers 1013) ein: 214 *der maister mich die setzen bat* u. a. Bezeichnend sind auch *notiren* 460 und *zedel* 290, welches geradezu durch *ticht* erläutert wird. Dies Verhältnis der Gruppe „sagen" zur Gruppe „schreiben" zeigt wie auch das Fehlen von *rede* u. a., deutlich, dass Prischuch sich seine Dichtung optisch, nicht akustisch übermittelt dachte.

Das zweite Gedicht stellt sich auf anderen Boden. *schriben* taucht ja auch hier auf, aber doch nur im Sinne von *dichten,* „verfassen". Dementgegen stehen aber Verse wie 22 *das mag man offenlich erzelen* und besonders 79 *darum hör mencklich was ich sag.* Hier ist Prischuch Redner, Prediger, nicht Schriftsteller.

Der Dichter wollte unterrichten, wie er ja zu dem Zweck selbst *studirt vnd las* (26), *lere vnd anwisung* suchte (25) oder doch von Gott erbat (3) und vom *maister* auch erhält (704), der ihn vom *consily* unterweist (111). Diese lehrhafte Absicht wird zwar nirgend ausdrücklich vermerkt, geht aber zur Genüge aus der Wahl der Stoffe, die er und wie er sie in seine Dichtung aufnimmt, hervor. Wenn

53. Nur zweimal heisst es allgemein *tichten* (14 u. 1390). Sein Werk selbst nennt er nur *ticht* (34, 176, 292 u. ö., im Ganzen 17 mal).

er, was speziell die Ereignisse auf dem Konzil anlangt, es später mit der Wahrheit nicht so genau nimmt (s. 706—10), so liegt das an der Tendenz seines Gedichtes, die den Lehrzweck überwuchern musste.

Die Gliederung des Gedichtes in mehrere Abschnitte wird genau kenntlich gemacht. Die Verse 1—175 bezeichnet Prischuch selbst als *vorrede* (78), und 176 heisst es dann: *Allerst hebt sich min ticht recht an.* Der neue Teil wird gern mit einer Frage an den *maister* eingeleitet, so z. B. 101 *Nun sagt mir, maister, wie es gieng?*, ebenso 129, 843f.; manchmal auch in der Form einer Aufforderung unter Nennung des neuen Themas: 1113 *Sagt auch, maister, mir von Hußen. . .!* Die Frage wird auch wohl durch ein *Ich fragt* eingeführt: 961 *Nu fragt ich fürbas aber bas: . .*; a. B. 255, 843 u. ö., wie anderseits die Antworten des Gewährsmannes durch ein *der maister sprach.* Doch auch der nimmt den Mund öfters voller, wie 1307 *Ich will dir sagen noch mer ains.* Häufig ist ein weiterleitendes *mer*, so z. B. 566 *Ich sag dir mer, ob dus begerst.* Muss einmal (493) ein kurzes determinierendes *Dér* genügen, so wird ein andermal (711) ausführlich nach kurzer Rekapitulation des Vorangegangenen das Neue angekündigt: *Nun han ich orden, schůl vßgricht vnd mang künst in mim geticht. Nun allü künckrich heb ich an, die ich gar nach all nennen kan* u. s. w. 15 Verse lang. Dies etwas blasse *nun* muss oft zur Einleitung genügen. Kräftiger ist die Art, in der der Dichter seiner schnellen Rede gleichsam in die Zügel fällt, wie 1068ff. *der vberflüsskait ich verzück . . . von der kostlich hochen sach ich fall* u. s. w., dem das *Nit mer ich davon sagen waiß* 1547, das bündig abbricht, zu vergleichen ist.

Sorgte Prischuch durch diese übersichtliche Einteilung für die Bequemlichkeit seines Publikums, so nimmt er sonst wenig von ihm Notiz. Indirekt blieb er ja mit ihm zwar fortwährend dadurch in Fühlung, dass er — die

Dialogform durchbrechend — als der Dichter zu ihm spricht.[54] Die Dialogform schloss anderseits eine direkte Berührung mit seinen Lesern aus. Das Publikum erscheint denn auch zunächst immer in der dritten Person. Erst als er die Fesseln der Gesprächsform mehr und mehr abstreift, wendet sich Prischuch direkt an seine Leser. Schon die ganze Unterhandlung zwischen dem *maister,* der *in aller konst glert* ist, und dem zu belehrenden Dichter ist im Grunde so gedacht, dass sich der Leser ohne weiteres an des Dichters Stelle setzen sollte.

Der Dichter bittet um Entschuldigung, wenn er in seinen Ausdrücken zu weit gegangen sein sollte (1269) und hofft, dass ihn niemand darum strafe (1275). Er bekräftigt seine Worte mit dem beiläufigen *ob yeman das wunder dunck* oder durch eine sich selbst mit Nein beantwortende Frage (79ff.) oder er weist eine mögliche zudringliche Frage ab (1302). Das ist alles bis auf eine rein rhetorische Frage (1509) und die allerdings zahlreicheren Fälle, in denen ihn sein Glaube mit der grossen christlichen Gemeinschaft zu einem *wir* verbindet.

Immer bewegt er sich in den allgemeinen Formen des *yeman, niemant* und *wir,* das Publikum ist und bleibt ihm eine leere Abstraktion. Keine einzige direkte Apostrophe richtet sich an die Leser. Um so häufiger wird Gott angeredet, an dessen Stelle zuweilen Christus *(her Jesu Christ* 1738) und *Maria* (1704, 1711; *werdü mûter, vnser fraw* 782). Und wirksam richtet er die warnende Apostrophe an den neugekrönten Papst, Martin V.: *da hüt dich vor, du vatter new!* (1811ff.), mit der negierenden Kritik positive Er-

---

54. Bei der Lauheit, mit der Prischuch an der Form eines Zwiegesprächs festhält, kann man wohl Entgleisungen in der Form der Anrede des *maisters* an ihn, wie z. B. 62, *die ich euch hie erzelen wil* — statt des gewöhnlichen *du* — dadurch erklären, dass sich der Dichter hier, aus der Rolle fallend, an sein Publikum wendet. Ebenso darf wohl jeder Leser das *ecce* 1234 eher auf sich selbst als auf den Dichter beziehen.

mahnungen verbindend. Sonst sind nur noch zwei Fälle zu merken: einmal (514) redet der Ordensmeister Lucas Johann XXIII *hailig vater* an, und das andere Mal gebraucht Augustinus in der Legende die Anrede *kind* (1370). Der *maister* ruft dem Dichter einfach zu: *nun merck* (973), *merck mer* (643), *schrib an* (820) u. ä., während umgekehrt der Dichter seinen Partner mit *maister*, *getrewer maister*, *maister usserwelt* fleissig tituliert.

Das Gefühl des Dichters, für ein Publikum zu schreiben, verrät sich auch in der Beteuerung der Wahrheit. Prischuch ist wieder verhältnismässig arm: *warlich* (1175), *für war* (405, 668, 967, 1871), *zwar* (215, 815), *ich main* (206, 807, 1336), *ich glaube* (668, 1117, 1176) selten ein ganzer Satz: *das ist war* (103, 216), *in rechter warheit ich das sprich* (1580), *das můß ich wol in warhait iechen* (59). Die vielen Citate werden durch Nennung des Autors, dem die Verantwortung überlassen bleibt, stillschweigend beglaubigt. Häufig sind Berufungen auf das Zeugnis anderer.[55] Er appelliert an die eigene Erfahrung des Lesers, wenn er bei der Aufzählung von Sigmunds edlen Eigenschaften meint: *das bewist er manigfaltig* 57, oder er giebt einem Urteil durch die Beteuerung: *doch sprich ich wol an allen schertz* (1323) den gehörigen Nachdruck.

Behauptet er 714 von den Fürstlichkeiten in Konstanz, dass er sie *nach all nennen kan*, so räumt er dagegen anderwärts die Unmöglichkeit dieses Bestrebens ein (847 f. u. ö.), gibt das Missverhältnis zwischen seiner Aufgabe und seinem Können zu verstehen und enthält sich wohl eines Urteils (1302, 540f.). Anderwärts mahnt er sich selbst, nichts auszulassen (415, 433), und dann wieder entschuldigt er sich geradezu, dass er uns noch

---

55. *ich vernimm* 143, 1001, *han ich vernommen* 261, *han ich gehört* 241, *hör ich in dem consily sagen* 414, *das sagt man mir* 690, *hab ze Costitz dar nach frag* 239, *als mir ain wise botschafft set* 244, *ich innan ze Costitz worden bin* 314, *hat man ze Costitz gesechen* 447.

einen Namen zumutet (214). Diese und ähnliche Zwischenbemerkungen zeigen doch, so farblos und wenig originell sie sind, ein Gefühl für die Existenz eines Publikums, lehren deutlich, dass Prischuch für ein solches dachte und schrieb.

Das zweite Gedicht verrät in diesen Punkten eine weit grössere künstlerische Reife. Auch hier ein deutliches Absetzen der einzelnen Abschnitte. Jeder endet mit einer oft geradezu volltönenden Kadenz, und dann beginnt der folgende Teil deutlich mit dem Hinweis auf das neue Thema. Und wie lebendig ist dem Dichter hier sein Publikum: *hand lieb den rechten Cristen glauben! zů demůt ewr hertz sich verpflicht! frew dich deines nächsten glück vnd hail! vermid di siben todsünd gar!*, so klingt es hier kräftig und persönlich aus dem Munde des Predigers. Alles ist gegenständlicher. Wenn er der Geistlichkeit seine Mahnungen zuruft, so verdichtet sich die Vielheit für ihn zu einem Individuum: *frumm pfaff, solch pfenning dich verzeich,* so *wird dir ewig fröd ze lon!*

2. Direkte und indirekte Rede.

Der gewählten dialogischen Form war Prischuch nicht gewachsen. Nur selten ist das Gespräch wirklich lebendig. Wie er sich immer mehr als monologisierender Referent fühlt, zeigen schon die vielen einleitenden *er sprach, ich sprach, fragt:* ja sogar mitten in der Rede bringt er den Lesern durch solche fortführende *ich sprach, er sprach* das bloss Fiktive des Dialogs in Erinnerung. Wie selten nur bleibt eine direkte Rede uneingeleitet! Die Belege 101, 129 u. 133, 425 u. 427, 615, 621 u. 623, 1113, 1307, 1359, 1764f., erschöpfen den Vorrat. Dem entspricht der häufige Gebrauch der indirekten Rede, die nicht nur für allgemeine Fragen an den Meister benutzt wird (36ff., 39f., 51f.), sondern auch spezielleren Erkundigungen dienen muss.

Ausserhalb des Dialogs ist auch indirekte Rede selten. In den angezogenen Stellen seiner Autoren wird der Inhalt

meist resümierend mit eigenen Worten gegeben und dann natürlich in indirekter Rede, so in der Weissagung des Ordensmeisters Lucas 493 ff., 501 ff., 509 ff., dem Citat aus dem hl. Bernhard 991 ff., aus Joachim von Calabrien 1019 ff. u. 1025 ff., dem Auftrage Gregors XII. an den Malatesta 1033 ff., der Vision der *hailgen fraw* 1078 ff. u. ö. Die Bibelstellen werden bis auf 1743 ff. stets wörtlich citiert.

Die geringe Lebendigkeit und Anschaulichkeit des Stiles beweist auch der plötzliche Uebergang aus der direkten Anrede in die indirekte Vers 1797. Eben ruft er Gott an: *Lob in* (d. i. Martin V.) *selb, darnach er verschuld . . .*, um dann ganz unvermittelt mit den Worten: *Ich bit got, das er in benedicier* u. s. w. fortzufahren.

Ein anderes ist es und nur von Vorteil, wenn er den umgekehrten Weg läuft. So heisst es 1785: *Got hat sin cristenhait begäbt — es wer not! — mit aim hailgen haupt in rechtikait, wishait vnd eren,* und darauf setzt mit guter Wirkung und Steigerung die an Gott selbst gerichtete Bitte ein: *O lieber got! wie gar geren lopt ich in, das ich wiste, wie?* u. s. w. — Ein andermal heisst es von Martin: Er *la sich kain falschen rat verkern . . . . sech an etlich sin vorfarn, wie sie in tüfels netz vnd garn mit symony gefangen* u. s. w. und dann plötzlich und deshalb um so eindringlicher: *Da hüt dich vor, du vatter new!* (1811 ff.). Aehnlich fällt die Rede Sigmunds gegenüber Gregor XII. 1445 und die Prophezeiung des Lucas an Johann XXIII. 514 in die direkte Form um, doch verdirbt hier beidemal ein vorgesetztes *er sprach* die ganze Wirkung. Und gar der Vers 1034 ff.: Gregor XII. *well nach consilis rat leben vnd will von der babsty stan . . . .* macht uns wieder an der bewussten Absichtlichkeit dieses Gebrauches als eines Kunstmittels gänzlich irre. In der Schlussrede ist wirklich störend nur Vers 97—105.

### 3. Wortschatz.

Thomas Prischuch ist nicht gerade arm zu nennen an

Worten, weist aber auch keinen eigentlichen Reichtum auf. Einerseits bedingen nämlich die Listen eine stattliche Zahl von Wiederholungen ein und desselben Wortes; dazu schränkt ihn der geringe Stoff (Schisma u. Konzil) auf ein enges Gebiet unumgänglicher Begriffe ein. Anderseits bringt das Hineinpfropfen alles möglichen Wissenskrams einen bedeutenden Zuwachs an Begriffen und Worten, fast nur ἅπαξ λεγόμενα.

Betrachten wir zunächst die für Prischuch unvermeidlichen Häufungen. So oft auch gewisse unentbehrliche Worte von Prischuch wiederholt werden, so ist doch nicht zu verkennen, dass er nach so viel Variation strebte, wie der ungünstige Stoff nur zuliess. Es ist dies der einzige Punkt, wo man dem Dichter unbedingtes Lob zollen muss.

Unter 344 Verben, die überhaupt zur Verwendung kommen, erscheinen 187 nur einmal, 53 nur zweimal, 35 nur dreimal. Die Substantiva ergeben: Gesamtzahl 541, darunter 286 einmal, 92 zweimal, 40 dreimal. Und von 236 Adjektiven treten 115 einmal, 37 zweimal und 30 dreimal auf.

Das Verhältnis ist, auch wenn man einige abseits liegende Einzelworte fremdartiger Bedeutung subtrahiert, überraschend günstig. Prischuchs Bemühung um abwechslungsreiche Synonymik ist nicht erfolglos geblieben.

Der Wechsel im Ausdruck als Absicht des Dichters zeigt sich an mehreren Punkten; z. B. in der Ordensliste. Für den einen Gedanken: der Orden kam nach Konstanz — und mehr weiss er uns ja ausser der Kleidung kaum mitzuteilen — findet er immer eine neue Form. Man vergleiche die Verse 268, 270, 278f., 293f., 300, 302, 304, 330, 336, 343, 352 u. s. w. Für die Absetzung eines Papstes gebraucht er das nächstliegende *absetzen* nur einmal (1498), sonst weiss er sich anders zu helfen; *von er vnd gewalt vertriben* 520, einfaches *vertriben* 1492, *von stůl vnd gewalt verstossen* 1027. Die Redseligkeit der Zeit

zwingt aber auch sonst zur Satzvariation. Man vgl. z. B. V. 44—46, 1035 f., 1554 f.

Untersucht man den Wortvorrat nach den Begriffssphären, so ergiebt sich natürlich ein Uebergewicht derjenigen Wörter, die sich auf die Hierarchie und den Staat einerseits und auf Religion, christliche Heilslehre und ihren Kult anderseits beziehen. Auf den Ritterstand und das Kriegshandwerk kommen nur wenige Wörter; die meisten werden in der Allegorie des christlichen Ritters aufgebraucht. Aber auch die Stadt mit ihren Einwohnern und Gewerken und Zünften ist nur spärlich vertreten; allein der Kaufmannsstand tritt etwas mehr hervor.

Die Wortwahl bevorzugt Substantiva auf *-kait*, Adjektiva auf *-lich*. Beliebt ist die Verstärkung durch *all* und *hoch*: *allererst, allerhöchst, allermaist, -minst, -wisest, allgernst, allgöttlich, allmenschlich, hochgeborn, -gelobt, -hailig, -wirdig, -lobwirdig, hochmaister*.

Fremdwörter gebraucht Prischuch in grosser Menge: ca. 120. Den grössten Raum nehmen die Verba auf *-ieren* (50) ein, weil sie so bequeme Reime gestatten: abgesehen von *informiert : getziert* 37 reimen sie nur aufeinander.

Ein grosses Kontingent stellt das Lateinische. Kommt Prischuch in metrische Nöte, so hilft ihm eine lateinische Endung aus der Schwierigkeit: 700 *phylosophorum*. Er scheut sich auch nicht, dabei dem Latein ein wenig Gewalt anzutun, wie 676 *ist kund den doctor doctorum*. Auch für den Reim ist das Lateinische ein bequemer Ausweg, wie z. B. 407 f., wie er die wiederstrebenden Armenier durch den Reim *illorum : Armenorum* zu bewältigen weiss. Inhaltlich betrachtet, stammt das Meiste hiervon aus der Vulgata (s. Vers 1212, 1234, 1247 f., 1306, 1472, 1568, 1839 f.), 1039 f. aus Heinrich von Langenstein. Die Stärke des lateinischen Einschlages ist ein Symptom der Tage, die dem mächtigen Eindringen der Humanismus ahnend vorangehen.

## 4. Formeln.

Prischuchs Stil liebt es, gleichartige Satzteile doppelt, ja dreifach und mehrfach zu geben, teils syndetisch, teils asyndetisch. Subjekt und Verbum, Attribut und Prädikatsnomen, Objekt und adverbiale Bestimmung: alles ist hierbei der Vervielfältigung unterworfen. Jeder vierte bis fünfte Vers giebt ein Beispiel dafür. Die zweigliedrigen asyndetischen Formeln, Ausdruck besonders enger Verbindung und für die Vulgärsprache charakteristisch, kamen vom 14. Jh. an in Fülle wieder auf (vgl. Dickhoff, Palaestra 45, 143f. u. 173ff.) Sie sind dann auch bei Prischuch nicht selten. Ich gebe zunächst Beispiele für zweigliedrige Formeln:

a) *wirdikait v. er* 17, *gnad v. er* 121, 1705, *lob v. er* 960, *er v. gwalt* 520, *er v. zucht* 818, *erwirdikait v. züchten* 395, *wib v. arbait* 93, 1591, *glück v. hail* 854, *fröd v. wunn* 1752, *angst v. not* 1304, *lob v. pris* 180, *ler, anwisung* 26, *lant v. künckrich* 61, 80, *küng v. herr* 65, *küng v. vogt* 86, *will v. gunst* 236, *demut, ghorsam* 424, *lerer, maister* 551, *vermügen v. kraft* 569, *guldin v. gelt* 580, *kraft v. macht* 603, *narren, toren* 1125, *den wisen v. den toren nit* 112, *tod v. sterben* 1177, *clůghait, wishait* 584, *vernunft, wishait* 1722, *not, nützlich sach* 1402, *got v. herr* 1818, *jar v. tag* 1582, *stund v. zit* 1592, *zit v. wil* 1539, *ze hell, ze fegfür* 1858, *wort v. bot* 1380, *nutz noch gwinn* 1350, *ertzny v. tranck* 1729, *netz v. garn* 1814, *schand laster* 1816, *aspis v. vnck* 1254, *mit falschen worten v. mit lüg* 1466, — *mächtig herr v. fry* 68, *rich v. gwaltig* 58, *clůg, wis* 222, *clar, liecht* 545, *götlich, rainiclich* 1188, *hellisch, tüflisch* 1237, *vngemessen, vnergrüntlich* 1375, *clain v. jung* 1386, *künclich, fürstlich,* 1424, 1682, 1511, *plaich v. gel* 1444, *hessig, grymmer* 1554, *hailig, götlich* 1648, *zornig, feindt* 1835, *lang, gross* 419, — *schin, glentz* 206, *lüchten, schinen* 377, 1844, *brech v. gliß* 1656, *verendet, verkert* 273, *studiert v. las* 26, *kan v. mag* 15, *künd v. möcht* 1459, *imaginieren v. dencken* 21f. *lopten, rümpten* 360, *lobten, erten* 392, *lobt noch brist* 1352, *mört v. tött* 1250, *end nem v. zerschliff* 1454, *geeylt v. gacht* 1500, *durchgründen, gentzlich nemen war* 1510, *geaint, versönt* 1531, *richt v. erwend* 1538, *jamert v. erbarmet* 1579, *verschmech, schätz für ain gift* 1805, *mit symony gfangen v. bedeckt* 1815, — *pald v. schier* 200, *bald v. schnell* 1449, *gantz v. gar* 242, *ymmer v. ymmer* 1135, *gsund, nymer kranck* 1730.

Alle diese Formeln addieren zwei ganz oder fast synonyme Begriffe. Der zweite Begriff bringt zu dem ersten nichts Neues, wie z. B.

in *kung v. herr*, *küng v. vogt*, *zit v. wil*, wo der zweite nur Voraussetzung, Merkmal des ersten ist. — Anders ist es schon in der folgenden Gruppe. Hier haben wir es zwar auch noch mit blosser Variation zu tun, aber doch nur in beschränkterem Masse. Die Addition ist hier realer:

b) *wishait, kunst* 226, 529, 589, *mit got v. recht* 87. Der zweite Begriff erklärt den ersten dadurch, dass er ihn spezialisiert oder genauer präzisiert; der erste Begriff ist also häufig der weitere von beiden: *jamer, schmerzen* 1282, *manschlacht v. vnhail* 1534, *hertz, gir* 1686, *tuyent, götlich vorcht* 1799, *götlich, on all symony* 90, *hailig v. seleclich* 108, *list v. verstet* 2?8, *geben v. geschriben* 519, *schämlich, erloß* 523, *gelestert, geschennt* 1131, *ansechen v. studieren* 1204.[56]

Die beiden Begriffe stehen im Gegensatz: *nit schelten, noch loben* 540, *hert noch waich* 1703, *dort eweclich v. hie vff erd* 1708, *pfaff noch lay* 1782, *ze vil noch ze lützel* 1790, *ze hoch noch ab ze tieff* 1791. Diese Beispiele leiten über zu der dritten Gruppe, wo wirkliche Addition vorliegt. Hieran ist der Text überreich:

c) *hertz v. sinn* 132, 1404, *lib v. gůt* 94, 1433, 888, 894, 1522, 1576, *an lib, an gůt* 1536, *lib noch gůt* 554, *lib v. sel* 1178, *an sel, an lib* 1730, *sin lob, sin glück* 1812, *got v. welt* 1180, 1468, 1809. — Hier deutet sich dann schon leise die blosse Aufzählung an; man vgl. *gschrift v. gemält* 150, *ertzbischöff v. bischöff* 152, *cardinäl, vil bischöff* 1186 *prelaten, pfarrer* 1187, *pfarr, pfrönd* 1230, *pfrönd, kirchen* 1233, *jura v. leges* 1504, *zangen v. anboß* 1611, *wag v. gwicht* 1621, *recht v. gwalt* 1825, *recht v. warhait* 1829, *war v. recht* 1828 u. a. m. Bekanntere Formeln sind noch: *lob v. danck* 1557, *lon noch danck* 1575, 1578, *künftig v. vergangen* 148, *vnden, oben* 485, *von nachen v. verren* 263, *clain v. groß* 1612, 1847, *tag v. nacht* 1660, *werck v. wort* 1719, *sech v. hort* 1720.

Die dreigliedrigen Formeln zeigen keine Variation mehr, sondern blosse Addition. *On anfang, mittel vnd on end* 1, *wishait, sinn v. kunst* 9, *lobs, glücks, säld* 20, *hertz, můt, sinn* 515, *gwalt, warhait, witzen* 1158, *hertz, můt, natur* 1196, *pompp, kunst v. witz* 1235, *schand, laster, spot* 1319, *trew, lib, er* 1467, *schalkait, vnrecht, böser gwalt* 1615, *vernunft, gedächtnüß, will* 1645, *kunst, gnad v. witz* 1769, *gitzkait, miet noch fifel* 1780, *rechtikait, wishait v. eren* 1787, *rw, bicht v. hailgw sacrament* 1734, *würtz, krüt, frücht* 605, *silber, golt, gůt*, 1333, *clainat, gold v. stain* 1515,

---

56. Geringer an Wert und Wirkung sind die Formeln, in denen der allgemeinere Begriff auf den engeren folgt, wie: *fragt v. spricht* 28, *wirdic, gůt* 438, *pfafthait, geistlich volk* 1294, *bot v. knecht* 1520, *kain symony noch kunterfay* 1781.

*gries v. gras v. laub* 1618, *harnasch, messer, degen* 1672, *hochmaister, lerer, legisten* 560, *bistům, abty, prelatur* 1225, *pfarr, pfrönd v. bistům* 1256, *probsty, pfarr, pfrönd* 1226, *gelersten, wisen, besten* 252, *gelert, wis v. clůg* 480, *ewig, küncklich, himlisch* 1742, *clar, glentzend, fin* 1285, *himmlisch, hellisch v. irdischen* 601, *wis, groß v. namhaft* 431, *groß, schwer, hart* 55, *falscher, erlos, böser* 1469, *allerwisest, fin v. ärtig* 586, *kostlich, fürstlich v. mit fliß* 178, *hochgelobt, lieplich, herrlich* 234, *summieren, geraiten v. calkelieren* 1331 f., *zelt, wigt v. misst* 827, *geschenckt, erbotten, geert* 1513.

Noch mehr zeigt sich die reine Freude am Aufzählen in den viergliedrigen Formeln: *Gib mir vernunft, hilff, rat v. ler* 3, *kunst, wort, wis v. werck* 233, *lob, nutz, er v. frumm* 276, *äbt, pröbst, tegen v. prelaten* 164, *hoch, wit, tieff v. schmal* 576, *haiß, fücht, dürr, kalt* 606, *frolich, frisch, starck v. gesund* 1551.

Das Ganze ist für die Art, wie sich die Begriffe bei dem Dichter gruppieren und assoziieren, von Interesse. Er bewährt die der Zeit anhaftende Redseligkeit. Die Redefülle der mhd. Epigonen war erhalten geblieben unter dem Einfluss der Kanzleisprache und des humanistischen Redeschmucks. Prischuch macht die Manier mit, die es ihm erleichtert, seine obligaten vier Versfüsse zu füllen und Reimworte zu finden. Aber ein Gefühl für den eigentümlichen stilistischen Wert dieser Redeform hat er nicht gehabt; seine Sprache macht trotz aller Doppel- und Tripelformeln nirgend den Eindruck gerundeter Fülle.

Eher ist dies in der Schlussrede der Fall, wenigstens in den predigtartigen Teilen. Die Formeln sind hier nicht so oft gänzlich synonym, sie klingen nicht so gesucht und die Verse daher voller, natürlicher.

### 5. Bilder und Personifikation.

Es ist keine reiche Ernte, die hier dem Suchenden lohnt. Das ganze Feld bietet nur hier und da eine gewöhnliche Pflanze, wie sie auf jedem Boden gedeihen, einigemale taucht wohl auch ein fremdes Gewächs vor den Augen auf, aber auch dieses zeigt wenig Farbenpracht. Noch seltener findet man ein besonderes eigenes Blümchen heimischen Bodens. Unser Dichter hat keine sinnliche

keine lebendige Anschauung. Alles ist nüchtern ruhig, von ernster Reflexion zeugend, verständig. Nicht dass Thomas Prischuch alles Gefühls bar wäre, aber es begnügt sich mit dem kahlsten Ausdruck, sucht sich nie fortreissend mitzuteilen.

So sind wir mit seinen Metaphern schnell fertig. Die meisten sind ganz gewöhnlicher Natur, uralten Herkommens und so geläufig, dass man sie kaum noch Metaphern nennen mag: *all eren schatz, ain edel hort* 826, *tieffe kunst* 186, *der eren van* 880, *der wishait weg vnd stig* 883, *schatz an wishait* 929, *an wishait ain kind* 1389, *an wertlich tichten plind* 1390, *kunst schin vnd glentz* 206, *sim lib vnd gůt we tůn* 1552, 1576, *die cristenhait verwüsten* 1181, *flesch vnd blůt* (für Verwandte) 1099, *es geriet gar wol in rechter farb* 1488. — Beliebt ist *frucht*: die *orden früchten* 396, *der eren frucht wechst* 496. Banal ist es geradezu, wenn er die Königin *ain edle frucht* nennt 816. *Die botschaft bracht frucht* 1107.

Besser, weil lebendiger, anschaulicher, sind folgende Bilder: *glück vnd selden tagt* 494; *vf sim bam* (= Lebensbaum?) *im blüet hail* 495; wenn Maria als Händlerin gedacht wird, die aus ihrer *kram gůt gewonhait* versendet (1704); wenn Gottes Beistand ein *ertzny vnd tranck* (1729) oder die Freude, die die endgültige Beilegung des Schismas erregt, eine neue aufgehende *sunne* genannt wird (1751); oder endlich der heilige Geist ein *hitz* (zum Guten?) für den Menschen ist,

Biblisch sind: *mins hertzen grund* 11, *götlich lieb treibt* 344, *göttlich minn brinnt* im Herzen 342, 1699f., *sünd ansigen* 345, 1803f.. *hunger vnd durst nach rechtikait* 796, Sigmund als *trüer hirt* des Konzils 1565, der *gnaden wolk* 1596, der *gnaden syb* (?) 1602, *got mit siner gnad sy spis* 768.

Aus der geistlichen mystischen Literatur stammen: *symoni, der distel* 1163, *mit sünden betäubt* 1287 mit *symony bestäubt* 1288. des *tüfels netz vnd garn* 1814.

Bei den Worten *send im* (Sigmund) *din rechtü wag vnd gewicht, das ers nach warhait als vßricht* braucht man vielleicht kaum an die Attribute der Justitia zu denken: es guckt hier möglicher Weise einmal der Kaufmann hervor.

Sprichwörtlich ist das Vers 1450 vorkommende *das recht ist sinwell.*

Ausgeführte Vergleiche finden sich nur an drei Stellen. Meist wird das Secundum comparationis einfach mit einem *als* angeknüpft. So in folgenden Beispielen: Der Orden von Camaldoli trägt *wissü claider glich vngegürtet als ain*

*alb* 283f. Die Orden sollen *lüchten, schinen als die sunn* 376f., *glentzen als die vackel* 377f. Die schismatischen Päpste gehen irr *als Dedalus im irrgang* 1170. Die Simonie tötet die Seele *als gift* des *aspis vnd vnck basiliscum* 1250ff. Das Antlitz der Mutter Gottes ist *noch lichter wann der sunne schin* 1286, und ihr Mantel *wiß, der brinnt als morgenrötin gliß* 1290. Der neue Papst solle *lüchten als ein lucern* an Gerechtigkeit 1808, vgl. 1844. Eine Häufung von Vergleichen weisen die Verse 1617f. auf: das Unrecht u. s. w. ist so *an zal glich als der sunnen staub, als grieß im mer vnd gras vnd laub.*

Von den drei ausgeführten Vergleichen führt eigentlich nur einer diesen Namen mit Recht. Es ist der Vergleich Sigmunds mit Moses 1581ff. Tertium comparationis ist dabei die gleiche treue, aufopfernde Tätigkeit für das Volk, solange es in Not und Gefahr ist, sowie die Undankbarkeit des Volkes gegen seine Retter. — Die beiden anderen sind völlige Allegorien.

Das eine Mal, Vers 1606ff., wird Sigmund als *gottes trüer schmidt* dargestellt, der *anboß, hammer vnd zangen vnd clammer* in seinem Dienste gebraucht, wobei das zweite und letzte Werkzeug symbolisch als *hammer der warhait* und *clammer des hailigen gaistes* bezeichnet werden. Noch umfangreicher ist die zweite Allegorie: Sigmund im *eren claid* des christlichen Ritters 1639—1710. Diese Allegorie geht bekanntlich auf Paulus Eph. c. 6 zurück. Prischuch, der die Bibel gut kannte, wird sie wohl auch daher haben, wenngleich sie dort lange nicht so vollständig ist wie bei ihm. Wie man beliebig wegliess und beliebig hinzufügte, dafür mag eine Stelle aus einem Briefe der hl. Hildegard von Bingen (Migne, Patr. 197, 184, epist. 25) sprechen, wo als wesentliche Bedingungen für den *miles probus* die *lorica fidei,* die *via justitiae,* die *galea spei,* das *scutum verae defensionis* und das *lumen veritatis* genannt werden. Prischuch zählt nicht weniger als 25 verschiedene Teile auf:

1642 *helm = christenglaub*, gekrönt von den drei höchsten Seelenkräften: *vernunft, gedächtniß, will*, 1649 *helmdeck = bescheidenhait*, 1650 *goller = götlichw forcht*, 1653 *bantzer = luter warhait*, geziert mit *mässigkait*, 1655 *platten = gnade gottes* und durch sie *gott kennen*, 1658 *gezelt = götlich frid*, 1661 *brustblech = götlich glait*, 1663 *schurtz = götlich rat*, 1665 *armzüg = götlich trost*, 1668 *hentschůch* = Dienstfertigkeit gegen Gott, 1669 *wappenrock = götlich huld*, 1670 *gürtel = geduld*, 1672 *harnasch = der sünd vnschuld; messer, degen = götlich segen*, 1673 *schwert = götlich gewalt* zur *gerechtikait*, 1676 *schůch = demůt*, 1677 *sporen = gehorsam*, 1679 *schilt = götlich sterk*, geziert mit Barmherzigkeit, 1683 *baner = göllich frid, die stang = danckbarkait*, auf dem Bannerschild stehen ausserdem noch die Worte *fides spes et caritas*, 1701 *roß = vestikait*, 1703 *zaum = gůt gwonhait*, 1709 *satel = stetikait*. Das ist eine Pedanterie, unter der die schöne Allegorie zu Grunde geht. Aber sie passt in die Registrierperiode, die das 15. und noch schlimmer das 16. Jh. repräsentiert.

Personifikationen wird man nach alle dem kaum noch erwarten. Blasse Wendungen wie 472 *man git der irrung vrlaub*, 1184 *geittikait regniert*, 1051 Gott *erkückt gerechtikait vnd warhait*, 578 *warheit wird deputiert*, 85 Sigmund *herzogt mit dem römischen rich*, können kaum als vollwertig gelten.

Die einzigen lebendigen Personifikationen sind: die *ainikait*, die da schläft und aufgeweckt werden muss 542. *symony* zerreisst der Mutter aller Christen ihren weissen Mantel 1289. Nach dem Tode der Gottlosen regt sich zum Empfang der Seelen die *vexilla mortis* 1306.

Hier überragt das zweite Gedicht wohl am allerstärksten. Die Bilderfülle ist hier stellenweise erstaunlich gross. Sind die Metaphern auch nicht immer gerade neu, so atmen sie doch eine eigentümliche Frische gegenüber denen der Grundfeste. Hier werden dem Dichter *cisma* und *ainikait* wirklich zu lebendigen Wesen, die man bekämpfen oder schützen muss und kann. Ich lege zwar im allgemeinen das grössere Gedicht zugrunde und betone für das zweite nur die Unterschiede, will aber hier für letzteres doch ein paar Belege geben:

29. Die fünf Nationen *schnitten mit ir zungen hamer ainikait auß dem edlen perck: Dar vß ward das finest werck, das lang vß ärtz vnd zartem gschmid gewürcket ward von gold vnd sid.* — 63. *Got sein götlich hertz vfschloß, das glück vom himel her ab floß.* — 167. *Das Cisma ist so gar verdruckt, gar zertrümmert vnd zerstuckt erstört vnd zerbrocheñ gantz, sein mantel, rock, ain ÿttel schrantz* und die andern oben S. 68 citierten Stellen über die *ainikait.* — — 257. *Das in* (den Seelen im Fegfeuer) *durch der ainung finger ir liden sull werden ringer.* — 297. Die *ainung* als *gast* (s. o. S. 69) u. a.

## 6. Satzbau.

Die grössere Hälfte aller Sätze ist nicht mehr als eine Zeile lang, d. h. der Versschluss fällt mit dem Abschluss eines Satzes zusammen, worunter ich hier keine grammatische Kategorie, sondern den sprachlichen Ausdruck eines vollständigen Gedankens verstehe. Unter 100 Versen schliessen ca. 68 einen solchen vollständigen Satz ein — nur in den „Katalogen" geht die Ziffer auf etwa 54 zurück —; weiter finden sich etwa 12 Verspaare, die durch einen Satz ausgefüllt werden. Grössere Versgruppen verdanken ihren Umfang meist blossen Aufzählungen. Etwa dreimal im Hundert tritt der Fall ein, dass Versschluss und Satzschluss überhaupt nicht zusammentreffen, dass also der Satzschluss in die Mitte des Verses fällt (Enjambement). Ich gebe einige Beispiele:

1 *On anfang, mitel vnd on end bistu, got herr,* 29 *Wa ist mein fründ Thoman Prischůch von Augspurg.* 135 *Darnach kam Johannes der babst, mit grossem volk,* 146 *vand ich gemalt vnd geschriben stan im bůch,* 260 *hand kert ir gefert, ir segel gen Costitz hin,* 506 *die im noch widerwertig sind mit hertikait,* 700 *Darnach so wirt dar vß der stain phylosophorum,* 1341 *wie im consily er sich hab gehalten,* 1346 *lebt er also, got nichtz verzicht im.* Andere Beispiele s. Vers 159, 215, 323, 526, 674, 751, 873 u. a.

Diese Verse unterbrechen angenehm den ewig dahinrollenden Redestrom, denn Prischuchs Sätze sind fast alle kurz und knapp, Parallelismus herrscht vor und gibt der ganzen Diktion etwas Monotones, was durch die Ungelenkheit, eine Periode vernünftig aufzubauen oder konsequent zu Ende zu führen, noch erhöht wird.

Einige Belege für Prischuchs Ungelenkheit im Satzbau. Vers 96f. scheinen sich die beiden Ausdrucksweisen zu contaminieren: *wie mich das dücht, ist er* .... und *mich dücht, das er* .... *ist* zu *wie mich das dücht das er* .... *ist;* 251ff. heisst es *vß all den schûl die besten* .... *wolt yed schûl dem consily senden.* 1239ff.: *Sant Paulus ler, die nymer vält, der spricht: Die wish ait diser welt, das sy* .... Manchmal zwingt ihn die Reimnot, der natürlichen Wortfolge Gewalt anzutun: 35 *ich in empfieng* statt *ich empf. in,* 1365 *da er ains tags gieng* . . . ., *da er* .... *vand.* — Vers 1531 aber verliert er völlig den Faden. Er beginnt 1528: Sigmund *wolt den grossen alten krieg,* flicht zwei Zeilen ein und fährt dann, statt nun den zu erwartenden Infinitiv zu bringen, fort; *den het er gern geaint, versönt.* Diese Beispiele liessen sich leicht, auch aus dem zweiten Gedicht, vermehren.

Am schlechtesten wird sein Satzbau in den vier langen Listen. Hier begegnen uns die meisten Anakoluthe, so 205f., 221, 266, 277, 305, 324 u. s. w. Hier ist jede ruhige Satzfolge gestört. Sei es, dass der Gegenstand, Schule, Orden u. s. w., nur genannt wird, ohne dass ein Prädikat folgt, sei es, dass er noch einmal durch ein *er, sy* u. s. w. aufgenommen wird, wenn noch schnell eine Bemerkung an ihn geknüpft werden soll. — Das könnte zunächst den Anschein erwecken, als entständen die Gedanken dem Dichter erst im Moment des Niederschreibens, wodurch wenigstens lebendige Natürlichkeit in den Stil käme. Dem ist aber gar nicht so. Der Grund ist vielmehr die Unzulänglichkeit des Dichters einer schwer zu bewegenden Stoffmasse gegenüber. Und was hülfe uns eine Natürlichkeit, wenn sie sich so hart und unschön darstellt?

Die Parenthese findet häufige Anwendung. Das Gros stellten die vielen Beteuerungen und bittenden Zwischenrufe, wie *ob got wil.* Nur sehr selten flicht sie

einen notwendigen Gedanken ein. Fast immer kommt ihr Auftreten unvermittelt und inhaltlich geradezu störend. Die Parenthese ist für den Dichter nur ein Notnagel in Reimbedrängnissen. Das wird vor allem in den Listen deutlich. Vgl. die Verse 226, 235ff., die den erst 526ff. auszuführenden Gedanken ganz unnütz vorwegnehmen; 331f., 337, 354 (diese beiden Verse wirken völlig banal), 367f., 376ff., 395f., 423f. u. ö. —

Das *ἀπὸ κοινοῦ* ist selten zu belegen, z. B. 727 *vor allen küngen ich erwel Sigmund zů römischem rich bestet.* Im übrigen ist der Text reich an Ungeschicklichkeiten in der Wortfolge; wollte ich die hier aufführen, so müsste ich den ganzen Text abschreiben. Ein Beispiel statt vieler mögen die Verse 1253—60 = L. 1243—50 bieten.

Der Gebrauch von Zahlen ist nicht gerade unmässig. Abgesehen von ein Paar Zeitangaben 104f., 1012, 1872f., 1413, der Dreieinigkeit 1159, den drei Seelenkräften 1644, den 4 Elementen 1567, den 7 Planeten, 12 *zaichen* des Tierkreises 568, den drei Päpsten des Schismas 985, 1143, 1145, 1150, 1161, den 8 Seligpreisungen 802, den 7 artes liberales 561, den 5 *nacion* finden sich Zahlen eigentlich nur da, wo sie ihm seine Quellen nahe legen, so z. B. 1014, 1017, 1038, 1025 1043, 147. Er selbst bedient sich (bei Aufzählungen) der Zahl nur wenig: 193 *die 4 schůl principales*; 435 die 5 Orden, die sich nach der Maria benennen; 315 die 3 St. Jakobsorden; 1473ff. die 6 *küng* der Oboedienz Benedikts; 1309 die 3 Fürsten, die Sigmund zu bestechen suchen; 1313 die Bestechungssumme u. a. m. Erwähnt sei noch Vers 1397 als Formel eines Bruches vom Nenner 1000 und einem Zähler gleich unendlich klein.

Rekapitulation durch *der (er)* ist aller Orten zu finden, weil es dem Dichter syntaktisch und metrisch sehr bequem war, lange Titel und Namen durch das kurze Pronomen wieder aufzunehmen. Ungünstig wirkt die auffallende Armut an Konjunktionen. Prischuch kennt eigent-

lich nur eine einzige, das Proteuswesen *das*. Es verändert seinen Charakter fortwährend. Für jede gewünschte andere Konjunktion muss es herhalten. So kommt es, dass wir das *das* in manchen Partieen des Gedichtes reihenweise hintereinander treffen, wo es doch nicht zweimal dieselbe Farbe hat (V. 981 ff.). Es tut wohl, wenn Prischuch hie und da einmal (z. B. 58) auf das Setzen einer Konjunktion, oder besser seiner Konjunktion, verzichtet; oder wenn er für *das* und darauf folgendes Indefinitpronomen das Relativum einsetzt (V. 81). Vor allem machen ihm hypothetische Sätze Mühe. Wo sie erscheinen, kenntlich meist an der Konjunktion *ob*, da ist auch immer eine Verwirrung im Gefolge; z. B. 497 ff. *Und wes sin hertz an got begert, ob er sin gwalt zů rechtikait kert, darnach im als das glücklich gieng* (Konj.): das Subjekt losgerissen von seinem Relativsatz (der noch dazu voransteht) durch die Bedingung des Ganzen! Aehnliches s. 517, 883, 1271 u. ö.

Die Anapher im engeren Sinne als eine Wiederholung gleicher Worte im Satzanfange knüpft zwei Sätze besonders eng aneinander und hebt sie dadurch stark über die Umgebung hervor. Die Grundfeste bietet nur wenig Belege:

91 f. *Wa ward ye fürst dem fürsten glich? Wa ward ye küng so erenrich?* 44, 46 *Wes din hertz gert, das findstu gruntlich als by mir; wes din hertz lust, das sag ich dir.* 1159, 61 *als wenig dry war gothait sind, . . . als wenig mag man dry babst han.* 1283—1293 *vnd clagt.* 35 *ich*, ebenso 1307, 9. 1146 *wie sy haißen, wer sy seyen.* 711, 713 *nun.* 1407 *Im ersten jar sich das vergieng, do das consily sich anvieng, desselben jars sich das beschach . . . .* 1415 *des selben jars beschach auch das . . . .* 1080 *was es.*

Durch die Wiederholung eines und desselben Wortes wird ein alter Gedanke, der wieder aufgenommen werden soll, zu dem neuen Satze in äussere Beziehung gebracht: 1575, 78 *lon noch danck.* 1053, 57 *zil.*

Auch diese Anapher im weiteren Sinne ist bei unserem Dichter nicht häufig. Ich gebe die wenigen Beispiele kurz an: im einfachen Satz: 163 *gfürst*, 836 *graff*, 1135 *ymmer vnd ymmer*, 1062 *all* (4 mal),

[das dreifache *ain* 1168 ist Zitat aus der Bibel], 725 *künck vnd künckrich*, 1169 f. *irrgegan̄en—irrgang*, 961 *für bas aber bas*, 1005 *beschach vnd bschechen mag*, 1174 f. *laichen—laichent*, 823 *ze schlecht, ze wech*, 825 *ze vil, ze lützel*, 1071 f. *ze tieff—ze hoch*, 1, 1171 *on*, 1319 *in* (3 mal), 1177 *irem*.

Im zusammengesetzten Satz: 170 f. *sitzt—sitzen sol*, 346 f. *leben*, 827, 30 *wort*, 734 f. *ward—werden sol*, 836 f. *küngin—künclich*, 994 f. u. 1284 ff. *symony*, 1080 f. *btüt*, 1089 *küng—künckrichs*. 1200 ff. *gitzkait—gitz—gitz*, 1205 f. *decret—decretal*. 1218, 22 f. *gotzgab*, 1223 *verkauft—kauffmanschaft*, 1229, 33 *allermaist*, 1616 f. *vngezalt—an zal*, 1589, 91 *groß mïw arbait—mïw vnd arbait groß*, 1193, 95 *schuldigen—frummen* 1240, 42 *wishait diser welt—götliche wishait*.

Anaphorische Reihen sind erst recht selten, wenn man von den eigentlichen Aufzählungen absieht: ich fand nur das oft wiederholte *gib* in dem Gebet für Sigmund als christlichen Ritter, *küng Sigmund* in den Versen 1486 ff. und endlich das Repetieren verwandter Begriffe in den Versen 65 ff, *[kung v. her—her v. fry—kron—kron—kron—kung v. vogt]*. —

Viel reichere Anwendung findet die Anapher in der „Schlussrede“. Hier wird sie wirklich rhetorisches Kunstmittel: man lese nur die schon öfter citierte Stelle, wo er unermüdlich das *cisma* im Gegensatz zu der *ainkait, ainung* stellt. Die ständige Wiederholung der beiden Begriffe steigert äusserst wirksam.

Die „Schlussrede“ ragt auch im Satzbau hervor. Und wenn auch hier wohl Schiefheiten nicht vermieden werden, so wirken sie doch nicht so störend, denn hier ist lebendige, vorwärtsstürmende Rede.

Die Wortwiederholung wird zur blossen Häufung, wenn das pointierende Moment der Anapher fehlt. Solche Häufung finden wir in all den vielen Aufzählungen, den Listen der Orden, Schulen, Wissenschaften und Fürsten in der „Grundfeste“, den Chören der Seeligen und Verdammten, dem Regentenspiegel der „Schlussrede“. Anderseits dient die Anapher gerade in diesen Aufzählungen in gewissem Grade zur äusserlichen Gliederung. So z. B. das

ständig wiederholte *ze Costenz* in den Listen der „Grundveste“ oder *küng, kayser* im Regentenspiegel des zweiten Gedichtes.

Die Aufzählungen selbst sind von verschiedener Ausdehnung. Die grossen Listen der Grundfeste kennen wir schon. Sie schwanken zwischen 18—86 Gliedern. Daran reicht in der Schlussrede nur der Regentenspiegel mit seinen 38 Potentaten, alles andere, die Chöre, die literarischen Quellen gehen nicht über 12 Glieder hinaus. Die Listen der geistlichen Tugenden (305[2] ff.) und der Laster (381[2] ff.) enthalten wohl etwas mehr Glieder, aber die schlechte Wirkung wird hier nicht so fühlbar. Eine lebendig-eindringliche Predigt ist eben ein anderes als der trockene Bericht eines schemenhaften Gewährsmannes. Solchen Hammer, der Schlag auf Schlag auf die verhärteten Gemüter und Sünder niedersaust, hat die Predigt denn auch früher und später gern verwandt. Der Lasterkatalog z. B. könnte so, wie er da ist, aus dem Munde eines Abraham von St. Clara kommen, und eine plötzliche Frage wie 420[2] f. *was sol zů prelatur ein narr, der kunstlos ist vnd nichtz gelert?* mit der gründlichen, bündigen Antwort: *der ist ein esel, heur als fert!* könnte auch sehr wohl auf dem Stocke des Wiener Predigers geprägt sein.

Prischuch hat gar keinen Stil. Keinen Stil im poetisch-technischem Sinne. Alle Stilelemente, die sich bei ihm vorfinden, sind so schwach vertreten, so wenig pointiert und scharf, dass man auf den ersten Blick ihnen das Zufällige, nicht Gewollte ansieht. Es fehlt jede Berechnung, jedes Abwägen eines Zuviel oder Zuwenig. Ihm völlig unbewusst schimmern die Eigentümlichkeiten zeitgenössischer Diktion hin und wieder durch, er selbst besitzt keine, er ist Dilettant, seines Dilettantentums bewusst,[57] und sein grösseres

57. Beachte Vers 1392, *min klain, künstlos ticht* (= mein unansehnliches, jedes poetischen Kunstmittels bares Werk).

Werk, das sich zwar gleich dem Könige zu weihen wagt, jedenfalls sein schwergeborener poetischer Erstling. Deshalb die vielen Entschuldigungen des jungen Dichters an seine Leser, deshalb die bescheidene Art, seine Behauptungen zu äussern, deshalb auch die vielen Zitate, die ihn, der noch keine eigene Meinung zu haben wagt, stützen sollen, deshalb endlich der gelehrte Prunk, der seinen dichterischen Wagemut rechtfertigen sollte.

## VIII. Die Handschriften.

Thomas Prischuchs Reimgedicht *des Consilis gruntvest* ist in drei Handschriften überliefert, den Codd. germ. 568 und 594 der kgl. Bibliothek in München und dem Cod. germ. pal 321 der grossherzogl. Bibliothek zu Heidelberg. Alle drei gehören noch dem 15. Jh. an.

1. Der Cgm. Monac. 568 ist eine Papierhs. von 290 Blättern in Folio (20,8 × 30,6 cm), in 24 Lagen zu je 12 Blättern [mit Ausschluss zweier vorgehefteter Blätter]. Die Lagen sind von 1—15 mit roter, von da an mit schwarzer Tinte vorn mit arabischen Ziffern nummeriert. Oben rechts weisen die Blätter von junger Hand eine Zählung von 1—268 in schwarzer Tinte auf, 22 Blätter, die leer sind, nicht mitgezählt. Jede Seite ist zweispaltig, die Spalte durchgängig zu 35 Zeilen, abgesehen von dem letzten Teile (23. und 24. Lage) wo die Zeilenzahl zwischen 32 und 40 schwankt und die Spalten ausserdem von dünnen schwarzen durchlaufenden Linien umrahmt sind.

Abgesehen von dem schon äusserlich unterschiedenen letzten Teile und den beiden Stücken 7. und 8. stammt der ganze Codex von der Hand eines Joh. Erlinger, der eine schöne, saubere, steile, nicht enge Fraktur von ziemlicher Grösse schreibt.

Die Hs., die sich früher in Regensburg befand, ist ein Sammelband und besteht aus 12 Teilen.

1. Die Chronik des Jacob Twinger von Königshofen (fol. 1—149$^{b}$), mit Zusätzen derselben Hand bis 1474. Unter den Zusätzen, deren letzte drei in dunklerer Tinte von jüngerer Hand sind, ist bemerkenswert die Notiz:

*Anno domini* 1418 *Jare was kung Sigmund zům ersten hie zu Augspurg.*

2. *Die namen der bischoff von Costentz* (fol. 150—151[a]). Am Ende mit roter Tinte *Et sic est vinis. In die 13. octobris anno domini* | 1468 *p. me Johannem* | *Erlinger in Augusta vcr.*

3. *Die namen der bischoff zů Augspurg* (fol. 151[b]). Die Liste reicht bis zu *Petrus de Schawenberg Car* | *dinalis regiert bis ins 46. Jar.* | *Johannes de werdenberg (17 jar).* Die letzte Zeitbestimmung *17 jar* ist von jüngerer Hand, frühestens 1483, wo Werdenberg starb, und die Liste frühestens 1446 angelegt, wo dieser Bischof zur Regierung kam. Im ganzen werden 53 Bischöfe genannt, darunter an zwanzigster Stelle *Sant Ulrich.*

4. *Santt Ulrichs Leben* in deutscher Prosa (fol. 152[a] bis 177[b]); mit 23 gemalten Miniaturen, die Hauptscenen darstellend.[58] Am Ende *Et sic est vinis anno dñi M .|. CCCC lxviiij. in die . 12. Junny .|. H. E.*

5. *Hic infra c̄tinetur qualis de* | *beat esse confessio.* In lateinischer Prosa; nebst anderen Vorschriften und Belehrungen über die Beichte (fol. 178—182[a]).

6. *Hie lern beychten.* Uebertragung des vorhergehenden Stückes (fol. 183[a]—186[b]).

7. *Incipit reformatio facta in concilio basiliēn.* (fol. 187[a] bis 216[b]).[59]

8. *Das ist der brief in dem begriffen* | *ist die ordnūg die vnser hēr der* | *künig vnd die kurfürsten ze nürē-* | *berg gemacht vnd gebotten hat* | *ze halten jm 1442. Jar.* (fol. 217[a] bis 220[b]). — 7. und 8. sind beide von anderer Hand, die in schneller, alle Züge möglichst verbindender, etwas schräg liegender Kursivschrift schreibt, sonst Aehnlichkeit mit

---

58. Vgl. E. W. Bredt, Der Handschriftenschmuck Augsburgs im 16. Jahrhundert, Strassburg 1900, Seite 57.

59. Vgl. W. Boehm, Leipzig, 1876: F. Reisers Reformation des K. Sigmund.

Erlingers Hand aufweist und vielleicht derselben Schule angehört.

9. ***Von dem Consily ze Costentz vnd küng Sigmund*** (fol. 221[a]—234[a]). Dieser Text ist bisher noch nicht publiciert; doch hatte Frensdorff, Chronik des Burkhard Zink=Chroniken d. dtsch. Städte V S. 66 Anmerk. auf die Hs. hingewiesen.

10. ***Der beschluss des Consilys ze costiz*** (fol. 234[b] bis 239[a]). Das zweite, noch nicht veröffentlichte Gedicht des Thomas Pr. in Reimpaaren, ebenfalls dem König Sigmund gewidmet. Am Ende: *1469 ady. 30. Junny, H. E.*

11. 5 verschiedene kürzere Spruchgedichte (fol. 240[a] bis 244[b]), wie es scheint, unvollendet.

12. Zehn Gedichte von Georg Zobel (fol. 245[a]—268[b]), von ganz anderer Hand und auf anderem Papier; s. o.

Wie die Teile 1 (s. die Zusätze) 3, 4, 9 und 10 zeigen, ausserdem Erlingers Angabe am Ende des 2. Stückes deutlich bekundet, ist der Codex in Augsburg in den Jahren 1468—69 entstanden.

2. Der Cgm. Monac. 594 ist eine Papierhs. von 108 Blättern in Folio (21,3 × 29,4 cm) in 9 Lagen zu je 12 Blättern. Bis auf das letzte Blatt der 7. Lage sind alle beschrieben und von junger Hand rechts oben mit schwarzer Tinte nummeriert (1—107). Die Seiten sind mit feinen schwarzen Tintenstrichen umrandet. Die lichte Weite schwankt zwischen 20,4 × 10,8 cm und 21,4 × 13,8 cm.

Auch dieser Codex ist ein Sammelband und enthält:

1. Die Reise des Johann von Montevilla in der Uebersetzung von Michael Velser (fol. 1—71[b]). Angehängt ist auf Folio 72 ein hebräisches Alphabet und eine Reihe von Moralsprüchen.

2. Die Visio Tnugdali in deutscher Prosa (fol. 73[a] bis 83[a], Blatt 84 ist leer). Die Ueberschrift, in roter Farbe, lautet: *hie hebt sich an daz půch von den peinnē der selñ.*

3. ***Von dem Concili zu Kostentz*** (rot) fol. 84—107, das Reimgedicht unseres Prischuch. Jede Seite enthält nur eine Spalte. Die Zeilenzahl schwankt zwischen 35 und 44, beträgt aber durchschnittlich 38. — Dieser Text ist abgedruckt bei Höfler, Fontes rerum Austriacarum, scriptores VI, 2. 1865.

An dem Codex waren zwei Hände tätig. Die erste schrieb die beiden ersteren Stücke, die zweite das letzte. Der zweite Schreiber nennt sich am Schluss seiner Arbeit: *Finitū p me fratrem bñdctm perger cōuentualez ī wessepprunnensi mōstiō sabbato infra octaz ascensiōs Anno do. 1449.*[60] Der unbekannte Schreiber hat engere und fettere Züge als Berger und zeigt auch im einzelnen kleine Unterschiede. Beide schreiben eine kleine, etwas geneigte Cursivschrift in festen Zügen und gehören einer Schule an.

3. Der Cod. germ. pal. 321 (Beschreibung siehe bei K. Bartsch) enthält unser Gedicht auf fol. 288[a]—298[a]. Dieser Text liegt der Ausgabe R. v. Liliencrons in seinen Histor. Volksliedern der Deutschen vom 13.—16. Jh., I, Leipzig 1865 S. 228—57 zu Grunde.

Der Codex enthält bekanntlich die Weltchronik des Rudolf von Ems (vgl. AFC. Vilmar, die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolfs von Ems, Marburg 1839). Diese Chronik bricht mit fol. 287[d] ab, es folgt mit fol. 288 unser Gedicht, worauf dann dieselbe Hand wie vorher mit fol. 298[b] die Weltchronik fortsetzt. Prischuchs Werk ist von anderer Hand geschrieben, und zwar, wie Vilmar annimmt, von ein und derselben. Ich muss mich hier aber mit Liliencron für zwei verschiedene Schreiber erklären, deren zweiter mit Vers 942 einsetzt. Beide schreiben eine verwandte Hand, die in den

60. 1449, unter Abt Leonhard I. (1443—1460), unter dem, wie unter seinem Vorgänger und seinen nächsten Nachfolgern, eine reiche literarische und Bautätigkeit entfaltet wurde.

etwas schräg liegenden, gebundenen Zügen die modernere, jüngere Schule verrät; im Gegensatz zu den Händen der Weltchronik, deren erste noch ganz die alte strenge Form des 14. Jahrhunderts zeigt, während die zweite mehr eine Mittelstellung zwischen jener und den Händen unseres Gedichtes einnimmt. Die Hs. dürfte somit nicht später als in den dreissiger Jahren des 15. Jh. geschrieben sein.

Im Folgenden sei es der Kürze halber gestattet, die drei Handschriften mit M (= Monacensis), H (= Höfler und L (= Liliencron) zu bezeichnen.

### Verwandtschaft der drei Handschriften.

Dem Alter nach ist die Reihenfolge der drei Hs. diese: L (spätestens 1440), H (1449) und M (1469). Mithin könnte L die Vorlage für H und eine von beiden oder beide zusammen die Vorlage für M abgegeben haben. Dies alles ist aber nach dem Bestande der Codd. unmöglich.

M enthält mit 1878 Versen unser Gedicht vollständig, wogegen H nur 1861 und L gar nur 1850 Verse aufzuweisen haben. Und zwar fehlen H die Verse: 80, 502, 561, 708, 724, 854, 1136, 1160, 1253, 1264, 1310, 1428 1511, 1642, 1725/6 und 1810; L dagegen die Verse: 75/6, 357/8, 373/4, 549, 879—82, 1039, 1166, 1314, 1423, 1530 1648, 1661/2, 1698, 1830, 1837—42, 1848.

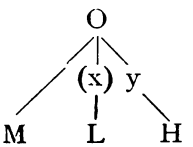
Man sieht, dass keiner von beiden derselbe Vers fehlt, vielmehr beide zusammen einen vollständigen Text geben.

Einmal hat L gegen MH einen Plusvers hinter 292; doch ist dieser Vers sicher unecht und jedenfalls von dem Schreiber versehentlich aus den Versen 300 und 292 contaminiert.

Aus diesem Befunde ergibt sich deutlich, dass H nicht aus L und M aus keiner von beiden entstanden sein kann. Dass M auch nicht aus L und H compiliert ist, wird sich bald zeigen. Folglich stehen die Hss. in keinem direkten Abhängigkeitsverhältnis.

Gehen nun alle Hss. auf eine gemeinsame Quelle zurück und ist diese das Original? oder sind zwei von ihnen näher verwandt und haben eine besondere Vorlage? Welche Hs. steht dann allein? Welche Gruppe kommt dann dem Original am nächsten? —

M und L sind beide in schwäbischen Landen, der engeren Heimat der Dichtung, entstanden, H dagegen ist eine bairische Umschrift aus Wessobrunn. Für die letztere Hs. ist es nun, wenn auch möglich, doch von vornherein unwahrscheinlich, dass sie direkt aus dem Original stammt, d. h., dass Thomas Prischuch seine Urhs. nach dem auswärtigen Wessobrunn entliehen haben sollte.[61] Viel näher liegt die Annahme, dass M und L direkt aus dem Original abgeschrieben sind. Für M ist Augsburg, der Sitz unseres Dichters, als Geburtsort erwiesen, L stammt vielleicht auch daher. So ergiebt sich für L die Möglichkeit, dass dem oder den Schreibern das Orig. vorgelegen hat, für M ist es höchst wahrscheinlich, denn es ist fast gewiss, dass Erlinger oder sein Auftraggeber sich an Prischuch selbst gewandt hat. Man erhält hiernach folgenden Stammbaum:




und gleichzeitig eine Wertabstufung der drei Hss.: M, L, H. Damit stimmt überein, dass M von allen Dreien die sauberste und sorgfältigste ist und allein einen vollständigen Text enthält.

Ein schneller Blick auf die Varianten führt etwas

---

61. Obwohl zu beachten ist, dass das Kloster dem Bischof von Augsburg unterstellt war, und die Bischöfe vom heiligen Ulrich an für dieses ihr berühmtes Kloster immer viel übrig hatten und ständig mit ihm in Verbindung blieben.

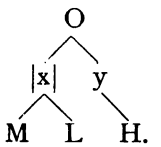
weiter.[62] Subtrahirt man von 939 Versen die Minusverse der drei möglichen Gruppen ML, MH und LH und zählt dann die übereinstimmenden Verse jeder Gruppe, so zeigen

in ML 73,8%
in MH 65,9%
in LH 61,2%

aller 939 Verse denselben Wortlaut. Diese nur sehr äusserliche Betrachtung ist doch insofern von Wert, als sie nichts dem Bisherigen unmittelbar Widersprechendes liefert, im Gegenteil das bereits Gefundene bestätigt. Denn es lassen sich aus den Zahlen folgende Konsequenzen ziehen:

H zeigt sowohl gegen L als gegen M einen ziemlichen Abstand. Während M und L beinahe in drei Vierteln aller Verse zusammenstimmen, tritt H hinter jedem von ihnen zurück.

Die Differenz zwischen ML und H ist nicht gering, denn sie beträgt im Mittel 29%. Dies alles legt den Schluss nahe, dass M und L auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, während H für sich steht, und dass hiernach unser Stammbaum sich zu folgendem varieren möchte:




Einen entscheidenden Beweis für dieses Stemma können aber jene Zahlen nicht leisten: die nähere Uebereinstimmung von M und L könnte auch darauf beruhen, dass beide dem Original unmittelbar nahe standen, das H erst durch ein Mittelglied kennen lernte. Verwandtschaft von M und L

---

62. Es ist hier nur die erste Hälfte des Textes zur Untersuchung herangezogen worden, da in L mit Vers 942 eine andere Hand einsetzt und die Berechnung durch die zwischen beiden bestehende Differenz notwendig leiden müsste.

lässt sich nur aus der Art der Lesarten erweisen, wenn nämlich ML in Fehlern gegen H zusammenstehen.

M und L enthalten gemeinsam in 267 Versen einen von H abweichenden Text, M und H dagegen gehen nur in 177 Versen gegen L, und L und H nur in 84 Versen gegen M zusammen. Auch hier fällt sofort wieder die enge Berührung von ML gegenüber den beiden anderen möglichen Gruppen auf. Untersuchen wir nunmehr die drei Gruppen einzeln.

.I **ML.** 1. In H fehlt eine grosse Anzahl einzelner Worte, die ML hat. In den meisten Fällen liegt deutlich eine blosse Flüchtigkeit des Schreibers zu Grunde, so z. B. 18 *ye*, 25 *ler*, 35 *frô*, 341 *minem sinn*, 359 *orden*, 566 *sag* u. ö. In den Versen 150, 342, 921 tritt mit der Auslassung eines an sich wohl entbehrlichen Wortes (*ain, fast, von*) eine Verschlechterung des Verses ein, was wieder in anderen Fällen wie Vers 46 *das*, 49 *so* u. ö. nicht zutrifft. Vers 23, vielleicht auch noch 494, wird H aber im Recht sein und ML hier ein Wort eingeschmuggelt haben, 23 *ob (das) ich etwas gschriben fünd;* 494 *das im (zů) glück v. s. t.* Unsicher sind Verse wie 176, 392, und 859: 176 ML *Allrerst so hebt min ticht recht an*, H *Allrerst hebt sich min ticht an.* — 392 H *das consily lobten, erten*, ML *das consily sy l. e.* — 859 M *die hertzog, pfaltzgraff by dem Rin*, L *hertzögen, pfaltzgraffen, hertzogen pfaltzgrafen by Rin.*

2. Lange nicht so oft weist H ein Plus gegen ML auf. Auch hier müssen wir H Recht geben z. B. 259 *von allen orden vnd (ir) regel*, wahrscheinlich auch 304 *sich (ze) erkennen* und 643 *will (vnd) gunst.* Umgekehrt wird man ML in den Versen 134 ML *der sach anvacher*, H *d. s. ein anvacher;* — 245 ML *der eren schůl*, H *der e. ein schůl;* — 363 ML *martrer orden*, H *m. ein o;* — 662 ML *das man das wol nach lob volbring*, H *d. m. das lob wol n. l. v.* und anderwärts folgen.

Dass ML mit seinen glatten, regelmässigen Versen

nicht etwa eine selbständige Ueberarbeitung gegenüber einem durch H besser vertretenen Original mit holprigen Versen darstellt, sondern im Gegenteil damit das Original repräsentiert, hat die Untersuchung der Metrik und des Rhythmus oben dargetan.

3. Umstellung von Wörtern ist in H mehrfach erfolgt. Zweifelhaft ist dies 96, 508, 584 und 732, wo H allenfalls das Richtige bewahrt haben könnte: 96 H *wie mich das dücht*, ML *das mich;* — 508 H *wie vil jar er*, ML *w. v. er jar;* — 584 H *weyßhait klûgkhait*, ML *clûghait wishait;* — 132 H *vor han*, ML *han vor.*

4. Oefters enthält H äusserst grobe Lese- und Schreibfehler; so z. B. *flek schûch* für *fleyßig sûch* (30), *vnd überwunden* für *vnüberwunden* (123), *ain* für *ob* (127), *pacha panchim* für *abt Joachim* (144), *anfanck* für *ane wanck* (189), *concili rant: bestûnd* für *consilis rat: bestat* (279 f.), *oder* für *orden* (288, 707), *haupt* für *habit* (323), *Cyntesi* für *Curtesy* (459), *sinn* für *fin* (586), *Salenus* für *Gal(i)enus* (587), *Sigenlandt* für *Engelant* (740), *ein* für *am* (770) und öfter.

In anderen Fällen dagegen hat H wieder allein das Ursprüngliche erhalten. So stand sicher *synodon* (15) im Original. Denn einmal ist es so richtig, und dann gibt sich H durchaus nicht die Mühe, Namen und Fremdwörter zu bessern *[geometry* 623 und *albertus* 417 sind blosse Lesefehler für *geomacy* und *gilbertus],* sondern gibt sie so wieder, wie sie die Vorlage bot, eher noch schlechter (vgl. *pilgerein* für *pulgery* (67), *palnier* für *pauliner* (383) und oben). Ebenso ist wol richtig 437 *Mariaz* H gegen *Mariam* ML, 81 *der so vil* H gegen *und so vil* ML, 159 *komen* H gegen *kom* ML, 219 *dye wirdig* H gegen *der w.* ML, 686 *gwunnen* H gegen *gewinnen* ML, 1257 *tieres* H gegen *Tyros* M, *Chiros* L, 1699 *götlicher* H gegen *götlichw* ML, 1760 *confimiert* H gegen *conformiert* ML.

5. Das Gros der Varianten in H entsteht durch die willkürliche Behandlung der Synkope, Apokope, Elision,

Enklise u. s. w. M macht davon ausgiebigen Gebrauch, und folgt damit offenbar dem Original. H lässt sie ganz unberücksichtigt, löst sie wieder auf, unbekümmert um Vers und Vorlage. Nur selten findet sich Synkope u. s. w., einige Male sogar im Widerspruch zu ML, so *gnoß* (524, 928) *gwalt* (721) *gwan* (776), wodurch 524 und 721 der Vers sicher gewinnt.

6. Ebenso nachlässig ist H in der Behandlung der Adjektiva und Substantiva: ob flektierte Formen, ob unflektiert, ganz gleich; zunächst flektiert H jedes Pronomen, Adjektivum, das ihm in die Feder kommt, so 230 *hochen* für *hoch*, 275 *iren alten habitum* (!) für *ir alt h.*, 373 *by allen den orden* statt *by all d. o.* u. a. m. Nur wenige Male fördert H dadurch den Rhythmus. Für Simplicia setzt es Composita mit *be-* und *ge-*, für einsilbige kontrahierte Formen wie *hand, wend* die zweisilbigen *habent, wellent* u. s. f.

So sind wir im Ganzen zu folgenden Schlüssen berechtigt: Dem Schreiber der Hs. H., Benedikt Berger, kam es bei seiner Arbeit nur auf den Inhalt, nicht auf die Form an. So schreibt er schnell ab, die Zeilen überfliegend und dann aus dem Gedächtnis nachschreibend. Dabei bedient er sich, bequem seiner Aussprache folgend, der Schreibweise seiner bairischen Mundart, immerfort Worte auslassend oder fälschlich einschiebend oder umstellend; und ganz gleichgültig ist ihm dabei die Form des einzelnen Wortes. Dabei passieren ihm Versehen ergötzlicher Art, wenn er z. B. Vers 322 das lateinische *habitum*, alemannischer Aussprache gemäss in seiner Vorlage mit *haubitt* wiedergegeben, als *haupt* liest und so einen Schwarzrock zum Schwarzkopf macht, der mit roten Muscheln und Kreuzen geziert ist. Dass ihm bei diesem Geschwindschreiben nicht mehr Verse unter den Tisch gefallen sind, ist noch anerkennenswert genug. Auch hier aber ist ein Umstand bezeichnend. Er lässt zwei Verse, 561 und 562, aus. Beim

nächsten bemerkt er den Fehler, aber in der Eile nur zur Hälfte, und trägt sorgsam Vers 562 am Rande nach.

Der Wert, den diese Hs. für uns heute doch besitzt, beruht demnach nicht auf den Verdiensten ihres Herstellers. H vertritt uns vielleicht eine besondere, selbständige Ueberlieferung gegenüber ML, deren Zusammengehörigkeit durch einige gemeinsame Fehler erwiesen scheint, deren Gewicht und Sicherheit allerdings zu wünschen lässt. Wir dürfen uns die Entwicklung danach etwa so denken: Prischuch liess von seinem Original mehrere Abschriften nehmen, die alle mehr oder minder jenes repräsentierten. Von einer dieser Abschriften ($x$) wurden dann M und L, von einer zweiten ($y$) H. abgeschrieben, so dass wir zwei Redaktionen besitzen: ML = x und H.

Somit kommen wir für die Behandlung der Varianten zu folgenden Kriterien: Eine Lesart ist richtig, wenn entweder alle drei oder wenigstens H und eine der beiden anderen sie stützen, d. h., wenn sie durch beide Rezensionen vertreten ist. Stehen ML vereint, d. h. ihre Vorlage x, gegen H, so sind äusserlich beide Lesarten gleichberechtigt. Hier kann dann nur aus inneren Gründen entschieden werden. Ist sowohl M als L von H verschieden, so ist zunächst zu versuchen, M und L zu vereinigen, d. h. x zu erschliessen, und dann dies gegen H abzuwägen.

Hierbei ist jedesmal sowohl die Art des Fehlers als auch der Wert, die Zuverlässigkeit der einzelnen Hs. in Rechnung zu ziehen. — Doch betrachten wir die beiden anderen Gruppen und kontrollieren daran unsere bisherigen Ergebnisse.

II. **MH.** Das oben Gefundene findet hier seine volle Bestätigung. MH weisen keinen gemeinsamen Fehler auf, der sie auf eine Quelle zurückzuführen berechtigte. Wo sie gegen L zusammenstehen, enthalten sie auch das Richtige. 577 *sophistry* L gegen *suffestry* MH halte ich für eine sich von selbst beim Schreiben ergebende Besserung seitens L.

Ausserdem gilt von L dasselbe, was oben von H gesagt wurde, auch hier lag das Hauptinteresse beim Inhalt, nicht bei der Form. Auch hier dieselbe Flüchtigkeit, und somit auch dieselben Fehler. L hat die meisten Minusverse, bildet sich sogar einmal — wie es scheint, durch Contamination aus Vers 300 *chom gen Costentz zů den ziten* und 292 *in meinem ticht reuerenter* — hinter letzterem einen neuen Vers: *chom gen Costenz reuerenter* und hat noch ärgere Entstellungen und Verdrehungen, vor allem in den Eigennamen, zu verzeichnen als H.

III. **LH.** Bei dieser Zusammenstellung ergibt sich nur, dass selbst der sorgfältigste Schreiber nicht vor Fehlern bewahrt bleibt; auch M ist nicht frei davon. Häufig genug zwar können wir M folgen statt LH, aber dann sind es immer Fragen rein metrischer Art, ob Synkope stattfindet oder nicht; und solche Fehler müssen LH ihrer Schreibart nach unabhängig von einander gemein haben.

So bleibt es denn bei dem bereits Gesagten. Wir haben zwei Rezensionen unseres Textes, ML einerseits und H andererseits. Da M die am sorgfältigsten ausgeführte Hs. ist, ausserdem allein vollständig und in Augsburg selbst entstanden, so wird auch eine Ausgabe sie zu Grunde legen müssen, während die beiden anderen nur als kritische Hülfsmomente Verwendung finden können.

# Anhang I.

## Die wichtigsten Abweichungen von v. Liliencrons Text und Ergänzungen seiner Anmerkungen.

Ich gebe im Folgenden die wesentlicheren Abweichungen, die mein kritischer Text, zumeist auf Grund der Erlingerschen Hs., gegenüber v. Liliencrons Text aufweist. Ausserdem verzeichne ich in Petitdruck Ergänzungen und Berichtigungen zu v. Liliencrons Kommentar. Vermieden ist dabei die Wiederholung alles dessen, was schon oben im Text zur Sprache gekommen ist.

14 *synodon.*

69f Serbien und Bosnien wurden 1377 von Stephan I. Twertko zu einem Reiche vereinigt. Nach dessen Tode (1391) versuchte Sigmund vergeblich, die ungarische Oberhoheit wiederherzustellen.

71 Dalmatien wurde ihm seit 1409 von Venedig streitig gemacht und 1420 völlig entrissen.

74a—b = 75—76 *Des hand sin vind ain tail verderbt*
*Das behmisch rich hat er geerbt.*

110 = 112 *sagen nun ze brisen.*

115 = 117 *die red also.*

117 = 119 *als ich got trew, vnd gborn [ließ] werden.*

121f. = 123f. *dem fürst vnvberwunden geben,*
*von allen fürsten, die da leben.*

123 = 125 *sunder danck.*

147f. = 149f. „zu jedem fand sich eine (mystische) Zeichnung (*gemält*) und deren Auslegung (*geschrift*) in Bezug auf die eine Tiara (*vmb ain apex*), d. h. in Bezug auf das Papsttum". Zu *apex* vgl. Du Cange I, 310 Apex[2]: Est pileum subtile, quod Sacerdotes gentiles utebantur, appellatus ab Apiendo, i. e. ligando.

151—155 = 153—157 Zu den Patriarchen vgl. Ulrich v. Richental, Chron. des Constanzer Concils (= Publ. d. lit. Ver. in Stuttgart CLVIII), Register.

174 = 176 *Allererst hebt sich min ticht recht an.*

182 = 184 *herrlich.*

192 = 194 *non sunt tales.*

230 = 232 *wort, wiß vnd werck.*

244 = 246 *bas loben sol.*

250 = 252 *maister, wisen, besten.*

257 = 259 *vnd ir regel.*

265 = 267 St. Basilius (317—379) stiftete keinen eigentlichen Orden. Doch nahmen alle orientalichen Mönche seine Regel an. Er ist daher der „Patriarch der griechischen Mönche". Das Hauptkloster in Italien war in Messina. Unteritalien, Sicilien und Spanien waren die Hauptsitze im Abendlande.

273 = 275 *das sy tragen ir alt habitum.*

275 f. = 277 f. *Citel; schnell.*

287 f. = 289 f. ein portugiesischer Orden, der 1317 nach Aufhebung der Templer von König Dionys gestiftet wurde.

301 ff. = 303 ff. Das Gewand der Sepulkriten war weiss, nur die canonici trugen ein schwarzes. Das Kreuz war ein Doppelkreuz.

305 ff. = 307 ff. Der Ritterorden von Calatrava in Castilien, 1158 gegründet, trug ein weisses, nicht schwarzes Ordenskleid mit rotem Lilienkreuz auf der linken Seite.

312 = 314 *Innan ze Costiz ich worden bin.*

315 f.—317 f. Vielleicht der Orden San Jago di Compostella?

343 = 345 *Ich hoff, sünd haben's angesigt.*

343—46 = 345—48 „Ich hoffe, sie unterliegen der Sünde nie. Der Orden widmet sich der vita activa (*wurkend leben*), und die vita contemplativa (*schawent leben*), „die göttliche und hohe", zog ihn *gotformlich*, d. h. gottähnlich, in die Ewigkeit Gottes hinauf." Man hat kaum nötig, vor *gotformlich* ein *in* zu ergänzen.

352 = 354 *die orden hand vil differenß!* ein Klageschrei des bedrängten Dichters.

354 a—b = 357—358 *Gen Costiz spitål orden lad,*
*wiß claid, dar uff ain rotes rad.*

Welcher Orden damit gemeint sei, kann ich nicht sagen.

364 = 368 *adoriert.*

365 = 369 *Vmbrose.*

368 a – b = 373–374 *By all den orden in dem kor sol stan der orden sant Victor.*

Die Viktoriner, Verbindung von Kanonikern bei Paris. Die Chapelle St. Victor wurde durch die Lehrtätigkeit Wilhelms von Champeaux weltberühmt und bald darauf zum selbständigen Kloster, 1113 zur Abtei erhoben und stand unter der Augustinerregel. Bekannt durch die drei großen Mystiker Hugo, Richard und Walter von St. Victor.

369 = 375 *prunn,*

370 = 376 *als die sunn.*

372 = 378 *mackel.*

378 = 384 *sy seyen götlich diener.*

383 = 389 *mentl kurz, wißer crütz.*

387 = 393 *premonstratierer.*

391 = 397 *Calmanis.*

392 = 398 *Halanis* = Alanus ab insulis, der Dichter des Anticlaudianus?

407 = 413 *Seuerini*: Vielleicht jene canonici regulares, die seit dem 12. Jh. zu Chateau Landon, dem Sterbeorte des hl. Severin saßen? Vgl. Stadler, Heil.-Lex., Severinus. Vielleicht ist aber *Seuerini* aus *Ensiferi* verderbt, wozu unsere Hss. viele Analoga bieten. Ensiferi, Schwertbrüder, sind die livländischen Ritter, die 1202 in Riga zusammentraten und von Innocenz II als fratres militiae Jesu Christi bestätigt, aber schon 1230 mit dem deutschen Ritterorden vereinigt wurden.

414 = 420 *Sanct Stegnis* = *St. Aymis?* Es könnte das von einer Agnes gestiftete Augustinerkloster Monte Pulciano in Toskana gemeint sein.

422 f. = 428 f. poenitenciariae S. Mariae Magdalenae, Convertitenkloster in Rom.

425 = 431 *ain orden groß, wit vnd namhaft.*

431 = 437 *Marias.*

441 = 447 *man hat ze Costitz gesechen.*

443 = 454 die Carmeliten.

451 = 457 *man haißetz auch Carmeliten.* Der Vers gehört zu den vorhergehenden.

452 = 458 Es gab 3 Orden des Namens Hieronymiten. Hier ist gemeint der Orden der pauperes Eremitae S. Hieronymi, der 1377 von Petrus Gambacorti bei Montebello gestiftet wurde und sich sehr schnell auch in Tirol und Baiern verbreitete.

454 = 460 *dienstlich by.*

477 = 483 Die Eremiten des hl. Augustin, 1256 von Alexander IV. aus vielen kleinen Genossenschaften vereinigt, 1564 von Pius V. unter die Bettelorden aufgenommen.

484—86 = 490—92 Der Salvatororden, Heilandsorden oder Orden des Weltheilandes, 1366 von Brigitta von Schweden gestiftet, mit deren Kanonisierung das Konstanzer Konzil sich zu beschäftigen hatte.

Brigitta war, nachdem sie Wadstena, z. T. mit römischem Geld (s. Dan. E. Wagner, der europ. Norden = Allg. Weltgeschichte 16, 1—9 Leipzig 1778—89. XII, 345) erbaut und ihren Orden gegründet hatte, bald darauf, am 23. Juli 1373, gestorben. Die Schweden betrieben nun eifrig ihre Kanonisation und erlangten sie denn endlich auch am 7. Oktober 1391 von Bonifaz IX. in Rom (s. Dan. E. Wagner a. a. O.). Dieser Erfolg kam der Ausbreitung des Ordens sehr zu statten. Schon am 1. Mai 1394 konnte frater Magnus Petri, der von 1384—93 generalis confessor von Wadstena gewesen war, nach Rom gehen, um in Italien ein Tochterkloster zu gründen. In seiner Begleitung befanden sich die fratres Ericus Gudhmundi presbyter und „Lucas qui tunc laicus erat, sed in Roma ordinatus est presbyter". Am 21. März 1395 erfolgte dann wirklich die Gründung des neuen Klosters in der Nähe von Florenz „in quodam loco, qui dicitur Paradisus". Fr. Magnus Petri starb hier am 21. März 1396, und sein Nachfolger wurde wahrscheinlich eben jener Lucas (vgl. die Notizen zum 1. Mai 1394 und 21. März 1396 im Diarium Wazstenense, abgedruckt in Script. rer. suecic. med. aev. edid. Fant, Geyer et Schröder Upsala 1818—25 Bd. I).

Am 30. September 1402 gingen dann die Patres Ericus et Thorirus Andree „pro aliquibus negociis monasterium nostrum summe tangentibus" (Diar. Wazst.) nach Rom, nämlich um von Joh. XXIII. eine Neubestätigung der Regel zu erlangen (vgl. Fr. Hammerich, den hell Birgitta og kirken i Norden. Deutsch von Al. Michelsen, Gotha 1872 S. 255). Bald darauf ging derselbe Thorirus Andree mit Lucas, der nach Wadstena gekommen war, „pro informacione fratrum et sororum" nach Florenz, Thorirus nochmals am 15. Sept. 1406 auf 2 Jahre (Rückkehr am 30. Juni 1408) „pro dilatacione ordinis" eben dahin.

1407 wird Lucas von Bonifaz IX. „Professor Ordinis S. Salvatoris et Conservator generalis Ordinis eiusdem" genannt (Diar. Wazst. zum 14. Mai 1429). Er scheint demnach wirklich die Rolle eines Ordensmeisters gespielt zu haben und ist jedenfalls mit dem von Prischuch Genannten identisch. (Dazu vgl. auch Diar. Wazst. a. a. O.: „frater Lucas, confessor generalis monasteri de Paradyso, pro tenendo hic generali capitulo huc venit." Er starb auf der Rückreise am 24. Dez. 1429 in Borghalaos).

488 = 494 *im glück.*

511 = 517 *fliecht ir abweg, das es ew grewt!*

519 = 525 *das ist allem menschlich wissen kund.*

520 = 526 *Wider an fach ich.*

543 = 549 f. *Ir obrost maister vnd genral. minister vnd prouincial.*

550 = 546 *ün zal da ist vnd gwesen sy.*

563 = 569 *vermügen.*

569 f. = 575 f. = Die Arithmetik lehrt die goldene Zahl und die drei Dimensionen berechnen.

571 f. = 577 f. Sophisterei beherrscht die Logik, so daß die Wahrheit oft beschnitten (*deputiert*) wird.

582 = 588 *ir kunst subtil*: die Medizin. *Jouis, Venus kunst*: die Astrologie.

585 = 591 *natürlich*: philosophisch-naturwissenschaftlich, im Gegensatz zu theologisch; *natürlich kunst, wißheit* sind aber auch termini für die Alchemie.

586 = 592 *ze Parys*: die christlichen im Gegensatz zu *haydnischen*.

589 = 595 *Cor leonis*: ma. Name des Regulus, hier als Bild für den hellstrahlenden Ruhm Albrechts.

591 = 597 *lerent ainen frägen.*

594 = 600 *wunders denken künd.*

602 = 608 *fließ, kris, wies got.*

619 = 625 *ydromey*

623 = 629 *hermes* ist Genetiv: Hermes Trismegistos, der Verfasser der Tabula smaragdina.

627 = 633 *Cyrogramacy*: wohl = Chiragramantie, d. h. die Kunst, welche das Chiragra u. a. Krankheiten erkennen lehrt; sachlich = Chirurgie.

650 = 656 *vil gelerter, wis lectores.*

651 = 657 *hin vor.*

659 = 666 *luna*: „über die irdische Welt hinaus".

668 = 674 *man finde da.*

673 = 679 *Binus.* Identisch mit dem Astrologen Abu Ma'schar (gest. 885)?

674 = 680 *großen kunst.*

675 = 681 *Rosinus*: Robertus Vallensis, de arte chemica (Paris 1561. 16°, zählt eine Reihe von Alchemisten nach den Sprachen auf, in denen sie ihre Werke abfaßten (nicht richtiger: in denen ihm ihre Werke vorlagen?), und nennt unter denen, „qui latine scripserunt", einen Rosinus. Dieser kann wohl kaum mit Ibn Ruschd-Averroes identisch sein, da Averroes kein Alchemist war.

676 = 682 *Offidius* = Alphidius (Schmieder, Gesch. d. Alchemie S. 130)?
678 = 684 = Abû Bekr ibn Wachschîja (Brockelmann, Gesch. d. arab. Lit. S. 141)?
679 = 685 *Phebus vnd Thaebit*: Ph., ein jüdischer Naturforscher. Thaebit (vgl. Parz. 643, 17) = Thâbit ibn Qorsa, arab. Mathematiker und Mediziner (836–901). S. Brockelmann, S. 139.
693 = 699 *wirt.*
726 = 732 *von den.*
730 = 726 *istz.*
735 = 741 Ich glaube hier gegen Liliencron, der die Zeile mit den folgenden in Zusammenhang zu bringen sucht, eher daran, daß Pr. an einen besonderen König von Spanien dachte.
737 = 743 Ferdinand v. Kastilien (— 1416), dann dessen Sohn Alfons V (—1458); vgl. Richental S. 46.
747 = 753 Johann I. (1385—1433); Richental S. 15 und 202.
747 = 755 der unmündige Johann II., für den die Mutter und (bis 1416) Ferdinand v. Aragon die Regierung führten. Rich. S. 51, 101.
751 = 757 Karl d. Edle (—1425). Rich. S. 51, 87, 207.
758ff. = 764ff. Dänemark, Schweden und Norwegen unter Erich von Pommern; — *botschaft in beden, dem küng vnd dem concily*: Erich unterhandelte mit dem König wegen seiner Händel mit Schleswig-Holstein und Lübeck. Vgl. Fr. Rühs, Gesch. Schwedens. Halle 1803, II, S. 11, Altmann No. 1757, 1560 und Dan. E. Wagner, a. a. O. XVI, 2, S. 467. — Im Konzil handelte es sich 1.) um die Kanonisation der hl. Nicolaus, Bryniolf und Ingrid; 2.) um die Kanonisation der hl. Brigitta und die Bestätigung der Regel ihres Ordens, worüber sich die Verhandlungen bis zum Juni 1419 hinzogen. Vgl. zu 1) Dalin, Svea rikes historia. Wismar, 1756—64, II., 482 und Diar. Wazst. zum 2. Nov. 1417; zu 2) Diar. Wazst. zum 14. Dez. 1414; Benzelius. Mon. vet. eccles. Sveogoth. S. 164; Hefele, Konziliengesch. VII, 1, S. 80f.; Richental, S. 53; Altmann No. 1533; Lagerbring, Hist. Suec. IV, 309; Diar. Wazst. zum 24. Mai 1416, 28. Aug., 29. Sept. 1417, 29. Juli, 9. Sept., 10. Dez. 1418; Benzelius, a. a. O. S. 167, 169f. und 172; Diar. Wazst. zum 14. Jan., 14. Juni und 1. Juli 1419.
766 = 772 *boten.*
767 = 773 Ein König von Schottland existierte damals eigentlich nicht. Die Regierung führte vielmehr nach dem Tode des schwächlichen Robert III. (1406) dessen Bruder, der Herzog von Albany.
779 = 785 Janus von Lusignan; Rich. S. 50, 159, 207.
782 = 788 vgl. Rich. S. 47, 191.

793 = 799 *all die hungert, dürst.*
794 = 800 *rechtikait.*
835 = 841 *hat künclich.*
838 = 844 *herrschaft all erzelt.*
842 = 848 *dass niemant gantz waiß über al.*
845 = 851 *selber ald ir.*
870 = 876 *das er ain kurfürst klaidet gat.*
872a—d = 879—82 *Von Nüremberg burggraff fürst Johan,*
*der kom auch mit der eren van,*
*mit vil edlem plůt her schawen*
*von Orlemund, Schwartzburg, Plawen.*

Johann, der Bruder Friedrichs von Nürnberg, führte die Burggrafschaft weiter; vgl. Rich. S. 49.

*Orlemund:* die gefürsteten Grafen Wilhelm und Otto von Orlamünde. Rich. S. 194.

874 ff. = 884 ff. Ludwig von Brieg und Liegnitz: Rich. 37, 58, 103, 109, 191. Altmann, No. 1921, 2432. Vgl. auch Altmann, No. 3234 und A. Samter, Chronik v. Liegnitz, Bd. I, S. 289 ff. — Ludwig kam mit 200 Pferden nach Konstanz (Zedler, Univ.-Lex. XVIII., 926).

881 ff. = 891 ff. Altmann, No. 2226.

887 = 897 s. Rich. S. 192.

889 = 899 *Fürstlicher botschaft ich genig.*

890 = 900 Holland: Wilhelm VI, Graf von Holland, der Enkel Ludwigs des Baiern. — Anton von Brabant, zweiter Sohn Philipps des Kühnen v. Burgund, fiel 1415 bei Azincourt. Ihm folgte sein Sohn Johann IV (—1427). — Braunschweig: s. Rich. S. 190.

891 = 901 *marggraffen, lantgraffen brieff.*

897 = 907 Großfürstentum Litauen. Rich. S. 202.

899 = 909 Westrußland: Herzog Fedur. Rich., S. 191.

900 = 910 Ostrog in Wolhynien, damals Fürstentum.

901 = 911 Geldern, im M.A. Gelre. Rich., S. 191. — Berg: Herzogtum seit 1380 (Wilhelm I., dessen Sohn Adolf I.). — Flandern: seit 1386 zu Burgund gehörend, s. Vers 915.

903 = 913 Orleans: Herzogtum und Lehen der Krone Frankreichs: Charles v. Valois, Graf von Angoulême, von 1415—1419 in englischer Gefangenschaft.

904 = 914 Amadeus VIII.; vgl. unten V. 1419.

905 = 915 Johann d. Unerschrockene v. Burgund (1404—19). Die Picardie kam 1435 ebenfalls zu Burgund.

906 = 916 Berry: s. Rich., S. 191. Herzogtum seit 1360, damals unter dem Oheim des franz. Königs.
907 = 917 Graf Bernhard VI. von Armagnac, unter Karl VI. Haupt der orleanistischen Partei, eroberte 1413 Paris, fiel aber durch Isabeau am 12. Juni 1418.
908 = 918 Der Hennegau fiel durch die Heirat Ludwigs von Baiern mit Margarete, Gräfin v. H., an Wittelsbach und stand jetzt unter Herzog Wilhelm. — Friesland gehörte teils zur Grafschaft Holland, teils zu Groningen und Oldenburg.
909 = 919 Brandenburg: vgl, Rich. 192. — Stettin, s. Rich. 191, gehörte seit 1235 einer Seitenlinie des pommerschen Fürstenhauses, die 1464 ausstarb. — Preußen: im Besitz des deutschen Ordens.
910 = 920 Herman von Cilly, Sigmunds Schwiegervater. — Winden s. Rich. S. 193. — Rotrußland, das hier wohl gemeint ist (vgl. V. 909), gehörte zu Ungarn.
911 = 921 *Tuschan*: Toskana. — Lombardei: hier sind wohl besonders Malatesta v. Rimini (vgl. u. V. 1030) und Filippo Maria v. Mailand gemeint; vgl. Rich. 192.
912 = 922 *groß gût dem consily nach verzarten*: *d. c. nach* = dem Konzil (d. h. der Pracht und Zeitdauer des Konzils) entsprechend.
914 = 924 *Westerich ich bris* — Karl II. von Lothringen (—1431), s. Rich. S. 49.
915 = 925 Graf Eberhard III. (1392—1417) und Eberhard IV. (1417—19).
918 = 928 Graf Friedrich v. Ö.: s. Rich. S. 194f. Die Grafen von Ö. waren unserem Dichter bekannt. Einer von ihnen war bis 1375 Stadtvogt von Augsburg, und in den Kriegen des Städtebundes gegen die Baiernherzöge (1381) standen die Grafen treulich dem ersteren bei. Friedrich von Ö. hatte, von Wenzel eingesetzt, die Wahrung des Landfriedens zu überwachen u. s. w.
924 = 934 *ewig hellisch für.*
927 = 937 Hennenberg gefürstete Grafschaft in Franken; Rich. S. 193. — Hessen: Graf Wilhelm, s. Rich. 192. Hessen war Landgrafschaft. 1413 nach dem Tode Hermanns des Gelehrten übernahm Ludwig I., der Friedsame, die Regierung (—1458). Als dessen Gesandter ist wohl der obige zu betrachten. — Thüringen (*Türgen*): Friedrich der Friedfertige (1406—40), s. Rich. S. 200.
931 = 941 vgl. Rich. S. 200 und 197.
933 = 943 s. Rich. Register.
947f. = 957f. vgl. Rich. S. 203.
952 = 962 *sagt, maister, mir.*
972 = 982 *nur ainen.*

975 = 985 *das sind vß ainem worden drey.*
996 = 1006 *vergat.*
999 = 1009 *clarlich.*
1000 = 1010 *gantz lauter, warlich.*
1002 = 1012 ein Irrtum. Joachim starb 1202.
1005 f. = 1015 f. *anvieng: angieng,*
1007 = 1017 *vnder babest ächt.*
1008 = 1018 *den.*
1009 = 1019 *von den er in sinr wissag spricht.*
1011 = 1021 *nur.*
1020 = 1030 Carlo Malatesta, der bekannte Condottiere, war päpstlicher Vikar für Rimini und Pesaro und gehörte wie sein jüngerer Bruder Pandolfo — bei Rich. S. 47 einmal „Landolfo, sin vetter" —, der Archidiakon zu Bologna und Subdiakon Gregors XII war, zu dessen Obödienz. Vgl. Rich. S. 75 u. ö.: G. Voigt, Wiederbelebg. d. class Alt. I., 572 ff.; — Hefele, Konz.-Gesch. VI., 862 und VII., 5 ff.
1023 = 1033 *hat im ganzen*: ihm, d. h. dem Malatesta; *ganzer gwalt* = Vollmacht.
1024 = 1034 *Well nachs consilis r. l.*
1025 = 1035 *wil.*
1028 = 1038 *hat vff die.*
1029 = 1039 *versch gmacht, vff ir auaricia.*
1031 = 1041 *prauus.*
1033 = 1043 *von buren geschlecht. buren* statt *phurem*, 'reinem'?
1034 = 1044 *der überwindet vnd tût recht.*
1038 = 1048 *der aller cristenhait gefrumt.*
1041 = 1051 *er* statt *nû.*
1042 = 1052 *all symony er gar verdrückt.*
1062 = 1072 *gar ze hoch minr vnwitz brief.*
1067 = 1077 *tier vnd für.* „Das Tier tat und benahm sich (*varn*) entsetzlich".
1070 = 1070 *maint, was.*
1071 = 1081 *ich btüt.*
1072 = 1082 *von Auian: der wirt geschent.*
1073 = 1083 *das vor geschach.*
1074 = 1084 *ez cisma.*
1084 = 1094 *nach ainr complet er im erschain.*

1085 = 1095 *Cristus zů Petro selber sprach.*
1087 = 1097 *von Auian vnd sin nachvarn.*
1089 = 1099 *Dim f. v. p., dem t. d. k.*
1091 = 1101 *andren küngen, deinr fründen vil.*
1092 = 1102 *dichs.*
1100 = 1110 *funden.* *das = da es.*
1102 = 1112 *von Auian, mit kętzers list.*
1104 = 1114 *ketzery.*
1105 = 1115 *Der Huß, der.*
1108 = 1118 Anspielung auf Luc. 16, 19—31.
1112 = 1122 *barmung ist in.*
1115 = 1125 *narren, toren.*
1125 = 1135 *ewiclich, ymmer vnd ymmer.*
1126 = 1136 *nymmer.*
1145 = 1155 *wissen das.*
1148 = 1158 *gwalt, warheit, witzen.*
1151 = 1161 *a. w. mag man dr. p. han.*
1156—57 = 1166—67 *all ketzer hinder sich treibet.*
*Gen Ephesos [er] in enbot.*
1167 = 1177 *tod vnd irem.*
1170 = 1180 *schaden tůt.*
1172 = 1182 *dass schier verdorben gar sin můst.*
1176 = 1186 *vnder c., b.*
1179 = 1189 *conscientz.*
1181 = 1191 *all ir natur.*
1190 = 1200 *das nur vff gitzkait.*
1191 = 1201 *gitz.*
1194 = 1204 *nit.*
1195 = 1205 *die hailgen schrift vnd das.*
1197 = 1207 *von symony.*
1198 = 1208 *irs hertzen.*
1201 = 1211 *We, we euch! ewiclichen we!*
1207 = 1217 Das Zitat stammt vielmehr aus Matth. 10, 8.
1208 = 1218 *gotz gab vnd all kunst.*
1213 = 1223 *verkauft man.*
1216 = 1226 Die Worte *in der figur* gehören zur folgenden Zeile: „Ich

will meine Vorwürfe in vollem Ernst, zum Teil scherzhaft — dies geschieht aber nur figürlich — machen". Prischuch deutet damit auf die ironischen Zeilen 1227 und 1235.

1219 = 1229 *der:* wenn jemand.

1220 = 1230 die Zeile ist adversativ: „aber viel Pfarren . . . (deuten auf) *tüfels laist* = des Satans Spuren.

1221 = 1231 *man nit ain*: die Zeile ist nicht ironisch gemeint! Sie gehört vielmehr eng zum vorhergehenden Verse.

1224 = 1234 *Ecce, wanns leben im gat ab!*

1225 = 1235 *groß pompp, kunst.*

1226 = 1236 *Sech.*

1227 = 1237 *in hellisch, tüflich marter sitz.*

1229 = 1239 *die nymmer vält.*

1232 = 1242 *die ist brait.*

1235 = 1245 *sant Pauls e. das b.*

1240 = 1250 vgl. Apostelgesch. 8, 23.

1242 = 1252 *gaistlich.*

1243 f. = 1252 f. *ob yeman das wunder dunck:*
*glich als der aspis vnd der vnck.*

1246 = 1256 *kauft.*

1248 = 1258 *des man im thyriaggers darf.*

1251 ff. = 1261 ff. Wenn jemand mehr als eine Pfarre hat, mit der die Seelsorge verknüpft ist, so ist das unrein u. s. w.

1252 = 1262 *die selsorg hat, das ist vnrain.*

1259 = 1269 *niemant das hab für übel mir:*

1261 = 1271 Ev. Luc. 19, 40. Vgl. auch die legenda aurea des Jakobus a Voragine, c. 181.

1267 = 1277 *sant Hiltgart.*

1268 = 1278 *wiß.*

1270 = 1280 Die folgenden Verse gehen auf den Brief der Heiligen an Werner von Kirchheim zurück: „In lecto aegritudinis jacens" etc. S. Migne, Patrol. 197, 269—71.

1283 = 1293 *vnd clagt mer durch der himel wolk.*

1285 = 1295 *das sy den l. n. wandlen.*

1286 = 1296 *handlen.* Die beiden Verse beziehen sich auf die Darreichung des Abendmahles durch den Geistlichen: „daß sie den Körper (Christi), ihres Angelobten, nicht sündlos berühren und wandeln (ternssubstanciant).

1290 = 1300 *hailger.*
1296 = *vexilla mortis* steht ἀπὸ κοινοῦ.
1299 = 1309 *die sind mechtig.*
1304 = 1314 *ab dem consily ward im grausent.*
1316 = 1326 *er so hold.*
1319 = 1329 Konzessivsatz.
1331 = 1341 . . . . . *wie im c. er sich hab gehalten? Sprach er: Das laß ab!*
1346 = 1356 *baide hand.*
1355 f. = 1365 f. . . . . *kindlin vand by dem mer, das macht . .*
1366 = 1376 *vngriffenlich die gothait ist.*
1369 = 1379 *ze tůnd besonder.*
1371 = 1381 *ich fürleg.*
1372 = 1382 *das ich.* „Noch einen weiteren Beweis meiner Einfalt bringe ich vor, damit man höre, wie töricht ich bin".
1377 = 1387 *wislich.*
1378 = 1388 *a, a, a ich åch.*
1380 = 1390 *an wertlich tichten.*
1388 = 1398 *d. im ç. bschicht z. h.*
1393 = 1403 *ich nun das.*
1394 = 1404 *lob von h.*
1395 = 1405 Zu den folgenden Versen (—1564) vgl. MLenz, König Sigmund und Heinrich V. v. England. (Berlin, 1874).
1397 f. = 1407 f. . . *jar sich das vergieng do das consily sich anvieng.*
1402 = 1412 *ersteckt.*
1404 = 1414 *ich sag.*
1407 = 1417 *Da.*
1412 = 1422 *Da.*
1413 = 1423 *der durchlüchtend fürst gboren hoch.*
1414 = 1424 am 18. Juli 1415; s. Hübler, die Konstanzer Reformation und die Konkordate von 1418 (Leipzig, 1867.) S. 5, Anm. 11. Als Zwecke seiner Reise nannte Sigmund in seiner Abschiedsrede die Verhandlungen mit Benedikt, Beilegung der inneren Verwicklungen in Frankreich und Schlichtung des Streites mit England. S. Lenz, a. a. O. S. 70.
1418 = 1428 *v. f.; schier ichs n. w.*

1420 = 1430 *permesoy?* Ich möchte das ür eine Verschreibung etwa für *per enesoy, anesoy*, d. h. Annecy, halten. Annecy, früher Residenz der Grafen von Genévois, kam 1401 an Savoyen. Zu interpretieren wäre dann etwa: „den mächtigen Grafen von S. machte er zum Herzog, auch für das neuerworbene Gebiet von Annecy.“ Die Ernennung erfolgte am 19. Februar 1416, vgl. Altmann No. 1932.

1421 = 1431 *erst werck uff:* vorher ging der Abschluß der Narbonner Artikel (13. Dez. 1415).

1430 = 1440 *das er sin glimpf nit macht so wäch*, d. h. „daß er seinen Leumund auf solche Weise (durch seinen Starrsinn nämlich) nicht berühmt machte.“ — Ich möchte übrigens diesen Vers und 1439 gegen MLH miteinander vertauschen; 1440 wird dann von *redt* (1437) abhängig, was viel besser paßt, als *bat.*

1432 f. = 1442 f, *vnd kom gen Costitz — ers verhieß — vnd sůcht da recht zů hail sinr sel.*

1436 = 1446 *mit recht die bäbsty.*

1438 = 1448 *vnd alls consilis*

1444 = 1454 *cisma end.*

1449 = 1459 *er ymmer.*

1450 = 1460 *das cisma.*

1461 = 1471 vgl. 2. Sam. 18: Wie Absalon (*filium perdicionis*) heuchelt Benedikt Demut und Gerechtigkeitsliebe.

1463 = 1473 *verhetzt.*

1464 = 1474 *vom babst ze Auian geletzt.*

1467 = 1477 *des doch köng Sigmund nit gerůcht.*

1474 f. = 1484 f. *Von den sechs küngen nymmer wechst das cisma; hand sy glassen ab.*

1481 = 1491 *batz das sy beliben.*

1487 = 1497 *haltens trülich.*

1494 = 1504 *sagend.*

1497 = 1507 *ains kayzers, künigs rat.*

1506 = 1516 *geschenkt dem edlen.*

1508 = 1518 *got hat verr g.*

1512 = 1522 *gůt?* Das war nicht so schlimm. Die Unkosten der Reise nach Paris trug, wenigstens zum großen Teile, die französische Regierung; s. Lenz, a. a. O. S. 78.

1513 = 1523 Sigmund traf am 1. März in Paris ein, aber in ganz anderer Absicht, als seine Abschiedsrede vor dem Konzil glauben machen wollte und der Dichter hier annimmt.

1519 f. = 1529 f. *zwischen der künckrich baider,*
*der gar lang gewert het laider.*
1526 = 1536 *schaden an lib, an gůt.*
1528 = 1538 *das richt vnd schier.*
1533 = 1543 *das man in ert, dunckt.*
1535 = 1545 *Den küngen.*
1537 = 1547 *ich da von.*
1543 = 1553 *sprachen, er.*
1555 = 1565 *da.*
1560 = 1570 *all vnrecht.*
1563 = 1573 *vnd klag d. e. f. vnd t.*
1572 = 1582 *jar vnd.*
1575 = 1585 *mer, durch die w.*
1578 = 1588 *Der sin küng.*
1579 = 1589 *mïv, arbait.*
1580 = 1590 *het.*
1585 = 1595 *verdienet w. d. vmbs v.*
1590 = 1600 *yetz vnd.*
1593 = 1603 *vßriter:* von *ritern* = sieben, reinigen, auslesen.
1594 = 1604 *dass cisma nit mer werd witer.*
1595 = 1605 *eweclichen.*
1599 = 1609 *hand, gerechtikait.*
1612 = 1622 *als vßricht.*
1624 = 1634 *hilff, in deinem.*
1626 = 1636 *all s. v. angesigen.*
1627 = 1637 *hertz im a.*
1634 = 1644 *mit der sel höchsten krefte dry*: Dieser und der folgende Vers ist eine Formulierung mystischer Spekulation. Die Seele wird als bloßes Aggregat von Kräften aufgefasst. Schon beim hl. Bernhard erscheinen als „höchste Seelenkräfte" ratio und voluntas. Letztere sucht mittels der ratio Gott: so entsteht die consideratio, deren höchste Stufe und letztes Ziel die contemplatio, das unmittelbare Schauen ist. In solchem Zustande ist der Mensch dann „vergottet, gotformlich" (s. oben V. 347 f.). Bei Bonaventura, dem scholastischen Systematiker, erscheint der Ternar memoria, intelligentia ,voluntas als die Kräfte der Seele auf einer bestimmten Stufe zum ersten Mal in der Mystik. Die Dreieinigkeit Gottes tritt in der Dreieinigkeit der Seele

des Menschen (des Abbildes Gottes!) hervor; daher das Arbeiten mit Ternaren weiterhin die ganze Mystik durchzieht. Auch Alb. Magnus findet in der einen mens die Dreiheit ratio, memoria, voluntas wieder. Von hier übernimmt sie dann Eckhart u. s. f. Vgl. Preger Gesch. d. dtsch. Mystik, I.

1636 = 1646 *stand still.* Sie kommen erst in der contemplatio zur Ruhe.

1637 f. = 1647 f. *ain helm von der höchsten gab:*
*der hailig götlich christenglaub.*

Wenn der Helm so gefertigt ist, wie angegeben (unter dem Zeichen des Kreuzes aus den drei Kräften), dann ist er der wahre Christenglaube, eine Gabe von höchstem Werte.

1642 = 1652 *ain.*

1645 ff. = 1655 ff. Wieder ein mystischer Gedanke. Schon Bonaventura sagte, daß die Seelenkräfte durch die Sünde verderbt sind und nicht vorwärts kommen können, wenn nicht die göttliche Gnade sie wieder herstellt. Dementsprechend heißt es bei Eckhart: der Mensch könne nicht zu Gott kommen, wenn nicht Gott ihm helfe und ihn zu sich ziehe, und dies Wirken Gottes sei seine Gnade. Sigmund bedarf also der göttlichen Gnade zu seiner Rüstung, wenn seine Gotteserkenntnis hell und klar werden (*brehen vnd glißen*) soll. Zu Vers 1657 s. Preger S. 436 ff.

1651 = 1661 *gotlich glait.*

1652 = 1662 *v. a. s. s., got, widerrait:* „Deine Fürsorge (*rat*) gleiche alle seine Schuld aus, so daß er dadurch wie durch einen Schurz gesichert ist."

1653 a—b = 1664 f, *Sin fröd sy lang, sin laid sy kurtz,*
*din götlich trost sin armzüg.*

1654 = 1666 *verschmüg.*

1556 = 1668 *zween hentschůch.*

1660 = 1672 *harnasch, messer.*

1664 = 1676 *gib im z'baingwand zween stücklin schůch.*

1666 = 1678 *An im din tod.*

1669 = 1681 *Barmhertzig.*

1677 = 1689 *Der sel fünclin sinderisis:* Bei Hieronymus, in Ezech. c. 1. heißt es: Item συντήρησιν dici aiunt partem animae, quae semper adversatur vitiis. In diesem Sinne, als regulatives Princip des Willens nimmt Bonaventura den Terminus in die Mystik auf und gibt ihm das Epitheton scintilla. Beides übernimmt Eckhart. Jenes gibt er in der Form *sinderesis*, dieses übersetzt er mit *ganster, fünck-*

*lin der sele.* Ueber die Unterschiede der Definition der beiden s. Preger I., besonders S. 416.

1678 = 1890 *sy in sim h.*
1682 = 1694 *hort.*
1684 = 1696 *Got! in in hût hab, pfleg in well!*
1585 f. = 1697 f. *Din götlich nam, der sy sin kry*
*das er got täglich lobent sey.*
1687 = 1699 *Der hoche schatz götlicher minn.*
1689 = 1701 *das nit zvil hert noch waich in letz.*
1696 = 1708 *vnd hie.*
1698 = 1710 *vff sin pferd vffs allerbest.*
1702 = 1714 *geben ain geraid.*
1703 = 1715 *Ain satel.*
1704 = 1716 *a. war e.*
1709 = 1721 *Allmechtiger, des.*
1710 = 1722 *vernunft, wishait.*
1711 = 1723 *sprach hystorice.*
1718 = 1730 *an sel, an lib.*
1721 f. = 1733 f. *Doch werd im vor din gnad gesent,*
*rïw, bicht vnd hailgïw sacrament.*
1723 = 1735 *gnad im vor.*
1731 = 1743 *sant P.*
1736 = 1748 *das w. d. d. l. der glory.*
1738 = 1750 *dinr vinen gothait dar durch brechen!*
1739 = 1751 *Allmechtig got, e. s. die s.*
1740 = 1752 *vff gangen.*
1743 f. = 1755 f. *concludiert: deliberiert.*
1748 = 1760 *confirmirt.*
1753 = 1765 *Des jars do man zalt M vier C.*
1755 = 1767 *am hailigen sant Martinstag.*
1757 = 1769 *i. kunst, gnad.*
1768 = 1780 *gitzkait, miet noch fifel: fifel* haben alle drei Hss.
1777 = 1789 *l. i. in, das ich wiste, wie?*
1778 = 1790 *das ich nich zvil noch zlützel gię.*
1779 = 1791 *sim lob z. h. n. ab z. t.*
1785 = 1797 *I. b. got, d.*

1786 = 1798 *confortier.*
1787 = 1799 *m. a. tugent, götlicher v.*
1790 = 1802 *all iren v. lagens ob.*
1793 = 1805 *D. ers v., schätz f. a. g.*
1804 = 1816 *s. selb m. s. l. ersteckt.*
1808 = 1820 *Nim in din hertz götlichü trü.*
1812 = 1824 *w. gewalt hat, er, sich d. r.*
1814 = 1826 *s. w. din gwalt.*
1816 = 1828 *wer wär vnd recht hab, dem bis hold!*
1818 = 1830 *wer falschlich tû, ze schand in bring!*
1819 = 1831 *g. d. du daran.*
1820 = 1832 *tag du nit.*
1821 = 1833 *stast du.*
1823 = 1835 *z. ist vff sünder, feindt.*
1824 = 1836 *vff sin.*
1824 a—f = 1537—1842 *Got geb, das da küng Sigmund stand*
*vnd wir mit im zer rechten hand,*
*das got zû vns sprech: 'venite*
*in min rich!' vnd spricht auch: 'ite!'*
*zû den bösen, 'gänd in die hell,*
*in ewig tod, sind tüfels gsell.'*
1826 = 1844 *clär lüchten, schinen zû vrkünd.*
1830 = 1848 *vnd werd der höchsten engel gnoß.*
1833 = 1851 *nit wislich wöllen recht verstan,*
1839 = 1857 *allermaist.*
1851 = 1869 *min mü mich nit.*

# Anhang II. Textabdruck der Schlussrede.

*Der Druck folgt getreu der Handschrift. Nur sind die Abkürzungen aufgelöst und die rot gestrichelten Buchstaben am Anfang der Reimpaare und im Versinnern durch Majuskeln wiedergegeben worden. Außerdem wurde der Text interpungiert. Von Abkürzungen kennt Erlinger folgende: ein wagerechter Strich über einem Buchstaben bedeutet das Fehlen eines* n *dahinter, über* m *oder* n *auch die Gemination, über auslautendem* n, m *(der Endung) den Ausfall eines vorhergehenden* e; *ebenso erspart sich Erlinger das* b *in* vmb, *das* d *in* vnd. *Ein kleiner, bald* s*-förmiger, bald hufeisenähnlicher Haken bezeichnet das Ausfallen eines* r *oder* er. *Die Wortabteilung wurde nur in ganz wenigen Fällen der Deutlichkeit zu liebe verlassen.*

## Der Beschlüß des Consilys ze costitz.

Got, aller creatür vrspring,
am anfang schöpfer aller ding,
Als das der himel ring vmb grift,
was die vier Element vß wist
Als firmament, planeten ganck!
ich kom gen Costitz, ist nit lanck,
Da vand ich wirdiclichen sitzen
vierundzwaintzig mit grossen witzen:
Von dreyen bäbsten Cardinal,
ain patriarch, der eren gral,
Vnd etwe manig ertzbischoff,
schlecht bischoff vß der fürsten höf:
Die sach da mit groß honores,
vil werder maister doctores,
Jüristen in sacra scriptür,
mit wißhait In götlicher figür.
Bischoff vnd maister waren drissig
von den fünff nacion flissig
Von dem Consiliu dar gegeben,
das sy in gotz lob solten heben
An, ain Rechten babst erwelen.
das mag man offenlich erzelen.
Von nacion germanica,
die naccion hyspania,
Die naccion von galicana,
die naccion yttalicana,
Die anglicana naccion,
die all fünff da waren schon.
Die fand ich in ainem schönen hüß
vnd hetten weder sorg noch grüß;
Ir yettlich het ain sunder kamer
vnd schmitten mit Ir zungen hamer
Ainikait auß dem edlen perck.
dar vß ward das finest werck,
Das lang vß ärtz vnd zartem gschmid
gewürcket ward von gold vnd sid.
Soloh gůt arbait geschach lang nie,
in viertzig gantzer Jar ergie.
Got hat in selb zů samen gerüft
durch künig sigmund, als mans prüft.
Der hatz gesamet wit vnd prait
vonn orten all der cristenhait

1. vrsprung. 4. *l.* vß wift *?* = *im Kreise ausschwingt, umgrenzt. Vgl.* wife *f. und* weifen *Mhd. Wb. III 625.* 6 ff. *vgl. oben S. 22f. und 74 Anm.* 13. *l.* sach ich *?*. 42. von̄.

Und als, das sich dar in beschlüst,
das als von got her gat vnd fliüst.
Das doch die vier und fünfzig stimn
in rechten eren, gottes minn
Gantz vber ain recht worden sind,
des sind erfrät all cristen kind,
Die got vnd warhait habent lieb.
die bösen man von dannen schieb!
Des sind erschrocken vnd trawren
all böß falsch nachgebawren,
Das sind juden, ketzer, haiden,
die von ewig fröd sich schaiden.
Da ist ain gůt werck beschechen.
got hat herab von himel gesechen.
Mit sinen gnaden vber schwenck
ain yedlich wiser man bedenck,
Das doch in viertzig Jar nie bschach,
das man sid nie kain ainung sach
Bis nün, von gotes gnad ich sag,
vff den nächst sant martins tag.
Got da sein götlich hertz vf schloß,
das glück von himel her ab floß;
Als man vierzechen hundert Jar zalt,
da ward volbracht gotes gewalt —
Ainikait han ich geschriben —,
darnach zechen Jar vnd siben,
Da hat ainikait an gefangen
vnd zů Ccstentz ein gegangen.
Da ward ain ainig haubt erkoren
ze Römschem babst ăn krieg, ăn
zoren:
Er haist martinus babst der fünft
vnd gieng in sin ampt mit vernünft.
Vor was er Cardinal zů Rom
vnd hieß her ott vom fünster tům
Von der sul des edlen geschlecht.
got helf, das er tů wol vnd recht!
Dar vmb her mencklich, was ich sag.
der tag haist wol der fröden tag!
Des süll wir singen zů aller frist
den spruch, den schribt dauid
psalmist,
Den man singt all Jar ze oster
in yedlicher pfarr vnd closter:
„Des ist der tag in hocher acht,
den da got selb hat gemacht,
In dem wir in freüden geüden
in gotes hochem lob in freüden".
Do es also glücklich gieng,
nie größer fröd min hertz enpfieng,
So wol mir geuiel die gůten mer.
mich daucht, wie ich Im himel wer,
Da sant pauls ward ein enzückt.
do es sich also wol gelückt,
Da ainung gemacht ward wirdeclich,
dar vmb so heb ich an vnd sprich:
Fürst all der welt, küng, got vnd
herr,
wie hat das Cisma vns gewert!
Die götlich gnad so wol gestelt,
die ewig fürsichtikait erwelt,
Das got, dẅ väterlich wißhait,
dy gothait höchẅ wirdikait,
Hast verhengt durch din gnad,
das .t. Cristenhait vff Iren grad
Glich wider vff gat, als die sünn,
so sy stat in der hösten wünn,
In geminis ist gangen vff,
das der hert stechlin dyemant
schrüff
Sich hat nach gnad entwünden,
die salig zit ist vf gebunden.
Das sich von gotz gnad erfindet.
das Cisma ist gantz erlindet,
Gewaicht vnd gar zerplichen,
vß gerüt, getilgt, vß gestrichen,
Durch recht mit warhait getötet.
sid sich plaich farb hat gerötet
Nach gotz lob all der welt ze fräd,
da von all rain hertz hand beschwärd,
Die enpfangen hand glaub vnd tauff,
sacrament, reẅ, bicht vnd straff,
Als trüren sich ze fräd hat kört.
des hat kung sigmund lang begert.
Der hat lib, leben dar vmb gwagt,
bis er die ainung hat erfragt.
Die was geflochen vnd verborgen
wol viertzig gantzer jar vnd morgen.
Niemans west, wa es komen was.
küng sigmund was nit träg noch laß,
Er ist der so lang nach geraiset
ins ellend, da sy was verwaiset,
Bis das ers dooh haimlich fand,
hat sy her wider pracht ins land;

---

45. stim̃. 52 nach gebawren. 72. zorn̄. 76. *l.* fürstentům. 82. *Vgl. oben S. 38 f.* 98. *viell.* wie tät d. C. vns gewerr(e) *?* 101. Das *nimmt V. 104 vorweg.* 104. .t. = die *(enklitisch).* 118. *l.* beschöud *?*

Das Cisma ist ain falsch Commet,
ist in saturno dem planet
Lang gelauffen schedlich zwar
wol gantzer langer viertzig Jar.
Ainung lag viertzig Jar vnd schlieff,
bis ir got durchs Consily rieff.
Ze Costitz ist ainung erweckt,
vom küng das Cisma gar ersteckt.
Ainikait was siech vnd kranck,
got gab ir sin ertzny vnd tranck.
Das ainikait ist worden gesund,
des lob wir got, danck küng sigmund.
Die sind des siechtüngs artzat gwesen,
das ainung ist des siechtungs gnesen.
Die bos falsch Irrung sy verflůcht!
der kung die ainikait hat gesucht;
Die was verlorn vnd ist gefunden.
ainung Cisma hat vber wünden,
Ainung was tod vnd lebt sider,
ist vf erstanden vom tod wider,
Mit hilff des leon jüda
cisma ist ellend worden nüda.
Got kung sigmünd allweg helff!
gleich als der leo sine welff
Mit stimm vnd gschray von tod erkückt,
als hat dem leo sigmund glückt,
Das er die ainung hat transsliert,
mit grosser arbait resussetiert.
Mit wird, lob, er vnd reuerentz
als ertrich sich frücht in dem glentz,
Lieblich sich süsslich erzaigt.
Der Cisma kry ist gantz geschwaigt:
Můter der hailgen cristenhait
ist kert in fröd ir hertzlaid.
Das Cisma ist so gar verdruckt,
gar zertrümmert vnd zerstückt,
Erstört vnd zerbrochen gantz,
sein mantel rock ain yttel schrantz.
Des sey got vatter geert,
des sůns lob fast gemert,
Dem hailgen gaist gesagt gracias,
der hailgen driualt die ye was,
Ye vnd Jmmer, ain götlich wesen
glich all müntag, als wir lesen.
Das got die ainung geben hat,
des lob wir in der maiestat
Die dryualt vnd die namen drey,
— die wonem küng mit gnaden by! —
Das got wol vns hat ergetzt,
sein cristenhait hat schon besetzt,
Ob got wil, mit aim frummen hůbt,
hat got sin cristenhait begaubt.
Des freůt sich die hoch gelobte magt,
von der all wisshait hand gesagt
Die hochstů gnad vnd barmung,
die weder englisch menschen züng
Nit gar kan zellen, sagen, prayten,
noch gemessen mag, gerayten.
Des sind all tüfel erschrocken,
aller engel kör frolocken.
Besunder yeder kor vff schryt,
gross gnad, lob got sagt vnd git.
Des lobent got der seraphin
vnd auch der chor der cherübin.
Stůl engel chor singt loblich kry:
das ist die höchst yerachy.
Die mitel Jerachy nit lat,
für got die englisch herschaft gat;
Sy danckent got mit gantzem fleyß
(ich glaub gotz clarhait durch sy gleyß).
Der chor der englischen herrschaft
vnd kor der gfürsten engel kraft,
Der lustig gewaltig engel kor
stand dienstlich demütticlich vor
Got mit danck der höchsten minn.
das lob ist vber menschlich sinn..
Die drit Jerachy gat her
mit sonderr wirdikait vnd er.
Der tugenlich chor nie geschwigen
ertz engel herrlich genigen
Mit irem chor götlichem gwalt.
der vnderest chor ist och gezalt.
Das sind die nydern gaist fein,
die dancken got der gnaden sein
Mit süssem rainem zartem lob,
das ainikait ist glegen ob
Vnd mit recht hat an behebt.
das Cisma für bas nymman lebt,

---

145. 147. siechtung *(sic!) vgl. Schm. Bayer. Wb. II* 214, *Lexer II 910 f.* 159. transliert ? *viell.* transigiert *?* 166. hertz laid. 169. zer brochen. 176. all müntag als wir = *wie wir jeden Montag.* 180. wonem = wonen dem. 183. gotwil. 188. *l.* englisch noch menschen *?* 201. gantze. 210. sonder'. 217. zarte. 220. *l.* nymmer.

Ze Costentz so hat mans ertött:
erst so gat auf die morgenrött.
Das liechter tag erst worden ist,
des sey gelobet Jesus crist.
Die vinstriu hat lang eclipsiert,
cisma ist gentzlich depudiert,
Cisma hat manchen schaden pracht,
vil mer, dann yeman hat gedacht.
Wer das wislich dencken wil,
dar vß ist gangen vnglücks vil
An sel, an er, an gut, an lib.
noch mer ich lobs vnd danckens schrib.
Der kor der patriarchen ständ,
mit lob vnd danck für got sy gand,
Propheten chor, der lat nit ab,
bis yeder got dancket hab.
Der fürstlich chor sanctorum,
senatus apostulorum,
Die danckent got der güten mer.
der wirdig chor aller martrer,
Die all besunder frewend sich.
der peichter chor gar wirdiclich,
Die lobent got der gnaden hoch.
ain Raine chewschw schar her zoch,
All rain fin sälig Junckfrawen
tünd keüschlich götlich wesen schawen,
Got danckends, lobens lieplich süß,
(nun sy mencklich schweigen müß),
Das niemant Jr gesang nit tarr
gesingen vor der gothait pfarr,
Wann sy allain, dy dry augnus.
er ist allmechtig magnus.
Als himlisch her, das ist erfrüt,
das man die ainung hat bestät.
Die lieben sel hand sunder trost,
die Im fegfür lident rost,
Das in durch der ainung finger
ir liden süll werden ringer.
All cristenhait solt springen,
got mit hochen fröden singen:
Dich ewig got laudamus,
allmächtig, glorifficamus,
Gloria herr in celis!
benedictus, laudabilis!

Sich freüt alles firmament,
planeten vnd die element,
Das sy der welt mer dienen werden
got in lob, mit frücht vf erden.
Newe fröd, nü lob mencklich trib,
besunder danck man dicht vnd schrib
Der grossen gnaden vber schwenck
got in sin höchsten chören gedenck.
Barmung hat er vß gegossen,
honig, zucker vber flossen,
Her ab im himlischen taw,
das ainikait ist worden plawe,
Vest stet vnd ymmer mer gefrist,
dry vnstät farb gantz gar zerschlist,
Vnd pleibt im plaw die ainig farb,
darnach die ainikait lang warb,
Bis doch Cisma der nyder leitt.
ainikait hat behebt den streit,
Mit kampf, mit recht, mit gwalt, mit kraft
ist worden mit gotz gnad sighaft.
Got selb hat gesprochen die vrtail.
das cisma hat kain glück noch hail.
ainung ist lang gelegen vnder.
die prechen prinnt im als ein zünder.
Jm höchsten glantz dy ainung schwebt,
das sy mit recht hat behebt,
Vnd ist frölich lebent worden.
schwartz trürikait was ir orden;
Das hat rot rüsin geferbt,
in gold, in syden sich gegerbt.
Ze Costenz die vrtail gefiel,
das doch von got her kom vnd wiel.
Was schencken wir dem werden gast,
der in viertzig Jaren nie kain rast
Hat gehebt in der Cristenhait,
ain ellend pilgrin gwesen, clait?
Vnd niendert fand hüs noch herberg
als wenig als ain clain gezwerg?
Was süll dem gast nun schencken wir?
das sol ain wis man raten mir.
Den rat: schenck recht gericht, recht gwalt,

---

222. morgen rött. 226. depudiert = deputiert *‚beschnitten'?* 241. be sunder. 248. *nun muß sie jeder übertönen.* 253. er frät. 254. be stät. 288. die prehen: *mhd. nur* diu brëhe *und* das brëhen = *der Glanz.* 290. *ergänze* den strit; *vgl. 282.* 300. *gewesen (ist und) klagte.*

die zechen bott mencklich halt,
All cristen nün frömd sünd vermid,
vier schreyent sünd, die tragent nid,
Vngnant sünd land vnder wegen,
nit tribent zauberlichen segen;
Acht salikait, die land eüch lieben,
nyd vnd has ze ruggen schieben.
Hand lieb den hailgen cristen glauben,
des hailgen gaistes syben gaben;
Tůnd zucht, er siben sacrament,
dry höchste tügent ewer hertz prennt,
Götlich minn, glaub vnd zůversicht;
zů demůt ewr hertz sich verpflicht,
Zů warhait, gerechtikait sind berait,
wirk sechs werck der barmhertzikait.
Ewr fünff sinn wislich wol behüt;
ains andern glück dich nymmer müt.
Frew dich deins nächsten glück vnd hail,
so volgt dir nach der besten tail.
Vermid die siben todsund gar.
tett wir das all, wir wurden gwar,
Das nie kain höcher schenkung wart!
mid vnküsch. gitzkait vnd hoffart,
Ob das die pfaffen vnd laien tätten.
got geb vns alles das wir pětten!
Der hailig vater paubst sol schaffen,
das man weich gelerte pfaffen;
Den pfaffen Symony verbeüt —
nach irem tod es kain grewt! —
Verbüt in hoffart, gitz, vnkeüsch,
die ludry, spil vnd als geteüsch
Vnd schaff sy belyben vnverhönt,
das kainer kauff pfarramt noch pfrönt,
Gotz gaub, apty, probsty, bistum,
vnd dar an eren Jhesum cristum,
Der Jns so hoch verbotten hat.
o, manger das fast vber gat!
Peichtgelt yetlich pfaff sich schem,
mit ding vmb kain gotz gab nem,
Vmb hailge sacrament vnd tauff,
crisem, hailig öl nit verkauff,
Vmb grebnüß vnd vmb allw weich,
frumm pfaff, solch pfenning dich verzeich,
So wirt dir ewig frod lon.

das alles stat geschriben schon
Jn den götlichen rechtbůchen;
da macht du es in gesůchen.
Doch můß ich ains in warhait sagen.
wes solten sich frumm pfaffen tragen
Vnd war mit jr narung gewinnen?
das solt du wislich besinnen
Jrs opfers zechend vnd widem.
du laß nit erschrick vnd erbidem!
Ain lay sol selten zechend han,
als ich in der geschrift verstän.
Sy solten frummer pfaffen sein,
also begaubtz kayser Constantin.
Welch pfaff den zechen nemen wölt,
mit gotz dienst ers verdienen solt!
Verdient ers nit vnd nimmptz doch ein,
ich sorg, sy haben hell vnd pein,
Pfaff, für vitam actumam,
englisch contemplatumam,
Als maria madalena tet,
an all täglich todsünd bet.
Es solte tůn ain yed prelat,
als actun zwölfboten geschriben stat
Jm erst capitel 'Jesus vere
incipit facere et docere'.
Also solt ain yedlich parr anheben:
füren vor ain vnsträfflich leben,
Dar nach sin vndertan leren,
das man an sünd got solt eren,
All tugent, götlich forcht vnd zucht:
das prächt in baiden sälig frucht.
Doch sol ich auch vergessen nicht
den layen, das auch lauffen mit.
Jr presten soll man auch rüren,
die ein süntlich leben füren,
Mit nachred, gotschweren, fluchen,
mainayd, vntrw nit gerůchen,
Mit falsch, mit schenck vnd ratschatz
Wůcher dings geben vnd pfandschatz,
Eepruch, falsch vrtail, weltlich schand,
er abschniden, raüb, vnrecht vnd prand,
Das mident als durch gottes huld,

317. zů versicht. 325. tod sund. 337. vn verhönt. 343. Peicht gelt. 344. *l.* mietding = *Lohnvertrag?* 351. recht bůchen. 356. *l.* des. 358. *l.* lay. 367 f. *l.* actiuam *und* contemplatiuam. 370. tod sünd. 372. *l.* actorum. 374. facire docere. 382. *l.* dass. 385. nach red got schwere. 388. pfandschaft.

an aller boßhait hand kain schuld!
Damit so schanckten wir gemain
got selb vnd ainikait gar rain.
Gar kostlich wer die schenckung wert.
der schenckung got selb hat begert!
Es ist nun aber in der welt
manig bischoff, hat solch gült vnd gelt
So gar vil, das sich oft trügen
zechen dausent wol benügen
Erberr frümmer pfaffen arm:
das la dich, vater babst, erbarmen.
Das manger nit verdienen tůt
vmb gotz dienst solich nütz vnd gůt,
Aber ainer prelat wol hundert,
sind arm pfaffen vß gesundert.
Mang vngeleiter hat weder witz noch kunst,
dem licht man gotz gaub gar vmb sunst,
Mang abty, probsty, bistüm groß,
der nie dem ampt ward nütz vnd gnoß.
Der aller kunst großmaister wer,
hat er nit gelt, so gat er ler;
Der vnglert kauft gotz gaub vmb gold.
hingeber, kauffer geit man sold
Jn der hell, des tewfels bad.
das ist der sel ain ewig schad.
Paubst, wilt du ain recht vicari sein,
so fürder frumm vnd gelerte dein,
Vngelerte schick von der pfarr!
was sol zů prelatür ain narr,
Der kunstlos ist vnd nichtz gelert?
der ist ain esel hetir als ferdt.
Leych die gotz gaub gelerten, weisen,
die deine schaff künnen speisen
Mit wercken, worten vnd predig.
herr, so stast du vnd sy ledig
Vor gotz gericht, am jungsten tag
kumpt vber ew bed gar wenig clag.
Tust du das nit, so we we dir! we,
ewiclich ymmer vnd ymmer me,
Gat dir zů nach dem jamer tal,
da ewig trüren ist on zal!
Wie aber manig prelat gefert,
der sein vndertan hat so hert,
Mit straff vnd plind den plinden fürt,
nit mit dem minsten finger rürt
Die purdin an, got selb das sagt,
im ewangely mathey clagt:
'Die glichsner in der juden schůl
sind gesessen vff her moyses stůl.'
Hailg vater babst, dien got! noch ains
dunckt mich vor got nit ain clains:
Das alle pfaffhait haben mer
fleyß zů gotz dienst, lob vnd er,
Wann sy bis her haben getan;
es möcht in anders vbel gan
Ains mals, als es geschriben stat.
von brůder berchtolt man das hat
In siner predig vnd von sybill,
was in der sach ist gottes will.
Mechosius auch etwas setzt,
das gaistlich volk wird fast geletzt.
Apocalipsis sagt auch me
von dry grossen schwärn we,
Was vber gaistlich volk kompt,
den layen es auch nit gefrümt.
Von bingen die lieb sant hiltgart,
die setzt in Jrem bůch so hart
Vber gaistlich volk gar schwärlich
vnd Cismas, schribt gar gefärlich,
Woll gaistlich volk sich nit an lan
bas, es möcht in vbel gan.
Halt sich laider so verlaffen;
ich fürcht, got wöll die welt straffen
Vmb ir groß boßhait vnd vmb ir sünd;
ich sorg, dy straff sich yetz an zünd,
Das got hat gsagt vor mengem Jar,
das es müß werden alles war,
Vil wunders vor dem Jungsten tag.
das matheus schribt, als ich sag,
Solch groß vbel vnd vngelück,
mang groß schad vnd schwartü stück,
Die got selb hat vßgelegt:
als ertrich mit erbidem wirt erwegt
Vnd groß schädlich vngewitter,
als ertrich vnfruchtper sür vnd pitter;
Sind kürtzlich nit vff dise zeitt
beschechen groß manschlacht vnd strit
Jn franckrich, lüttig vnd vnger,

---

399. sich] sin? 400. benügen: *obj. zu* trügen. 401. Erber'. 403. Das = *dadurch daß.* 405. *aber ein P. hundertmal so viel.* 410. *zu* gnoß *vgl. Loh. 3229* daz er war dem bistuom wolgenoz. 423. ge lerten. 451. *l.* Methodius. 463. *l.* Hat: *Es ist (hat sich) leider so verlaufen.* 467. mengē. 478. vß gelegt.

ze preüssen, In schotten, ẏch hunger?
Ist gemain in all der welt
main swern, bös müntz, guldin vnd gelt?
Biseß, hagel! will vns erben,
falsch gericht will die welt verderben,
Lewẗsterb ist all diß welt vol,
in mangem land print als ain kol
Der hunger alle land vß streicht,
mit grosser tewẗr der welt verleicht!
Ain volk wider ander volk vff stat,
in streit, krieg wider an ander gat,
Ain künckrich wider das ander ist,
vater gem kind yetz sûchet list!
Ist nit in engelland, franckrich
wider ain ander yetz vngelich?
Kind wider vater, mûter sind,
prüder wider prüder geschwint,
Fründ wider fründ, plût wider plût,
gleychs selten niemant dem andern tût,
Weder gaistlich noch weltlich geschlecht,
wa yeder tail mag, tût kainem recht.
Got vns als gût, glück, seld bedeüt
vnd warnet all cristen leüt
Vor groß ketzry, die vf erstaünd.
ist das nit alles hie zû land?
Ze bechem ich den hussen treff,
der lerts vom ketzer witkleff.
Das hat gewürtzet laider wit
in manger stat yetz in der zit.
Auch warten wir bös zûversicht,
da von cristus got selber spricht,
Von dem verflůchten antekrist;
kompt vor des jungsten tages frist.
Seiner falschen vorlauffer ich vil spür,
die gand fast in der welt her für.
Die silber, gold nun lieber hẍnd
wann rechtikait, sy v̈bel stẍnd
Vor got . von wannen er vß gang
der antkrist, ist gewissagt lang:
Vom patriarch herr jakob
werd geborn antekrist der grob:
Von Jacobs sun, der haisset dann,
kompt antekrist, der pößlich man,
Vnd von dem allerpösten wib,
die ye getrůg ain frawen lib. —

Hailg vater babst vnd küng sigmund,
gedenckent an eẅrs sterben stund,
Vnd habent lieb gerechtikait!
das wird eüch hie vnd dört nit laid.
Vnd denckent, wie es gangen sey
den frömsten, besten auch da by
Küng, fürst gewaltig v̈ber all
in alter, neẅer ee der zall,
Vnd nämen da by ebenbild,
das gieng den pösen alweg wild,
Den frümmen wol bis an Jr end.
das dicht küng sigmund ich yetz send
Mit seinen gnaden vnd vrlob,
vnd beger dar vmb kain guldin gab
Dar vmb in kainen weg ze lon.
sein gnad mag michs ergetzen tůn,
Das mir nützlich ist nach eren;
den lon wolt ich haben geren.
Das ticht sich schier darnach beschlüst,
ob es küng sigmund nit verdrüst.
Küng sigmund, fürst hoch vnd edel,
sitzt billich vff ains kaisers sedel.
Den wil ich ains mer beschaiden
von Cristen, Juden vnd haiden,
Die kayser vnd küng gewesen sind,
in alter, neẅer ee ichs vind,
Die aller teẅrsten vßerlesen,
die in dry glauben sind gewesen,
Yed tail in seinem glauben der pöst,
an tugent, manhait eru vest,
In warhait vnd gerechtikait,
mit rechtem gewalt vnd mechtikait.
An frummen haiden fach ich an
cirus ain küng, ain loblich man,
Kayser Julius ain fürst wis,
octauianům ich vast pris,
Vnder dem got ze menschen ward
geborn von siner mûter zart
Mariam, dem aller rainosten vaß,
das nie von kainer sünd ward naß,
Tyberiům vnd auch titům,
den frummen vespasianům,
der den tod Jhesu cristi rach,
von tragůno rechtů gericht man sach.
Etcetera noch mer frummer,
die vmb frümmkait litten kümmer
Vnder küngen vil von Jsrahel,
die behalten h und lib vnd sel:

481. in] nit? 485. lewẗ sterb. 488. *l.* miet. 494. *l.* yegelich. 506. wit kleff. 509. zů versicht. 510. xps. 513. vor lauffer. 533. eben bild. *l.* nement? 568. tragůno = *Trajan.* 569. Etectaira.

Dauit, ich hoff, kung Salamon,
die trügend baid der wißhait kron;
Küng Josaphat vnd esechias,
yoatham vnd kung yosyas.
Nün gand die Cristen kayser her,
der Cristenhait hat lob vnd er,
Die Römisch kaiser, küng waren,
gerecht, frumm jn jr zeit vnd jaren.
Kayser philippus hieß der erst,
stat in der Coronick, ob das begerst,
Der vnder in nam tauff vnd crisem,
enpfieng den glauben cristen pisem.
Ain kayser Constanstinus groß
gar hocher wirdikait genoß
Vmb sein manigualtig gůt.
der Cristenhait vß rainem můt
Hat er getän gar vil wünders,
der pfaffhait, layen, yedem sonders.
Heraclius ain kaiser genannt,
der das hailig crütze fand,
Vnd mit Im sancta helena,
got vnd all welt amena.
Ain frümmer küng gar wol geert
Kayser narcissus nie begert
Gen got, gen der welt, wann recht vnd glich
vnd sein sun kayser dyettrich,
Der ein Rain salig fürst was.
vil tugent, er man von jm las.
Jüstinianüs kayser leret
all weltlich recht er newet vnd meret,
Er machet nützlich landrecht půch,
haist Justitata, dar Jnn sůch.
Haist in tütsch kayserlich gesetzt,
küngs recht dar jnn dich ergetzt.
Theodosius, ain kayser tewr,
fürt recht gericht seiner sel ze stewr
Vnd forcht gar wislich gottes zorn;
von kriechen so was er geborn.
Mer ain kayser leo Constantin,
der tett ain pott, můß nützlich sin,
Das allermencklich lerd sin kind
die landrecht baidü hert vnd lind.
Sant stephans hailgen lib er bracht
gen Rom, wirt eweclich gedacht.
O wol dem vsserwelten helt,
dem gar vil lobs vnd er wirt zelt
Vor got vnd von der welt gelopt,
der mang groß strit hat vberopt,

Groß kayser karl, frümm vnd hailig,
vmb sein gericht, recht gwalt sälig!
Den allen gůt, er nie zerran.
da gedenck küng edler sigmund an,
Das vmb ir all recht gwalt vnd gericht
nie kainer lag der nider nicht,
Das eer vnd sel möcht schad gesein!
got hatz behütt vor hell vnd pein.
Vor in nie glück noch hail sich parg,
als vor den falschen küngen arg.
Les man vor her rechten gwalt!
kain böser gwalt wirt nymmer alt;
Ain rechter gwalt, der weret lang;
ain vnrechter gwalt ain bös vßgang.
Wer hat es gelesen nye,
denn daß bösem gwalt bößlich gie?
Secht an nabochodonosor,
man bosen küng nach und vor.
Nim her den wutrich kung pharo,
starb im roten mer, des ward fro
Moyses, sein Juden all ze mal.
nim her für den küng saül,
Nem war Roboam, Joram vnd achab,
der nabaoth in den tod gab,
Othozyas, aza vnd amon:
den ward als des tüfels lon.
Frag man nach küng herodes,
wie es im gieng, da von man les,
Les man von nero vnd decio,
von domiciano also,
Der bös dyoclecianüs,
der abtrünnig Jülianus,
Manger der cristenhait öser,
maximianüs noch böser:
Dien vnd noch mer es vbel gieng,
der tüfel ir lib vnd sel enpfieng,
Wie spricht der prophet Jeromias:
'egressa est iniquitas'.
Von den zwain alten boßwicht,
die ze babilon fürten gericht
Falschlich dem volk von Jsrahel
vber susanna, spricht daniel.
Sigmund küng, fürst, edels plůt,
nempt da für eüch das bös, das gůt,
Die gerechten wisen vnd frümmen,
Die bösen wütrich die dümmen,
Vnd volgent nach dem besten tail.
das pringt ewr sel glück vnd hail,
Ewerm lib gůt, eer nit zerrint,

---

591. Her aclius. 604. *l.* instituta. 620. vber opt. 638. *l.* mang *?*

ob es ewr gnad wislich befint,
Das es den frummen gat so wol,
den bösen ewigs lasters vol.
Es stat geschriben lang von alter,
schribt her dauit Jn dem psalter:
'Ich was gar Jung vnd bin worden alt
vnd han angesechen gotz gewalt,
Das got den gerechten menschen nie
hab verlassen ye vnd ye'.
Da süllen sich all da an heben,
den got gwalt in der welt hat geben.
Das ticht sy küng sigmund geschenckt,
der fürstlich er nie hat bekrenckt,
Mit wort, mit werck nie hat geletzt:
des werd sein sel von got ergetzt,
Da es Jm aller liebest sey.
das geb got ain vnd namen drey,
Die behüten vns vor bosem flůch.
das ticht hat thoman pryschůch
Vß gemacht, das dy warhait ist,
da viertzechen hundert Jar het crist
Ze augspurg mer achzechen Jar
diuisio zwölffbotten, das ist war.

---

. 846 . Rim
Das ticht haist das Consily zů
Costentz Schloß Red
Von küng Sigmunds lob red
. 1469 . ady . 30. Jünny
H. E.

# Inhalt.

Seite

**I. Thomas Prischuch** . . . . . 10
Ueberlieferung (11), Familie (17), Thomas Prischuch (19), Autorschaft (21), Anwesenheit in Konstanz (22), Heirat (26), Vermögensverhältnisse (26), Nachkommen (27), Charakteristik (27), Bildungsniveau (28), Augsburgs politische Verhältnisse (29), Stellung zu Sigmund (31), Prischuchs Gedichte als Spiegel dieser Verhältnisse (35).

**II. Quellen und Studien** . . . . . 36
Mündliche Quellen (36), literarische Quellen (38).

**III. Literarhistorischer Zusammenhang***) . . . . . 44

**IV. Prischuchs Gedichte als Geschichtsquellen**
A. Des consilis gruntvest . . . . . 50
Eröffnung und Besuch des Konzils (50), Verlauf (56), Veranlassung und Zweck (57), König Sigmund (61), Tendenz der Dichtung (65).
B. Das consily zu Costentz . . . . . 66

**V. Sprache**
I. Abschnitt: Lautlehre . . . . . 75
A. Vokalismus
kurze Vokale (75), lange Vokale (79). Diphthonge (80), Vokale der Nebensilben (81).
B. Konsonantismus . . . . . 83
Labiale (84), Dentale (85), Gutturale (86), Nasale, Liquide (87).
II. Abschnitt: Formenlehre . . . . . 87

**VI. Metrik** . . . . . 90
Versart, Vers- und Wortakzent (90), Auftakt (98), Reimtechnik (99), Verston und Satzton (100).

*) Die drei ersten Kapitel sind schon als Berliner Doctordissertation veröffentlicht worden.

**VII. Komposition und Stil** . . . . . 102
I. Komposition der Gedichte
Des consilis gruntvest (102), die schloßred (104).
II. Der Stil . . . . . 105
Prischuchs Werk und das Publikum (106), direkte und indirekte Rede (111), Wortschatz (112), Formeln (115), Bilder und Personifikation (117), Satzbau (121).
**VIII. Handschriften** . . . . . 128
Beschreibung (128), Verwandtschaft (132).
**Anhang I** Die wichtigsten Abweichungen von v. Liliencrons Text und Ergänzungen zu seinen Anmerkungen . . . . . 140
**Anhang II** Textabdruck der Schlußrede . . . . . 157

## Berichtigungen.

S. 75, Z. 1 v. u. l. 1733 statt 1131. — S. 76, Z. 9 l. 1027 statt 127; Z. 7 v. u. streiche: ‚vält: welt 1239'; Z. 5 v. u. l. 1501 statt 150. — S. 79, Z. 3 v. u. l. 1835 statt 1875. — S. 105, Z. 3 l. 78 statt 77; Z. 5 l. 79 statt 78; Z. 15 l. 692 statt 672.

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

**LOAN DEPT.**

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

MAR 28 1966

JAN 5'68

RECEIVED
JAN 3 '68 -1 PM

~~RECEIVED~~ JAN 9 1986

JUL 14 1986

~~CIRCULATION DEPT.~~

LD 21A–60*m*-10,'65
(F7763s10)476B

General Library
University of California
Berkeley

GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY

B000938862